Ottilie Wildermuth

Fürs Kinderherz

Fürs Kinderherz

Erzählungen von

Ottilie Wildermuth

Durchgesehen von Otto Lange

Mit zwölf Bildern

Neue Rechtschreibung

Verlag Jugend Hort

Berlin W 50

Verlag Jugendhort (Walther Bloch Nachf.)

Druck: Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H.,
:: :: Wittenberg (Bez. Halle) :: ::

Inhaltsübersicht.

Erste Abteilung.

Zweite Abteilung.

Die drei Christbäume.

1. Edmunds Bescherung.

Es war der heilige Christabend. In den langen Straßen der großen Stadt sah man fast an jedem Fenster durch Läden und Gardinen die fröhlichen Weihnachtslichter schimmern.

Auch Edmund, der einzige Sohn eines Geistlichen, stand in des Vaters Stube in seliger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er lauschte an der Tür dem leisen Hin- und Hergehen der Mutter, die drin waltete und schaffte, und er glaubte dazwischen den Flügelschlag des heiligen Christkindes zu vernehmen; aber er wagte nicht, sein Auge ans Schlüsselloch zu bringen, aus Furcht, es entfliege ihm etwas von der Herrlichkeit, wenn er sie zu früh sehe.

Eben wollte ihn der Vater noch ein Weihnachtslied sagen lassen, um die Zeit der Erwartung zu kürzen; da rief der Mutter sanfte Stimme: „herein!“ Die Tür öffnete sich und jubelnd eilte Edmund in das hell erleuchtete Zimmer und stand geblendet und überrascht vor all den Herrlichkeiten, die unter dem Baum für ihn ausgebreitet lagen.

Er hatte sich freilich bisher jeden Tag auf etwas andres besonnen, was ihm alles das Christkind bringen sollte: zahllose Wünsche, viel mehr als der Vater hätte befriedigen wollen und können. Jetzt aber hatte er alle Wünsche vergessen und konnte gar nicht fassen, daß all diese schönen Dinge, mit denen er sich so reich wie ein König dünkte, ihm eigen gehören sollten. Da waren zwei Bücher, das eine mit biblischen Bildern und Geschichten, das andre mit schöngemalten Vögeln und Tieren; da waren prächtige Soldatenregimenter, Bilderbogen und ein Farben-

kästchen, ein hölzerner Bergschlitten, ein Winterröckchen und warmgefütterte Handschuhe dazu, — und die vielen Süßigkeiten, die das Leckermäulchen gar nicht verschmähte! — Edmund wurde nicht fertig mit neuen Entdeckungen und jubelnder Bewunderung.

Endlich blies die Mama die Lichter am Baum aus, damit sie zum Neujahrsabend noch einmal brennen könnten, und zündete Edmund ein eignes Licht an, bei dem er seine Reichtümer betrachten konnte; der Vater hatte noch seine Festpredigt zu studieren, und die Mutter wollte das Abendbrot bereiten; so blieb Edmund eine Weile allein, er merkte es gar nicht vor lauter Glück. Da winkte ihm Liese, die alte Hausmagd, unter der Türe „Bscht, Edmund, willst du nicht die Sachen vom jungen Herrn Grafen drunten sehen? Der Bediente sagt, daß die Weihnachtsstube leer ist, weil die Herrschaften noch ausfahren zum Tee.“ Edmund hatte kaum Lust, seine Bescherung zu verlassen; er meinte auch, der junge Graf könne keine schöneren Sachen haben als er; doch folgte er endlich dem Zureden der Liese und sprang geschwind die Treppe hinunter, in den ersten Stock, wo der reiche Graf wohnte; der Bediente, der den freundlichen Knaben immer gern leiden mochte, schloß ihm die Türe des Weihnachtszimmers auf.

2. Des Grafen Bescherung.

Nun das war eine Pracht! Nicht ein Tisch, ein ganzes Zimmer war für die Bescherung des einzigen Erben des gräflichen Hauses bestimmt. Nur leise schritt Edmund auf dem weichen, prachtvollen Teppich hin; ihm war es, als sei er in ein Feengemach getreten.

Die prachtvolle Lichterpyramide, die von der hohen Decke herabhing, war zwar erloschen; aber es brannten noch Wandleuchter, welche die Herrlichkeit dieser Bescherung genug erhellten. Edmund wußte nicht, wo er anfangen sollte mit seiner Bewunderung; der Bediente mußte ihm alles nach und nach zeigen. Da stand ein Tisch ganz mit Kleidungsstücken bedeckt: eine glänzende, goldgestickte Husarenuniform, ein Samtmantel mit Pelz

gefüttert, eine prächtige Pelzmütze dazu, Waffen aller Art, als ob der kleine Husar schon morgen in die Schlacht ziehen müßte; — und *dieser* Schlitten mit rotem Tuch beschlagen und einer Decke von Tigerfell! Er war fast zu groß für das Zimmer, und der Bediente erzählte Edmund, daß ein paar rechte, lebendige, russische Pferdchen als Gespann dazu unten im Stall ständen.

Dann die Tafel mit Spielsachen! ein ganzes Warenlager! Bauspiele, Legspiele, Soldatenspiele, — ein Theater, ein Kaufladen mit allen erdenklichen zierlichen Dingen erfüllt; dort eine stattliche Festung mit Soldaten aller Waffengattungen besetzt, — Bilderbücher mit den feinsten, bunten Bildern: — es wurde Edmund ganz schwindlig; er konnte gar nicht glauben, daß all das für ein einziges Kind bestimmt sein solle. „Aber was hat denn Oskar gesagt?" fragte er den Bedienten, „der wird gejubelt haben!" — „Der junge Herr Graf jubelt nicht," sagte lächelnd der Bediente; „er hat viel zu viel schöne Sachen das ganze Jahr durch, er hat sich nicht viel daraus gemacht; mit dem Schlitten will er morgen ausfahren."

Edmund begriff nicht, wie man über solche Herrlichkeit nicht außer sich sei vor Jubel, und hätte nun erst anfangen mögen, wieder alles zu betrachten; da hörte er des Vaters Stimme und eilte hinauf.

In der Weihnachtsstube oben saß die Mutter am Klavier; der Vater stand dabei, und sie warteten nur noch auf Edmund, um den Gesang zu beginnen, der hier zur Feier des heiligen Abends gehörte.

„Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren," stimmte die schöne reine Stimme der Mutter an; des Vaters kräftiger Baß fiel ein, auch Edmunds noch schwache Stimme. Aber es war ihm nicht, wie am vorigen Christabend, wo er geglaubt hatte, die Töne der heiligen Engel selbst in dem Gesang zu hören; sein Sinn war zerstreut, auch als der Vater das schöne Weihnachtsevangelium las. Und es war nicht der Blick auf seine Sachen, der ihn zerstreute; o nein, er sah kaum mehr danach hin. Der arme Edmund hatte gar zu viel irdischen Glanz gesehen, als daß das Licht vom ewigen Weihnachtsbaum hätte in sein Herz eindringen können;

er dachte nur an die prachtvolle Bescherung des jungen Grafen, und seine eignen Geschenke kamen ihm dagegen fast dürftig vor. Der Vater bemerkte Edmunds Zerstreutheit wohl, und die Gleichgültigkeit, mit welcher er die Sachen betrachtete, die ihn kurz vorher noch so reich und glücklich gemacht; die Eltern wußten, daß er im Zimmer des Grafen gewesen war. Die Mutter war traurig darüber. „Nun ist unserem Kinde vielleicht die harmlose Freude an den Gaben unserer Liebe für immer genommen!“ seufzte sie; der Vater aber meinte: „Sei du ruhig, Liebe! früher oder später muß er sich gewöhnen, Reichere zu sehen; das wird mit Gottes Hilfe auszugleichen sein.“

„Willst du noch einen Gang mit mir machen, Edmund?“ fragte der Vater, „bis die Mutter den Tee bereitet hat; kleide dich warm an! es ist nicht weit.“

Sehr verwundert über einen Ausgang zu so ungewohnter Zeit, folgte Edmund dem Vater. Es war nicht zu kalt, eine sternhelle Nacht; sie bogen in eine kleine Seitenstraße ein und stiegen die hohen Treppen eines alten Hauses hinauf, bis unter das Dach. Dort hieß der Vater Edmund ganz still sein; er öffnete geräuschlos eine niedere Tür, und sie betraten leise ein spärlich erhelltes Gemach.

3. Die Bescherung des armen Jakob.

Edmund erinnerte sich nun wohl, daß er schon einmal in dieser nämlichen Stube gewesen war; hier wohnte die arme Lene, die Wäscherin der Mutter. Auch den Knaben, der bleich und abgezehrt auf seinem Lager saß, hatte er schon gesehen; er war früher, wenn die Mutter im Hause wusch, hier und da mit einem Töpfchen gekommen, um das übrige Essen mit heimzunehmen. Ein bleicher, kränklicher Knabe war er damals schon gewesen, aber doch ein willkommener Spielgenosse für den muntern Edmund; er war ein gescheiter Junge und wußte hübsche Spiele anzugeben, Seit beinahe einem Jahr hatte ihn Edmund nicht mehr gesehen; er hatte gehört, daß er krank sei, daß ihm die Mutter manchmal Speisen schicke, aber andere, fröhlichere Spielgefährten hatten

das Bild des bleichen Knaben aus seinem Gedächtnis verdrängt.

Da saß der kleine Jakob, fast zu einem Gerippe abgezehrt; er schien eben vom Schlaf erwacht, und blickte mit freudestrahlendem Gesicht auf ein kleines, kleines Bäumchen mit drei Lichterchen, das ihm die Mutter aufs Bett gestellt hatte. Das Bäumchen stand in einem winzig kleinen hölzernen Gärtchen; darin lagen drei rotbackige Äpfel, ein Pfefferkuchen und ein kleines Büchlein, wie sie, zum Besten armer Leute, um einen Kreuzer verkauft werden.

„Wie schön, ach lieber Gott, wie schön!" sagte er immer wieder und betrachtete mit leuchtenden Augen seine Bescherung, und die Mutter sah ihm zu, glückselig, daß sie ihren kranken Liebling so hatte erfreuen können, und fragte immer wieder: „Gefällt dir's, Jakoble, freut dich's?"

„Jetzt wollen wir aber auch ein Christtagsliedlein beten," sagte der Kranke, faltete seine Hände und sprach das Lied: „Gelobet seist du, Jesus Christ!" Wie herzlich sagte er die Worte:

„Er ist auf Erden kommen arm,
Daß er unser sich erbarm'
Und in dem Himmel mache reich,
Und seinen lieben Engeln gleich."

Mutter und Sohn waren so vertieft in ihre Christfreude, daß sie die Eingetretenen an der Türe gar nicht bemerkten. Der Vater wollte ihre stille Feier nicht stören und entfernte sich mit Edmund leise, wie sie gekommen waren.

4. Edmunds Bedenken.

Auf dem Heimwege war Edmund gar stille und nachdenklich; daheim fiel er der Mutter um den Hals, küßte sie und sagte: „Ich danke dir, liebe Mutter, dir und dem Christkind!"

Als die kleine Familie beim guten warmen Tee recht heimlich beisammensaß, warf Edmund wieder vergnügte Blicke auf seine Geschenke; er hatte die prächtige Bescherung des Grafen fast

vergessen. Doch schienen ihn noch allerlei Gedanken zu bewegen. „Vater," hub er endlich an, „gibt es auch Kinder, die noch weniger bekommen als der arme Jakob?" „Jawohl," erwiderte ihm dieser; „es gibt Eltern, die so arm sind, daß sie ihren Kindern nicht einmal eine so kleine Freude machen können; es gibt andere, die durch die Armut so hart und kalt geworden sind, daß sie nicht mehr daran denken, die Ihrigen auch nur mit dem Kleinsten zu erfreuen."

„Aber, Vater, wenn das Christkind vom Himmel kommt, warum kommt es denn nur zu reichen Kindern?"

„Das Christkind ist der liebe Heiland, der einmal vom Himmel gekommen ist, als die allerhöchste Weihnachtsgabe für alle Welt; und daß daran auch die Kinder denken lernen, hat Gott den Eltern die Liebe ins Herz gegeben, mit der sie ihnen Freude bereiten in der heiligen Festzeit."

„Aber die armen Kinder, hat die der liebe Gott nicht so lieb, daß er ihnen keine Freude schickt?" „Die allerschönste Christtagsfreude ist für Kinder und Erwachsene, wenn sie sich an dem Heiland freuen lernen, und d i e Freude schickt Gott oft in das ärmste Haus. Wo meinst du, daß heute schönere Christfreude gewesen sei, bei dem reichen Grafen, oder bei dem armen, kranken Jakob?" „Ich glaube doch bei Jakob," sagte Edmund nach einigem Nachdenken. Aber als er zu Bette ging, nachdem er von seinen Sachen gute Nacht genommen, tauchte ihm doch wieder die Herrlichkeit des Grafenzimmers auf; wenn er sich freilich dazu das stets mürrische, verdrießliche Wesen des jungen Oskar dachte und dagegen das freundliche, friedevolle Gesicht des armen Kranken, so wußte er wieder nicht, was er vorziehen sollte. Mit seinem Weihnachtsgebetlein auf den Lippen schlief er endlich ein.

5. Jakobs Traum.

Am andern Morgen war Edmund in aller Frühe geschäftig bei seinen Sachen; er fand sie wieder so schön im hellen Tageslicht. Welcher Reichtum war das im Vergleich mit Jakobs Be-

scherung! Aber Edmund wollte nicht bloß spielen, nein, er las unter seinem neuen und alten Besitz emsig aus, was er Jakob bringen könnte, und die Mutter mußte seiner Freigebigkeit noch Einhalt tun, mit der er fast alles fortgetragen hätte.

Endlich war die Bescherung beisammen, hübsch in ein Körbchen geordnet. Edmunds älterer Farbenkasten, dazu von den neuen Bilderbogen, ein Schächtelchen mit Soldaten, ein hübsches Buch, ein Tellerchen mit Backwerk und ein warmes Nachtkleidchen für den Kranken mit ein paar wollenen Handschuhen und einer Düte Kaffee, welche die Mutter für Lene beigelegt hatte. Edmund war glückselig, daß er selbst einmal das Christkind vorstellen durfte und konnte kaum abwarten, bis er gefrühstückt hatte und angekleidet war. Vater und Mutter konnten ihn nicht begleiten, so durfte er allein gehen; die Magd trug ihm das Körbchen bis vor Lenens Zimmertür. Er beneidete Oskar nicht mehr, für den bereits das neue prächtige Gespann vor der Türe stand; er eilte mit klopfendem Herzen voran und öffnete die Tür.

Wie gestern abend saß Jakob wieder auf seinem Bett, das Bäumchen auf einem kleinen Tisch daneben; das neue Büchlein hatte er vor sich und las daraus der Mutter vor. „Ei du meine Güte, der Herr Edmund!“ rief diese erstaunt. „Ach, wie oft hat mein Jakoble an Sie gedacht! aber ich war nie so keck, Sie in unsere armselige Stube zu bitten. Ach du liebe Zeit, und mit so schönen, schönen Sachen; guck doch, Jakoble, guck doch!“ rief sie in höchster Freude und Verwunderung. Edmund packte seine Herrlichkeiten aus, glücklich über die herzliche Freude, die auch aus des Kranken Auge strahlte.

„Und das ist alles, alles mein?“ fragte er immer wieder; „ach wie gut du bist, Edmund!“ und leuchtend vor Freude legte er alles auf seiner Decke aus. Edmund war in seinem Leben nie so froh gewesen, als in diesem Glück der armen Leute.

„Und wie geht dir's denn, Jakob?“ fragte er mitleidig, als er wieder dessen abgezehrte Hände und eingefallenes Gesicht sah, „bist du immer krank?“

„Vielleicht nicht mehr lang,“ sagte Jakob, leise, daß es die Mutter nicht höre; „bei Nacht muß ich viel, viel husten; aber

letzte Nacht, da habe ich gut geschlafen, und ich habe so einen wunderschönen Traum gehabt."

„Ach ja, er hat mir ihn eben erzählen wollen," sagte die Mutter.

„Ja, denke dir, ich habe den Christtag im Himmel gesehen. Zuerst, da war's ganz dunkel um mich; aber vor mir, durch ein klein, klein Spältchen sah ich einen wunderschönen Glanz. Da ging auf einmal der Himmel auf! Ach wie schön es da war, das kann ich euch nimmermehr sagen! und mir war's so wohl, so wohl, und hat mir gar nichts mehr weh getan."

„Hast du die Engel gesehen?" fragte Edmund. „Freilich, in schönen, schneeweißen Kleidern. Und ich sah auch lange Tafeln, weit, weit, so weit ich sehen konnte. Da standen viele, viele Christbäume darauf, ganz helle, wunderschöne, so herrlich wie keiner auf der Welt ist; andere, da waren nur wenige Lichtlein daran, und wieder ganz dunkle. Und die hellen Engel schwebten hin und her zwischen den Bäumen; da und dort zündeten sie Lichtlein an, daß ein Bäumchen immer glänzender wurde; manchmal löschte aber auch ein Lichtlein aus, und dann sah der Engel, der dabei stand, recht traurig aus. Da kam einer von den Engeln zu mir und zeigte mir ein ganz schönes helles Bäumchen und sagte: ‚Siehst du, das ist dein Baum, der ist dir aufbehalten im Himmel.' — ‚Aber, lieber Engel,' fragte ich ihn, ‚warum haben einige Bäume so wenig Lichter, und andere sind ganz dunkel?'

„‚Siehst du,' sagte der Engel, ‚jedes Kind auf der Erde drunten hat sein Bäumlein im Himmel, und der Engel, der hier oben das Bäumlein pflegt, der hält unten die Wache über das Kind. Wenn nun ein Kind gut ist und fromm, wenn es Gott und den Eltern gehorsam ist, und aus Liebe zu ihnen tut, was recht ist, so gibt das einen neuen Schmuck an sein Bäumlein im Himmel; so oft es sein Herzlein in aufrichtigem Gebet zum Heiland sendet, so oft zündet der Engel wieder eine Kerze daran an. Wenn aber ein Kind ungehorsam ist und träg, gleichgültig gegen die Liebe der Eltern und die Liebe Gottes, so erlischt ein Lichtlein um das andere, und ein Kind, dessen Baum kein Licht hat, ach — das ist traurig, — das findet den Weg nicht in den Himmel.'"

„O lieber Edmund, wie freue ich mich, bis ich zu meinem schönen, schönen Christbaum im Himmel komme! ich will ja wohl geduldig warten, bis die Tür aufgeht."

Müde von dem langen Sprechen legte sich der Kranke zurück; seine Mutter beugte sich weinend über ihn, und hielt das dünne Händchen fest, fest in der ihrigen, als wollte sie ihr Kind nicht ziehen lassen.

Gar stille ging Edmund nach Hause und bewegte in seinem Sinn den Traum des armen Knaben.

Als die Kirchenglocken das neue Jahr einläuteten, da trug man den leichten Sarg des armen kleinen Jakob hinaus. Er ist nun lange daheim und freut sich seines Christbaums im Himmel.

Edmund ist indes aus einem Kinde ein Mann geworden; aber er hat seines Freundes und seines Traumes nie vergessen, und er hat nie mehr gefragt, warum die Christbäume der armen Kinder hier nicht so helle glänzen als die der reichen.

Klärchens Genesung.

Ich kenne eine Witwe, die viel zu früh für ihre Wünsche einen braven Gatten, den treuen Vater ihrer fünf Kinder verloren hatte. Es war wohl eine schwere Sorge für sie, wie sie ohne Rat und Beistand die Kinder so weit bringen sollte, daß sie auf eigenen Füßen in der Welt draußen ihren Weg finden lernten; aber sie verließ sich auf den, der ein Vater ist der Waisen und ein Versorger der Witwen.

Die kleine Schar war gesund an Geist und Körper, und der Mutter rotgeweinte Augen wurden wieder klar, wenn sie in die hellen jungen Gesichter sah, die nicht allzulange vom Kummer getrübt waren.

Die Kinder, obwohl sie alle den Vater herzlich lieb gehabt, hatten viel früher ausgeweint als die Mutter; das ist Kinderweise und niemand ist ihnen darob böse; der liebe Gott selbst verlangt nicht, daß ein so junges Herz schon das ganze Gewicht des Leidens trage, das einem ältern oft auferlegt wird. Aber vergessen hatten sie darum doch den Vater nicht; sie dachten an ihn mit Scheu oder mit Reue, wenn sie ein Unrecht begehen wollten oder begangen hatten; sie dachten an ihn mit Freude, wenn sie fühlten, daß Gott und die Mutter mit ihnen zufrieden waren; sie sahen so gern abends zum Sternenhimmel auf, zu den vielen Wohnungen in des Vaters Hause, und suchten unter den Sternen den größten und glänzendsten aus, auf dem sie sich des Vaters neue Heimat dachten.

Es waren alles gute Kinder im ganzen; doch machten sie der Mutter auch manche Sorge, welche sie, allein wie sie war, schwerer empfand, als wenn ihr Gatte sie noch mit getragen hätte.

Alfred, der älteste, war ein gesetzter kleiner Mann, fleißig und talentvoll, nur etwas altklug und weise; er glaubte sich manchmal auch berufen, bei den jüngeren Geschwistern den Vater zu ersetzen mit Tadeln und Strafen; diese aber wollten sich das nicht gefallen lassen, und da gab's oft Streit, was der guten Mutter das Herz schwer machte. Ach, wenn alle Kinder nur einmal wüßten, wie ein einträchtiges Geschwisterleben das Haus zum Himmel machen kann! — sie würden gewiß, gewiß lernen sich vertragen.

Klärchen hieß die zweite, ein gutes und gehorsames Kind, welches der Mutter viel Freude machte. Sie hatte keine glänzenden Gaben; das Lernen wurde ihr etwas schwer, und wenn sie und Alfred dasselbe Lied zusammen lernten, so war er meist schon fertig, während sie noch am ersten Vers studierte. Aber sie war unermüdet fleißig; besonders seit sie eine größere Schule mit vielen Mädchen besuchte, gab sie sich alle Mühe, mit den anderen in gleichem Schritt zu bleiben, so daß sie bald und oft vom Lehrer der ganzen Klasse als Muster vorgestellt wurde. Daneben war sie gar heiter und lustig, die erste bei allen Spielen, und manchmal konnte sie's kaum verschmerzen, daß Mama so still und zurückgezogen lebte, und nicht wie die vornehmen Eltern ihrer Freundinnen große Gesellschaften und Kinderbälle geben, Lustfahrten und Badereisen machen konnte.

Eines Abends tummelte sich Klärchen mit anderen Kindern besonders fröhlich im Hofe herum; sie hielten ein großes Wettlaufen, und Klärchen, die nirgends hinter anderen zurückbleiben mochte, wollte auch diesmal die erste sein. Da glitt sie aus und stürzte heftig zu Boden. Die kleinen Mädchen erschraken, doch schlugen sie es nicht zu hoch an und wollten ihr schnell aufhelfen, damit man das Spiel fortsetzen könne. Aber das ging nicht so rasch. Klärchen erhob sich nur mit großer Mühe und konnte kaum auf den Füßen stehen; sie hatte eine leichte Wunde an der Stirn, und eine am Arm, aber darüber klagte sie nicht, nur über die heftigsten Schmerzen im Bein, an dem man keine Verletzung sah. Mit großer Mühe führten sie zwei Mädchen nach Hause zu der Mutter, die heftig erschrak. Sie legte Klärchen zu Bette und

schickte nach dem Arzt, der das Bein, und besonders das Knie, welches Klärchen am meisten schmerzte, sorgfältig untersuchte. Er fand aber keine Verletzung daran; es schien, daß der Schaden innerlich war.

Klärchen mußte im Zimmer und im Bette bleiben, jede Bewegung mit dem Fuß machte ihr Schmerzen. Der Fuß wurde verbunden, eingerieben, es wurden Blasen gezogen; Klärchen ertrug es der Mutter zuliebe; sie hoffte von Tag zu Tag, es müsse jetzt besser werden: — es ward aber nicht besser.

Es war im Beginn des Frühlings, als Klärchen der Unfall getroffen hatte; sie hörte alle Abend das fröhliche Treiben der Mädchen auf dem großen Hofraum hinter dem Hause, und oft mußte sie bitterlich weinen, daß sie hier liegen müsse in Schmerzen, während die anderen so lustig waren. Ihre Freundinnen besuchten sie manchmal. Amalie brachte ihre Puppe mit; Julchen zeigte ihr das niedliche Gartengerät, das sie bekommen, und Lina brachte ihr hie und da Blumen. Aber Klärchen konnte nicht viel spielen, da es zuzeiten schmerzhaft für sie war, sich nur im Bette aufzurichten, und so wurde es den Mädchen bald langweilig; sie kamen immer kürzer und seltener und Klärchen sah oft wochenlang keine ihrer Gespielinnen.

Die Besuche hatten ihr auch nicht viel Freude gemacht. Die Mädchen erzählten ihr ja nur von ihren Spielen; von den Späßen, die es in der Schule gegeben; von den Prämien, die verteilt worden seien. Dann berichteten sie wieder vom Maientag, von fröhlichen Festen, wie es da so schön gewesen, und von dem großen Spaziergang, den der Lehrer mit ihnen gemacht, wo sie sich auf dem Rasen gelagert und süße Milch geschmaust hatten: — und Klärchen lag da, Woche für Woche, allein und in Schmerzen. Das war schwer, schwer zu ertragen und gar oft fragte das arme Kind in der Stille: Warum schickt der liebe Gott denn gerade mir dieses Leid zu?

Ich weiß viele Kinder, die nichts dagegen hätten, krank zu werden, nur weil sie dann nicht zur Schule gehen dürften. Das ging dem Klärchen nicht so, es war ihr eine wirkliche Entbehrung, nicht in die Schule zu können; sie hatte Freude gehabt

EH

am Lernen, und mehr Freude noch an dem Lob und Beifall des Lehrers. Als sie in die Klasse getreten, war sie unter den Letzten gewesen; durch ihren rastlosen Fleiß aber war sie nun endlich die Erste geworden; wie hatte sie sich gefreut auf den Tag der Prüfung, wo sie zum erstenmal vor den vielen Eltern und Lehrern, die sich da versammelten, an ihrem Ehrenplatze gesehen werden würde! Und nun lag sie da und konnte nicht zur Schule und mußte fürchten, so viel zu versäumen und zu verlernen in dieser Zeit, daß sie gar nicht mehr mit ihrer Klasse fortmachen könnte.

Bruder Alfred erbot sich, Klärchen Stunde zu geben, er war groß und geschickt genug dazu; Klärchen freute sich darüber und auch die Mutter, und die Lehrstunden sollten gleich beginnen. Aber, ach, der junge Lehrmeister konnte besser selbst lernen als unterrichten; er meinte, Klärchen sollte alles schon wissen, was er sie doch erst lehren mußte. Das arme kranke Kind aber war so müde und schwach durch die vielen Schmerzen, daß sie bei dem besten Willen nicht viel auf einmal fassen und behalten konnte.

Da kam denn allemal der junge Lehrmeister mit recht wichtiger Miene mit seinen Büchern angezogen: „Klärchen, hast du alles gelernt, was ich dir aufgegeben habe?“ — „Ich glaube,“ sagte das müde Kind. — „Weißt du die französische Konjugation?“ Klärchen versuchte, aber es wollte nicht recht gehen. „Ja, siehst du,“ fing Alfred wieder an, „Französisch geht nicht recht, eh' man Latein gelernt hat; nun will ich erst Latein mit dir anfangen.“ Da sollte denn das arme Kind, das sich zu seinen altbekannten Lektionen zu müde fühlte, mit Latein sich plagen! Sie probierten es eine Weile mit großer Geduld miteinander; dann fing Alfred an zu schreien und Klärchen fing an zu weinen, und zuletzt weinte die Mutter mit. Einen eigentlichen Lehrer anzunehmen ging nicht an, da Klärchen oft zu leidend war, um Lektionen zu nehmen, und so fürchtete die Kleine mehr und mehr, all ihre mühsam erworbenen Kenntnisse zu verlieren. „Ach, wie wird mir's in der Schule gehen!“ seufzte sie. „Laß dich das nicht bekümmern, liebes Kind!“ meinte die Mutter, „das ist deine Schuld nicht; der liebe Gott nimmt dich jetzt selbst in die Schule; lerne du nur, was in der zu lernen ist.“ — „Eine Schule?“

Klärchen dachte in stillen Stunden darüber nach, wie denn eigentlich ihre Leidenszeit eine Schule sei, und was sie darin zu lernen habe.

Geduld freilich zuerst und zumeist; denn der Arzt wandte immer stärkere Mittel an, um das gelähmte Knie wieder beweglich zu machen, und die waren zum Teil so furchtbar schmerzhaft, das des armen Kindes Kraft fast unterlag. Die Mutter litt mehr als sie, aber sie harrte bei ihr aus, und wenn sie ihr Kind in den Armen hielt und seine Leiden nicht mehr ansehen konnte, da blickte sie zum Himmel um Kraft, und flüsterte der Leidenden leise Trostworte zu von dem Heiland, der so viel mehr gelitten als wir alle, und der allen Leidenden den schönen Himmel aufgeschlossen hat, wo es keinen Schmerz mehr gibt: — und Gott half über die schwersten Stunden hinüber, und Klärchen lernte dankbar sein für jeden Augenblick, in dem sie wenigstens vor Schmerzen Ruhe hatte.

In besseren Zeiten besuchten sie wohl wieder ihre Freundinnen; die Mutter aber fand, daß Klärchen mehr mißmutig als heiter durch diese Besuche wurde. „Ich glaube, es ist dir nicht lieb, wenn deine Freundinnen bei dir sind?“ fragte sie. — „Ach, Mutter,“ sagte Klärchen, „die Mädchen wissen mir nichts zu sagen als von ihren Spielen und Festen und Freuden, und ich muß da liegen allein und in Schmerzen; das muß mich freilich traurig machen.“ — „Weißt du nicht mehr, Kind,“ sagte die Mutter, „wie du den Spruch gelernt hast: Freuet euch mit den Fröhlichen? Damals meintest du, das sei gar keine Kunst; jetzt scheint es doch, du findest es nicht so leicht.“ — „Ja, das glaub' ich, wenn man selbst so traurig ist!“ — „So ist's aber eben gemeint; wir sollen so viel Liebe haben für andere, daß wir uns über ihre Freude freuen können, auch wenn wir selbst keine Freude haben.“ — „Ja, Mutter, das ist aber schwer, das kann man nicht selbst so machen.“ — „Da hast du recht, Klärchen; eine solche Liebe können wir uns nicht geben, Gott aber kann's“. Und Klärchen versuchte, Gott darum zu bitten; sie bemühte sich, wenn wieder eine der Freundinnen kam, ihren Erzählungen ein freundliches Ohr zu leihen. Sie klagte ihnen nicht mehr; sie besann

sich lieber auf die kleinen Freuden, die auch in ihr Kranken-kämmerlein einkehrten, und die Mädchen kamen immer lieber, und Klärchen ward immer heiterer durch ihre Besuche: sie hatte gelernt, sich zu freuen mit den Fröhlichen.

Aber der Frühling zog vorüber. Statt der Veilchen stellte die Mutter Rosen und Lilien in Klärchens kleine Blumenvase; die heiße Sommerszeit, wo man Fenster und Laden geschlossen halten mußte, wurde ihr gar lang. — Dann kamen kühlere Herbst-lüftchen durch das geöffnete Fenster; die Geschwister und Freundinnen brachten ihr Astern und Levkoien und schöne Früchte. Dann wurden allmählich die Vöglein still, die sie um ihr Fenster zwitschern hörte; die Fenster blieben geschlossen, es wurde Winter und die Brüder kamen mit blauroten Gesichtern aus der Schule und von der Schlittenbahn. Das alles zog an Klärchen von weitem vorüber, die keinen Wechsel hatte, als daß man sie von ihrem Bett auf das Sofa trug — und es war eine lange, lange Zeit für sie. Der Arzt hatte sonst wohl gesagt, wenn er sie verließ: „Nun, sei nur geduldig! bald wird's besser," zuletzt sagte er nur noch: „Sei eben geduldig!" Ans Besserwerden glaubte er selbst nicht mehr.

Die Geduld aber hatte Klärchen gelernt. Sie dachte nicht mehr an das, was sie entbehren mußte; sie dachte an arme kranke Kinder, die in Hunger und Frost verlassen liegen, während sie im warmen Kämmerlein lag, sorgsam gepflegt von der guten Mutter. Sie lernte sich freuen an jedem hellen Sonnenstrahl; an jedem bunten Käferlein, das sich in ihr Stüblein verirrte; an jeder Blume, die man ihr ans Bett brachte. Nur die heftigen Schmerzen und Krämpfe, die zu gewissen Stunden des Tags wiederkehrten, waren ein schweres, schweres Leiden, und sie betete recht innig und kindlich, daß Gott diese Bürde von ihr nehmen wolle, und siehe, mit Gottes Hilfe gelang es der Bemühung des Arztes, durch seine Mittel endlich wenigstens diese Qualen zu entfernen.

Klärchen war so dankbar, von Schmerzen frei zu sein; sie sah jetzt so gern die jüngeren Geschwister bei sich, deren Lärm ihr seither oft unerträglich gewesen war. Nun versammelte sie die

Kleinen um sich; sie erzählte ihnen, schnitt ihnen kleine Bilder aus. Klärchens Bett war ihnen ein lieber Sammelplatz, und sie lernten der Schwester zuliebe ruhig und stille sein, was die Mutter früher kaum mit Verweisen und Strafen zustande gebracht hatte, und die Eintracht unter den Geschwistern, welche die Mutter früher so sehnlich gewünscht und so schmerzlich vermißt hatte, fand sich nun von selbst an dem Leidensbett der Schwester.

Jedermann bemühte sich, dem kranken Kind das Leben zu erheitern. Die freundliche Großmutter brachte immer etwas Gutes im Deckelkörbchen; außer der kleinen Vase, die stets frisch mit Blumen gefüllt wurde, hatte sie schöne Blumen in Töpfen an ihrem Fenster; ihre Freundin Amalie hatte ihr ein Glas mit Goldfischen gebracht, die lustig in dem hellen Wasser schwammen, und darüber hing ein Käfig mit einem goldgelben Kanarienvögelein; auch fehlte es ihr nie an schönen Büchern, und das liebste von allem war ihr die Bibel mit schönen Bildern verziert, die ihr die Großmutter zum letzten Geburtstag gegeben — Klärchen dünkte sich oft so reich wie eine Königin.

So lag sie eines Morgens, als die Geschwister zur Schule waren, ganz allein; nur die Mutter saß an ihrem Lager. Klärchen lag lange still; da richtete sie sich auf einmal auf, sah der Mutter ganz klar und voll ins Gesicht und sagte: „Nun weiß ich alles, Mutter."

„Was weißt du denn, Kind?" — „Nun weiß ich gewiß, daß alles Liebe war vom lieben Gott, und ich weiß auch, warum er es getan."

„Glaubst du, mein Kind?" Ach, der Mutter selbst fiel das Glauben oft recht schwer. „Ja, siehst du, Mutter, ihr habt mich alle ein gutes Kind genannt, aber ich bin es doch nicht gewesen; ich habe fleißig gelernt in der Schule, aber ich tat es nicht aus Liebe zu Gott; ich tat es nur, weil ich die Erste sein wollte. Und wenn der Lehrer meinen Fleiß lobte und mich den anderen Mädchen zum Beispiel vorstellte — ich weiß es jetzt, wie stolz ich darauf wurde, und wie ich nie dem lieben Gott dafür dankte und um seine Hilfe bat bei meinen Arbeiten, sondern dachte, das habe ich allein getan. Und dann habe ich wohl mit dir gebetet, am

Morgen und am Abend; aber den Tag hindurch habe ich nimmer viel an Gott gedacht; auch habe ich am liebsten Märchen und Geschichtenbücher gelesen, die Bibel war mir langweilig. Nun aber, liebe Mutter, möchte ich für den Himmel leben, nicht nur für die Erde, und wenn ich so in Schmerzen dalag, da hat mir kein Märchen und keine Geschichte so schön und tröstlich geklungen wie die wahren Geschichten vom lieben Heiland; wie er Kranke geheilt und Kinder gesegnet hat und so viel, viel größere Schmerzen gelitten als ich." — „Und möchtest du nicht wieder gesund werden?" — „Gesund? o, wie gern, wie gern; wie wollte ich mich da nicht des Lebens freuen! ach, ich meine, wenn ich auch nur noch ein einzigesmal gehen und hüpfen könnte, wie andere Kinder! Aber ich kann warten, bis der liebe Gott will. Liebe Mutter," fing sie wieder an, „ich fühle mich so viel kräftiger seit die Schmerzen aufgehört; wolltest du mir nicht Krücken machen lassen? Ich könnte dann doch wieder fortkommen!" Der Arzt hatte das auch schon vorgeschlagen, aber die Mutter hatte sich immer noch davor gefürchtet; es war ihr, als sei dann erst ihr Kind für lebenslänglich zum Krüppel gemacht.

Klärchen bekam die Krücken; die kleine Lina und Karl freuten sich, als die Schwester wieder auf sein konnte und lachten ob den hölzernen Beinen; die Mutter aber weinte bitterlich und die größeren Geschwister weinten mit. Als Klärchen sich im Spiegel sah, so jung, so zart, an Krücken wie ein altes Weib, da war's ihr wohl auch traurig; aber sie lächelte bald wieder und sagte: „Der liebe Gott will's."

Aus dem Hause gehen wollte sie freilich nicht gern; es bedrückte sie doch, wenn Vorübergehende stehen blieben und ihr nachsahen, oder wenn andere Mädchen ihres Alters singend vorüberhüpften; aber es tat ihr schon wohl, daß sie ohne fremde Hilfe von einem Zimmer ins andere kommen und in den Hof gehen konnte.

Es hatte nie an Bekannten und Freunden gefehlt, die allerlei gute Ratschläge für Klärchens Leiden wußten, und jetzt, wo sich die ärztliche Hilfe als machtlos gezeigt, kamen der guten Räte noch viel mehr. Der eine wußte von einem Wunderdoktor in den Bergen, der mit seinen Sprüchen schon ganz Lahme geheilt; ein

anderer von einer Salbe, die ihr ganz gewiß helfen müßte. Dann sagte man von einer klugen Frau oder wieder von einem ausländischen Arzt; Pflaster und Balsame wurden ihnen angeboten; die Mutter meinte, dies und jenes sollte man doch noch versuchen. Klärchen aber schüttelte das Köpfchen: „Ich glaube nicht, Mütterchen, daß das in Gottes Willen liegt. Du weißt ja, daß unser Doktor recht geschickt ist, und daß es ihm am Herzen liegt; was nun der verordnet, das will ich alles gerne tun; dann aber wollen wir das übrige Gott überlassen."

So blieb es denn, wie es war, und schon kam der zweite Frühling seit Klärchens Unfall, ohne daß es sich im mindesten gebessert hätte. Sie freute sich aber ganz besonders auf diesen Frühling, weil sie ihn auf dem Landgut der Tante zubringen sollte; bis jetzt war sie immer noch zu schwach zur Reise gewesen. Das war eine Freude für das arme Stadtkind, dessen einzige Erholung seither gewesen war, an ihren Krücken in dem feuchten dumpfigen Hof herumzugehen, als sie an der Seite der guten Tante auf die Terrasse des freundlichen Landhauses trat, und in die schönen grünen Gärten hinunterblickte! Da waren so freundliche, sonnenbeschienene Wege zwischen blühenden Syringenbüschen, und Beete mit Hyazinthen und Veilchen und Krokus, und ein stiller klarer See; bei dem stand eine Rosenlaube, in der Klärchen so ruhig sitzen und dem Spiel des Springbrunnens zusehen konnte: es schien ihr eine ganz unergründliche Herrlichkeit, dieser Garten, und sie weinte fast vor Freude.

Die Tante, die ihr liebes Klärchen schon lange nicht mehr gesehen, war schmerzlich betrübt, sie in so trauriger Gestalt wiederzufinden; sie berief auch ihren Arzt, um das kranke Bein zu untersuchen. Aber auch dieser fand, daß das Knie ganz steif sei, und hatte keine Hoffnung, daß dem Kind je ganz geholfen werden könne. Mein Klärchen aber dachte in der Stille: „Wenn der liebe Gott will, der kann es doch."

Die Mutter konnte der jüngern Kinder wegen nicht bei der Tante bleiben, und ließ Klärchen allein da, und so weh auch dieser der Abschied von der Mutter tat, es war hier doch eben gar zu schön, als daß sie sich hätte nicht glücklich fühlen sollen.

Es war ein wunderschöner Frühlingsmorgen, als Klärchen wieder einmal an ihren Krücken allein in den Garten hinabging, wie sie es an jedem guten Tage tat. Der Himmel war so klar und schön, daß sie meinte, durch die blaue Luft hinaufsehen zu können, hoch, hoch bis zu den lieben Engeln; die Blumen und Bäume und Büsche blühten zusammen und die Vöglein sangen so hell: Klärchen meinte, es sei, als ob der Himmel auf die Erde herabkommen wollte. Aber mit der Freude an all der Herrlichkeit zog auch ein Gefühl von Lebenslust, ein Drang nach voller Kraft und Gesundheit in des Kindes Seele, wie sie es nie zuvor empfunden. Sie hatte sich lange schon in den Gedanken ergeben, daß es ebenso bleiben müsse, wie es sei; jetzt aber wagte sie zum erstenmal wieder ein recht inniges, herzliches Gebet: Lieber, lieber Gott, o, wenn es dein Wille ist, so laß mich noch einmal gesund werden! Da war ihr (dies sind ihre eignen Worte), als hörte sie eine Stimme: „Klärchen, wirf die Krücke von dir!" und sie wagte es und warf sie weg, und — sie wußte nicht, wachte sie oder träumte sie — leichten Fußes konnte sie den Gang hinaufeilen, der Terrasse zu, wo die Tante saß. Auch diese traute ihren Augen nicht, als sie das Kind frei und ohne Krücken auf sich zukommen sah. Ist das Klärchen? Ja, es war Klärchen, die mit dem lauten Ruf: „Tante, liebe Tante, ich bin gesund!" sich laut weinend vor Freude in ihre Arme warf.

Da gab es einen Jubel und ein Erstaunen durchs Haus, als man die wunderbare Genesung des Kindes erfuhr, das in kurzer Zeit aller Liebling geworden war! Auch der Arzt wurde gerufen; er schüttelte den Kopf einmal über das andere zu der wunderbaren Erzählung; aber es war so, der Fuß war gesund, das Mädchen konnte gehen. „Ja, die Natur macht oft wunderbare Sprünge, und die Willenskraft ist sehr mächtig," meinte er endlich und nahm eine Prise. Klärchen aber faltete die Hände, und sagte leise für sich: „Ich weiß, daß der Herr groß ist; alles, was der Herr will, das tut er, im Himmel und auf Erden."*) — Der Doktor und die Tante fürchteten zuerst, diese wunderbare Genesung könnte

*) Psalm 135, 5. 6.

auch nur ein augenblickliches Aufflackern der Kraft gewesen sein, und das Leiden könnte wiederkehren; Klärchen mußte noch viel liegen, und sie selbst ging zuerst noch so leise und vorsichtig wie auf Eiern. Aber als nach einigen Tagen die Mutter zum Besuch kam, ohne noch zu wissen, was sich begeben, da flog ihr ihr Kind leicht wie ein Vöglein die Treppe hinab entgegen, und jauchzend und weinend hielt sie sie umfaßt. Und der Jubel, als Klärchen leicht und frei auf eignen Füßen in den Kreis der Geschwister trat! Sie mußten alle Ferien machen und feierten ein paar glückselige Wochen bei der Tante, ehe sie mit ihrer Neugenesenen im Triumph in die Heimat zurückkehrten.

Eine Neigung zur Stille und Zurückgezogenheit hat Klärchen von ihren Leidenstagen her behalten; sie wünschte, nimmer in die Schule zurückzukehren; und die Lehrstunden bei Bruder Alfred nehmen jetzt einen freudigen, guten Fortgang. Mehr als ein Frühling ist seitdem vorübergegangen und Klärchen steht und geht noch frisch und blühend auf gesunden Füßen; aber sie hat nie den Dank vergessen für dies neugeschenkte Leben.

Ich kann zur weitern Erklärung dieser wahrhaften Geschichte nichts hinzufügen als die Worte: Von dem Herrn ist es geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen. Nicht jedes Gebet wird so buchstäblich erhört, und manches stille Schmerzenslager wird nicht auf so wunderbare Art verlassen. Aber zuzeiten zeigt sich der Herr noch als den Gott, der Gebete erhören kann, und wo es nicht so sichtbar geschieht, da weiß Er warum, und unerhört ist noch kein Herz von ihm gegangen.

Der Spiegel der Zwerglein.

1.

Der Thomas und das Hannchen lebten fast ganz allein in einem kleinen Häuschen, draußen im Wald, so allein, wie ihr wohl noch nie gewesen seid. Ihr Vater war Waldhüter und Jäger; der mußte fast den ganzen langen Tag bei gutem und schlechtem Wetter draußen sein, um den Wald zu bewachen oder Wild zu schießen, das auf die fürstliche Tafel bestellt war. Die Mutter war gestorben, und im Häuschen bei den Kindern daheim war niemand, als die alte Großmutter, die nicht mehr recht sah und nicht wohl hörte. Die saß den ganzen Tag hinter dem Ofen und spann, wenn sie nicht in der Küche herumhumpelte, um das bescheidene Mahl der Kinder zu kochen, oder schlief. Da kam noch alle zwei oder drei Tage die Liese vom Dorf, welche Milch und Brot brachte, und was sonst nötig war; außerdem aber konnten Wochen vergehen, bis ein Mensch in das Waldhüttchen kam.

Im Sommer hatte das für die Kinder nicht viel zu bedeuten. Da gingen sie Tag für Tag hinunter ins Dorf zur Schule, und das war recht lustig. Die Vögel gaben ihnen mit hellem Gesang das Geleit; unterwegs gab es Maiblümchen zu pflücken oder Erdbeeren, die sie hier und da im Dorf verkaufen konnten oder ihrem Lehrer zum Gruß brachten. Und waren die Schulstunden vorüber, so tummelten sie sich im Walde; strichen manchmal mit dem Vater tiefer hinein und belauschten Rehlein oder Eichhörnchen; hatten sogar schon einen stattlichen Hirsch von weitem gesehen; auch sammelten sie Buch- und Haselnüsse: kurz, sie hatten gar nie Langeweile den ganzen Sommer.

Aber im Winter, da war's oft recht trübselig; da war der

Wald eingeschneit, und die Kinder mußten im Häuslein bleiben, wie zwei Mäuslein in ihrem Loch. Der Vater mußte oft hinaus und nahm Wächter, den schönen Hühnerhund, mit, der noch der Kinder einziger Gespiele war. Auch wenn der Vater daheim war, war er gerade nicht sehr gesprächig; er lag auf der Bank und schlief oder putzte Flinten. Früher hatte die Großmutter noch Geschichten und Märchen erzählt; die waren aber jetzt fast ganz ausgegangen, und sie sprach meist nur halblaut in sich hinein. Da setzte sich wohl das kleine Hannchen mit ihrer kleinen Kunkel neben die Großmutter und spann; aber es war ein langweiliges Geschäft so in der Stille. Der Thomas versuchte, aus Holzstücken allerlei Figuren, Hunde und Hasen zu schnitzeln; aber sie wollten ihm nicht recht geraten, und er schnitt sich gar oft in die Finger, so daß er ungeduldig davon abließ. Am liebsten suchte er er sich Hölzer und Steine zusammen und baute Häuser davon, die dann mit großem Gerumpel zusammenstürzten, bis ihm die Großmutter das Bauhandwerk niederlegte. Da war Thomas oft gar zu verdrießlich: „Ach, wie haben's die reichen Kinder so gut! weißt, so ein junger Herr, wie mal einer in der Chaise durchs Dorf fuhr; oder wie des Amtmanns Kinder, die essen dürfen, so viel sie wollen; oder wie die Zigeunerskinder, die hinausdürfen, so oft sie wollen."

An einem Abend, nicht lange vor Weihnachten, war's ganz besonders still und trübselig. Das Öl in der Lampe, das die Großmutter aus den gesammelten Bucheln machen ließ, war zu Ende; der Weg ins Dorf war so voll Schnee, daß die Liese hatte nicht herauskommen können. Da konnte man nicht einmal das Lämpchen anzünden. Zum Glück schien der helle Mond herein; aber die Kinder fürchteten sich halb vor den seltsamen Schatten, die er hereinwarf.

Hannchen schlüpfte dicht an die Großmutter; auch Thomas rückte herbei und schrie die Großmutter mit heller Stimme an: „Großmutter, jetzt erzähl' nur auch noch einmal ein Geschichtlein! weißt du denn gar keines mehr?"

„Gar keins, Büble, gar nichts, hab' alles vergessen," murmelte die alte Frau.

„Aber nur eins, Großmutter, nur von den Zwerglein im Steinbruch!“

„Im Steinbruch, ja, wart, Bübchen, will mich besinnen; hört einmal, ob ich's noch recht weiß! Wo der große Steinbruch steht, drunten in der Schlucht, da stand vor Zeiten der Fels fest und gerade wie eine Mauer, war kein einziges Steinlein herausgebrochen, und vor dem Fels da war ein grüner, frischer Platz; unter dem haben die Zwerglein gewohnt. Da gingen Stufen hinunter in das Schlößlein der Zwergkönigin, und war eine ganz lustige Stadt drunten. Im Walde da ging noch kein Jäger, kein Steinhauer und kein Holzhacker, und an warmen Tagen stiegen all die Zwerglein herauf und sonnten sich auf dem grünen Moos und schmausten und tanzten und waren recht lustig.

Da fingen die Leute draußen auf der Ebene an, Häuser zu bauen und kamen in den Wald und hieben Bäume um und führten große Steine heraus. Und es ward den Zwerglein recht angst um die schöne Felsenwand vor ihrem Tanzplatz und um ihre Stadt. Daß die Leute nichts von den Steinen weghauen sollen, gingen sie nachts zusammen in den Wald und gruben große Steine aus, und wälzten sie dann mit aller Macht fort bis ans Ende des Waldes. Aber die Leute waren nicht zufrieden; sie suchten weiter, fanden die Felswand und sprengten den Fels auseinander, daß die großen Steine mit Gekrach auf den Wiesgrund stürzten. Da ward die schöne Stadt der Zwerglein zertrümmert, und es gab ein groß Wehklagen. Die Zwerglein, die nicht erschlagen worden waren, die gruben sich einen Gang weit hinein in den Wald. Wo sie jetzt wohnen, und ob sie sich wieder ein Städtlein gebaut, weiß man nicht. Sie haben auch nachher bei Nacht viele Steine herausgewälzt; aber es sind immer neue hineingefallen, und alle Jahre in der Nacht von St. Thomas kommen sie und sehen nach, ob noch so viel Steine im Grund liegen, und wer in dieser Nacht drei Steine herauswälzt, dem schlagen die Zwerglein keine Bitte ab.“ So erzählte die Großmutter. Sie hatte schon lange nicht soviel gesprochen und war ganz müde davon. Hannchen fürchtete sich nun erst recht und schlüpfte ganz in sie hinein; Thomas aber dachte mit glühenden Wangen und glänzen-

den Augen darüber nach, ob wohl die Zwerglein auch jetzt noch kämen.

Da bellte der Wächter draußen, und der Vater kam vom Wald heim, müde, verdrießlich und erfroren; er suchte im Dunkeln, ob er nirgends ein Restchen Essen finde: — die alte, schwache Großmutter vergaß so oft für ihn zu sorgen — so legte er sich, als er nichts fand, hungrig ins Bett. Die Großmutter schlief im Winter in der Stube, und Hannchen bei ihr, der Vater und Thomas in der Kammer daneben. Der Vater, wenn er einmal daheim schlafen konnte, schnarchte die ganze Nacht und konnte durch nichts in der Welt erweckt werden, außer wenn im Walde ein Schuß fiel.

Thomas konnte heute nacht fast nicht schlafen, er hatte nicht zum erstenmal die Geschichte von den Zwerglein gehört; aber heute hatte die Großmutter davon gesagt, daß sie jetzt noch kommen könnten, das hatte er nicht gewußt. Nun klopfte ihm das Herz vor kecker Lust, wenn er bedachte, wie er die trübselige Waldeinsamkeit durch die Schätze der Zwergenwelt erhellen könne. Und gerade jetzt, wo nur noch zwei Tage vor St. Thomas waren! Er konnte nicht schweigen, er mußte am andern Morgen dem Hannchen ins Ohr flüstern: „Du, Hannchen, übermorgen ist Thomastag; da tragen wir Steine aus dem Zwergengrund.“

Hannchen aber sah ihn mit erschrockenen Augen an: „O, was denkst du? das war ja nur ein Märlein, das ist schon vor hundert Jahren gewesen; da tät' ich mich totfürchten, bei Nacht hinauszugehen.“ Thomas dachte, mit dem dummen Mädchen sei nichts anzufangen, obgleich Hannchen älter war als er, und behielt seinen Vorsatz für sich.

2.

Am Thomasabend kam der Vater beizeiten heim, und ehe noch die Großmutter das Lämpchen gelöscht hatte, schlief er steinfest. Thomas wartete, bis Hannchen auch schlief; denn die Großmutter hörte ihn nicht, das wußte er wohl, auch wenn sie wachte. Bald war alles still; er hatte sich gar nicht ausgekleidet, zog seine

Pelzkappe über die Ohren und schlich sich hinaus. Dem Wächter war's noch gar nie vorgekommen, daß Thomas allein fort wollte; so war er viel zu verwundert, um nur zu mucksen, als ihn Thomas im Vorbeigehen streichelte.

Der Mond schien noch helle, und im Walde war's so totenstill, daß es dem Thomas doch auch gruselte; er nahm sich jedoch zusammen und ging leise, aber festen Tritts den ihm wohlbekannten Weg zum großen Steinbruch. Kein Mäuschen regte sich, als er in die Schlucht hinabkam; aber das zerklüftete Gestein, zu dem kaum ein Mondstrahl drang, sah wirklich recht schaurig aus. Mit etwas schwankendem Tritte schlich er zu dem Platz, wo einst der Zwergengrund gewesen war, und wo jetzt nur eine Menge großer und kleiner Steine lag. Er griff mit zitternden Händen die größten, die er fassen konnte, und schleppte sie heraus. „Wer da?" rief ein feines Stimmchen, als er eben den letzten weggeworfen hatte; und an der einzigen mondbeschienenen Stelle der Schlucht stand ein winziges Männlein in grünen Gewändern, das die Frage an Thomas richtete.

„Des Waldschützen Thomas," sagte er in höchster Verlegenheit, indem er die Kappe respektsvoll abzog.

„Was willst du da?" — „Nur Steine herauslesen, daß die Herren wieder da hinunter können." — „Wird nicht viel helfen," sagte das Zwerglein traurig, „ist aber brav von dir, sollst es nicht umsonst getan haben; was willst du dir wünschen?" Da fiel dem Thomas auf einmal gar nichts mehr ein, und er hatte doch so viel gewußt! Er dachte an ein Pferd, auf dem er in die Schule reiten könne; an ein ganzes Faß voll Öl, daß das Lämpchen nicht mehr ausgehe; an einen Sack voll Äpfel und Nüsse — aber das war doch alles nicht der Mühe wert. „Einen großen Beutel voll Geld," stotterte er endlich heraus. — „So," fragte das Zwerglein, „weißt du das auch schon? Was wolltest du denn mit dem Gelde tun?" „Statt unserer Hütte ein großes, großes Haus bauen, noch größer als im Dorf das Forsthaus," fuhr etwas beherzter der Thomas fort, „und einen Stall voll schöner Gäule, daß ich auch fortreiten könnte, wenn's so geschneit hat, und dem Hannchen einen neuen Rock kaufen, und ein ganzes Fäßle voll

Öl, daß wir nicht so im Dunkeln sind." — „Ei, ei, was mehr?" lächelte das Zwerglein; „das Haus sollst du noch bauen, aber nicht im dunklen Wald; in die Welt hinaus sollst du auch noch kommen, brauchst aber kein Roß dazu; einen neuen Rock kann das Hannchen ohne dich kriegen, und Öl könnt ihr selbst genug bekommen; geht mit eurem Körblein zum Steinbruch, so sollt ihr allezeit Buchnüsse finden, genug, um euer Lämpchen für zwei Jahre zu füllen: also mein' ich, den Geldbeutel brauchst du derweil nicht, bist noch zu jung dazu."

„Ach," sagte der Thomas kleinlaut, „wenn's eben nur nicht so gar trübselig wär' und langweilig im langen Winter! hätten wir nur auch ein schönes Bilderbuch, wenn der Abend so lang ist!" „Nun," sagte das Zwerglein, „dazu kann Rat werden, geh' nur getrost heim! nach Weihnachten will ich zu dir kommen und sorgen, daß euch die Zeit nimmer so lang wird im Winter. Sei nur zufrieden! die Zwerglein lassen sich nichts umsonst tun." Das Zwerglein verschwand, Thomas schauderte, und er schlich sich heim, viel bänglicher, als er herausgekommen war. Unbemerkt öffnete er den hölzernen Riegel und schlüpfte ins Haus, in die Kammer und ins warme Bett, und träumte die ganze Nacht von den Zwerglein. Dem Hannchen aber wollt' er nichts mehr sagen, weil er selbst nicht recht wußte, wie er mit den Zwerglein dran war, obgleich er in stiller, froher Erwartung dem Christtag entgegensah.

3.

Weihnacht war gekommen, und die Freude war auch im Waldhüttchen eingekehrt. Der Vater hatte selbst vom Dorf Äpfel und Nüsse gebracht, so viel er tragen konnte; die Großmutter hatte in ihrer Bibel noch zwei schöne Bildlein gefunden, die sie den Kindern bescherte, und am Morgen des Festes war die Magd der Frau Försterin, die der Kinder Patin war, gekommen und hatte zwei prächtige Herzen von Lebkuchen, dem Hannchen einen schönen neuen Rock und dem Thomas ein gutes, warmes Wams gebracht. Der Vater blieb daheim und richtete selbst einen Hasen

zu; sie hatten lang nicht so wohl gelebt. Thomas aber konnte sich nicht so freuen, wie sonst; er wußte, daß noch was Besseres kommen werde.

4.

Es war wieder Nacht, und alles im Schlaf; Thomas aber saß wach und angekleidet und sann nach, was ihm denn wohl sein neuer Freund bringen werde, um die Langeweile des düstern Winters zu vertreiben; da hörte er ein leises Klopfen an der Haustüre. Mit einigem Zittern und Zagen, aber doch flink, war er draußen; er öffnete dem kleinen, grünen Männlein, das aber nichts bei sich trug als ein rundes, farbig schimmerndes Stücklein Glas „Führ' mich nur in deine Kammer!" sagte das Männlein, und trat schnell und noch viel leiser, als es der Thomas konnte, mit ihm in die alte Schlafstube, in der es sich beim Schein seines Glases umsah. Da war nun nicht viel zu sehen: die alte Bettstelle, ein wackliger Tisch mit drei Füßen und ein paar Stühle; das größte Möbel der Stube war ein breiter, großer, vom Alter geschwärzter, in die Wand eingefügter Schrank, manchmal ein guter Platz zum Versteckensspielen für die Kinder; in der Rückwand dieses Schrankes war ein großes, rundes Loch, das dem Hannchen oft schauerlich vorkam, weil es so schwarz aussah. Diesen Schrank schien sich das Männchen ausersehen zu haben; es schlüpfte durch die halb offene Tür hinein, schaffte und klopfte eine Weile drin. „So," sagte es, als es wieder herausschlüpfte, „nun ist für die Langeweile gesorgt, Kleiner. Wenn euch die Zeit wieder lang wird, so schaut nur in das runde Loch in eurem Kasten, am liebsten morgens und abends, wenn ihr allein seid; adieu, Büblein, behüt' dich Gott!" Und ehe Thomas wußte, was geschehen, war das Zwerglein hinausgeschlüpft. Thomas verstand nicht recht, was das bedeuten solle, und wagte nicht gleich, in den Kasten zu sehen: so legte er sich derweil zum Vater, und in lauter Denken und Sinnen, ob denn wohl das Zwerglein im Spaß oder Ernst gesprochen habe, schlief er ein.

Am andern Morgen ging der Vater bald fort. Da konnte Thomas nimmer schweigen; neben der tauben Großmutter er-

zählte er der Schwester flüsternd die ganze Begebenheit, zu der sie bald ungläubig lächelte, bald furchtsam zusammenschauderte. Er beredete sie endlich, am Abend mit ihm den ersten Versuch mit dem Kasten zu machen, und an diesem Tag wußten die Kinder nichts von Langeweile vor lauter Erwartung.

Am Abend war der Vater noch fort, und die Großmutter eingenickt; da schlichen die zwei in scheuer Begierde an den Kasten, und Thomas, der beherztere, schaute zuerst in das Loch, wo das Glas des Zwergleins eingefügt schien. — Ach, was kam ihm da für ein heller Glanz entgegen! Eilig zog er das zitternde Hannchen zu sich nieder; denn die Öffnung war weit genug, daß beide zugleich hineinschauen konnten. Das war eine Herrlichkeit! kaum konnten sich die zwei Kinder enthalten, laut aufzuschreien vor Erstaunen. Sie erblickten einen großen, weiten Saal, der aufs prächtigste erhellt war durch goldene Wandleuchter, am meisten aber durch einen hohen, reichgeschmückten Weihnachtsbaum, an dem viele hundert farbige Kerzen strahlten. Und der Tisch vor dem Baum, der war bedeckt mit den allerprächtigsten Sachen: Soldaten, Reiter und Fußvolk, ganze Regimenter, mit Kanonen und Wagen dabei; ein ganzer Marstall voll kleiner Pferde aller Arten, prachtvoll gemalte Bilderbücher und eine Menge schöner Spielsachen, welche die zwei Waldkinder nie gesehen hatten; dazu kleine silberne Sporen und eine Reitgerte, eine Flinte und Säbel, ein prächtiger Knabenanzug von goldgesticktem Samt — alle diese Herrlichkeiten waren, auf das zierlichste geordnet, auf der Tafel ausgelegt, daneben noch in Körbchen und Tellern das auserlesenste Konfekt. „Ach, wer das bekommt!“ seufzten die Kinder. Da tat sich die Türe auf, und ein schlanker, bleicher Knabe von zehn Jahren trat ein, hinter ihm viele schöngeputzte Herren und Damen. Thomas und Hannchen meinten, es müsse eine ganze Kinderschar zu dieser prachtvollen Bescherung kommen, und sahen immer nach den anderen; allein es blieb der eine Knabe, der mit etwas lächelndem, aber nicht sehr überraschtem Gesicht an all den schönen Dingen vorüberging und sie kaum ansah, während Thomas und Hannchen ihre glühenden Gesichter ans Glas drückten und die Pracht fast mit den Augen verschlangen. „Wo seid ihr, Kinder?“ rief

nun die Stimme der Großmutter draußen; erschrocken fuhren sie mit den Köpfen zurück. Drinnen wurde es wieder dunkel, so schwarz als zuvor, und der alte Schrank sah aus, als ob gar nichts geschehen wäre. Den Kindern aber war's wie ein Traum, als sie wieder um das Öllämpchen in der alten, rußigen Stube saßen; fast froh waren sie an diesem Abend, daß die Großmutter so taub war, konnten sie doch miteinander ungestört von der geschauten Herrlichkeit plaudern, und jedem fiel wieder etwas Schöneres bei, was das andere nicht recht gesehen. „Ach, wie gut hat's der junge Herr," sagten sie oft; „ach, wenn wir's auch so hätten!" seufzten sie noch, als der Schlaf ihr Auge schloß, um ihnen im Traum noch einmal die Pracht zu zeigen.

Noch ehe es recht Tag war, schlüpfte Hannchen herein in die Kammer. Der Vater war diesmal nicht heimgekommen, so konnten sie um so sicherer in den wunderbaren Kasten schauen. Ach, wie sehr wünschten sie noch einmal den schönen Saal von gestern zu sehen! Richtig, da war er wieder im hellen Tageslicht, fast so schön als bei den festlichen Kerzen. Da waren noch all die prächtigen Sachen von gestern, aber nicht mehr so schön geordnet, und der Knabe, der gestern dabei gewesen war, lag in einem seidenen Morgenröckchen auf dem Sofa, ein paar der schönen Bücher zerstreut um ihn herum; er schien müde und verdrießlich. Als sich eben die Kinder verwundert ansahen, wie man bei so herrlichen Dingen nicht vergnügt sein könne, ging eine Türe des Saales auf und ein älterer Herr kam herein. Nun hörten die Kinder sogar sprechen, leise wie in weiter Ferne, aber recht deutlich: „Schon wieder verdrießlich, lieber Prinz?" fragte der Herr, „und doch haben Sie soviel, was andere Kinder glückselig machen würde." — „Was, andere Kinder!" sagte der junge Prinz, „andere Kinder sind nicht allein, ich habe alle meine Sachen schon gesehen." — „Aber Sie wissen ja, lieber Prinz, daß man Ihnen Gesellschaft kommen läßt, wenn Sie wünschen." — „Ja, Gesellschaft, was ist's dann! da kommen die Jungen: Guten Morgen, Prinz, und: Was haben Sie, Prinz? und spielen mit meinen Sachen und plaudern und lachen miteinander; dann wird's ihnen langweilig, sie gehen wieder und ich bleibe allein: — hinaus

möcht' ich, fort wie andere Kinder!" — „Aber wenn Sie wünschen, können Sie ja spazieren gehen oder fahren." — „Ach, spazieren gehen mit Ihnen oder fahren oder reiten mit einem Kammerdiener dahinter! Da ist keine Freude dabei! hinaus möcht' ich, allein, wohin ich wollte; ich möchte lieber ein Zigeunerbube sein als ein Prinz!" Ehe die erstaunten Kinder weiter hören konnten, rief sie die Großmutter; sie schlüpften heraus, und das Loch war dunkel.

5.

Wieviel hatten sie heute einander zu sagen! sie konnten nicht begreifen, warum der Prinz so mürrisch sei. „Ach, wie lustig wollten wir sein bei so prächtigen Sachen!" seufzte Thomas. „Ja, aber wir sind nicht allein," sagte Hannchen. „Richtig, wenn also die reichen Kinder nicht allein sind, sind sie vergnügt," meinte Thomas. „Will nur sehen, ob der Prinz heut' abend wieder da ist," sagte Hannchen.

In lauter Freude und Erwartung verplauderten sie ihren Tag und konnten kaum erwarten, bis sie ihre Köpfchen ans Glas streckten.

Da war nimmer der Saal, sondern ein Wald, fast wie der, in dem die Kinder wohnten, ein großer, freier Platz und ein lustiges Feuer; daran briet ein schön Stück Wildbret; daneben viele braune, etwas zerlumpte Leute, auch einige Musikanten; die spielten eine muntere Weise, und eine Schar Kinder tanzte und sprang in wilder Freude herum. „Ach, das ist lustig!" meinte Thomas; Hannchen schüttelte den Kopf, ihr gefiel's nicht recht. Ein junger Zigeuner kam mit einem großen Sack voll trockenen Obstes; die Kinder empfingen ihn mit Jubelgeschrei, er schüttelte es auf den Boden. Die Kinder fielen gierig darüber her und schmausten nach Herzenslust; dann fingen sie wieder allerlei lustige, wilde Spiele an, daß Thomas gern unter sie hineingesprungen wäre, und recht ärgerlich wurde, daß der eben heimkehrende Vater sie hinausrief in die Wohnstube. Den ganzen Abend stak dem Thomas das Zigeunerleben im Kopf, so daß es dem Hannchen ganz bange wurde, der Bruder könnte ihr noch in der Nacht fortgehen

und Zigeuner werden; er sang noch im Schlaf die Melodie des lustigen Zigeunerliedes, das sie hatten spielen hören.

Früh, noch ehe der Vater wachte, schaute Thomas ins Glas, ohne diesmal auf Hannchen zu warten, die erst nach einer Weile nachgeschlichen kam. Ja, da war wieder die grüne Waldwiese; aber es sah nimmer so lustig aus. Es war Morgen, die Feuer erloschen, ein wildes, ängstliches Laufen und Rennen unter dem Zigeunervolk. Bald sahen die Kinder Soldaten aufziehen und merkten nach und nach aus dem wilden Getümmel, das jetzt entstand, daß die Zigeuner gefangen fortgeführt wurden, weil man sie des Raubs und Diebstahls beschuldigte. Mit wildem Geheul sahen die Zigeunerkinder ihre Mütter und Väter fortschleppen, während sie selbst nach einer anderen Seite abgeführt wurden. Die Kinder mochten nimmer hineinsehen und wandten sich weg. „Da hast du's mit deinem freien Leben," sagte Hannchen nachher zu Thomas; „möchtest du noch ein Zigeunerbube sein?" — „Ja, das glaub' ich, die stehlen!" meinte Thomas kleinlaut; „das gehört gerade nicht zum freien Leben." „Reiche Kinder," sagte Hannchen wieder, „haben's doch besser; müssen ja nicht alle so allein sein wie der Prinz."

6.

Am Abend konnten die Kinder nicht an ihren Wunderkasten, die Großmutter ließ sie nicht so lang aus dem Auge, auch war der Vater öfter daheim. Desto begieriger waren sie auf das nächste Mal, wo es wieder möglich war. Diesmal war's eine recht schöne Stube, nicht so prächtig wie der Saal; aber doch viel schöner noch als die Stube der Frau Patin, mit bunten Tapeten und schönen Bildern an der Wand. Die Stube war voll von hübschem Spielzeug für Knaben und Mädchen. Eine schöne Puppenstube mit geputzten Dämchen und Herren, mit Sofa, mit Stühlen und kleinen Bettchen, eine Küche voll von blankem Geschirr, Töpfchen und Tellerchen, viel mehr als in der Großmutter großer Küche; Puppen, kleine und große, fast so groß wie Hannchen selbst, Wiegen und Stühlchen und Wägelchen dazu; dann auf der anderen Seite eine Festung mit Soldaten, ein Kaufladen, gespickt

mit Rosinen, Mandeln, Zucker und Feigen, ein Fuhrmannswagen mit Kisten und Säcken, schöne Bilderbücher, kurz, fast so viel als bei der Bescherung des Prinzen. Die Kinder konnten sich nicht fassen vor Bewunderung und Freude. Da sprangen die Besitzer der Herrlichkeiten herein, zwei Mädchen und ein Knabe; wie es schien, kamen sie vom Spaziergang; die Mädchen eilten zu den Puppen, der Knabe zum Kaufladen. Eine kam mit glänzenden Pfennigen, um von dem Bruder Naschwerk einzutauschen; die andere fing an, ihr Püppchen anzukleiden aus einem Kästchen voll hübscher Kleider und Hütchen — ach, wie leid tat's den Kindern, als die Großmutter zur Suppe rief! wie träumten sie schlafend und wachend von den schönen Dingen; wie eilten sie am anderen Morgen an den Kasten, um weiter zu sehen, wie's den glücklichen Kindern ging!

Da sah's nimmer so schön aus in der Stube; die Puppen lagen am Boden, und weinend und schreiend stand eins der kleinen Mädchen dabei. Sie hatte gestern abend die Puppen auf dem Boden und die Zimmertür offen gelassen; die Katze war hereingekommen, hatte mit der geputzten Puppe gespielt, die seidenen Kleider mit ihren Krallen zerrissen und das schöne Gesichtchen zerstoßen. „Daran bist du schuld," rief eins der Kinder, „du hast nicht aufgeräumt!" — „Nein, du," schrie die andere, „ich habe sie gar nicht gehabt." Derweil zerrten sie sich drüben schreiend herum vor dem Kaufladen um einen kleinen Zuckerhut, den das Mädchen in ihre Küche haben und der Knabe im Laden behalten wollte. In Zank und Geschrei stieß das Mädchen an den Laden, daß viele der kleinen Gläser zu Boden fielen; im Zorn und Ärger lief der Knabe zur Küche und warf sie um, so daß klirrend das niedliche Geschirr zerbrach; das gab ein Geschrei und Geheul und Schelten und Klagen, daß die Waldkinder gern weggingen und nichts mehr sehen wollten von der Pracht.

7.

Es dauerte lange, bis sie wieder hineinsehen konnten. Auch diesmal war es ein niedliches Zimmer und ein Tisch mit Spielzeug, mit Kuchen, einer schönen Torte, mit Zucker und Backwerk

aller Art. Zwei kleine Mädchen waren da; wie es schien, war der einen Geburtstag, zu dem sie die guten Sachen bekommen hatte. Die zwei sahen nicht so streitsüchtig aus, wie jene anderen Kinder, aber doch nicht recht rotwangig und vergnügt. „Was meinst du, Emma, wollen wir ein Stückchen von deiner Torte?“ fragte die eine. „Ach, nein, Sophie,“ sagte Emma, „ich wollte lieber Äpfel.“ — „Äpfel? ja weißt du nicht, daß das der Herr Doktor verboten hat? wir dürfen ja kein Obst essen.“ — „Ach, und die Torte macht mir übel; ich weiß nicht, warum sie die Großmutter geschickt hat, und Bonbons machen mir Zahnweh; die Tante hätte sie behalten können.“ — „So wollen wir in den Garten,“ meinte Sophie. „Ja, ja,“ rief Emma, „in den Garten mit dem neuen Hut!“ Eben wollte sie ihn aufsetzen, da kam die Mutter der Kinder herein: „Was wollt ihr, Kinder?“

„Ach, nur ein wenig in den Garten, Mama!“ — „Behüte, in den Garten bei so rauhem Wind und feuchtem Boden! nein, nein, da käme Emmas Zahnweh und Sophiens Husten. Bleibt doch im Zimmer! Ich will nur die guten Sachen aufheben; ihr habt wohl schon zu viel davon gegessen, und Sophie sollte jetzt ihren Trank trinken.“

Die kleine Sophie machte ein gar saures Gesichtchen, als sie von dem Trank hörte. Hannchen wollte nicht warten, bis er käme, und sie wandten sich traurig ab.

Die Kinder mußten viel denken und reden über alles, was sie bisher gesehen hatten. „Ja, hör' Thomas,“ fragte Hannchen, „meinst du denn, daß alle Kinder in der Welt draußen unglücklich sind?“ — „Ei bewahre,“ sagte Thomas eifrig, „das kann gar nicht sein; wenn der Prinz nicht so allein gewesen wäre . . .“

„Und die Zigeunerkinder brave Eltern gehabt hätten — und die drei Kinder nicht so zänkisch wären, und die zwei kleinen Mädchen gesund! — Ja, siehst du, wenn man brav ist und zufrieden und gesund und einander lieb hat, dann hat man's gut.“ — „Auch wenn man arm ist und so allein wie wir?“ fragte Thomas. Und Hannchen konnte nicht recht ja sagen.

8.

An diesem Abend schlief die Großmutter bald; sie getrauten sich kaum, wieder hineinzusehen, wurde ja doch alles am Ende so betrübt. Doch probierten sie's wieder. Diesmal hätten sie aber fast laut aufgeschrien: „Das ist ja unsere Stube und wir selbst!" Richtig, so war's; nur sah die Stube heller und freundlicher aus, als sonst. Sie war viel reinlicher und hübsch aufgeräumt; die trüben Scheiben hell geputzt, am Fenster standen in Töpfen ein paar Waldpflänzlein, die Hannchen wohl kannte, und die so freundlich grün neben dem Schnee draußen aussahen; in einem Weidenkäfig, wie sie Thomas schon hatte von Bauernbuben flechten sehen, hüpfte ein Vöglein, dem's in der warmen Stube wohler zu sein schien, als draußen in der Kälte; denn es sang und pfiff, daß es eine Lust war. Und da saß am Rädchen die nämliche Großmutter, und bei ihr das nämliche Hannchen und der Thomas nicht weit davon, aber nicht so langweilig und trübselig wie sonst. Sie hörten sich singen, ein schönes Liedchen, das sie schon in der Schule gelernt hatten, das ihnen nur noch nicht eingefallen war, auch daheim zu singen; es tönte recht lieblich, so daß auch die Großmutter etwas davon zu vernehmen schien und freundlich nickte. Endlich hatten sie ausgesungen. Da hatte der Thomas, den sie drinnen sahen, ein großes, altes Buch geholt, das schon lange staubig auf der Großmutter Betthimmel lag, seit sie auch mit der Brille nimmer lesen konnte. Die Kinder schauten erstaunt zu. Sie hatten wohl lesen gelernt; aber daheim lesen, wenn man nicht mußte, daran hatten sie nicht gedacht. Der Thomas im Spiegel fing an zu lesen, recht laut, daß es die Großmutter hörte; zuerst ging's nicht deutlicher, als der rechte Thomas es auch gekonnt hätte, aber es kam bald besser. Es war die Geschichte vom Joseph, welche die Kinder wohl schon gehört hatten, aber schon vor lange, und sie kam ihnen wieder so neu und so schön vor, daß sie dem Thomas drinnen begierig zuhörten, bis man ein Hundebellen vernahm. Das war auch gerade wie des Vaters Wächter. Da sprang das Hannchen im Spiegel auf, stellte

ein Paar alte Schuhe unter den Ofen und hängte des Vaters warmen Hausrock daran, und richtig kam der Vater herein mit dem Wächter; der Thomas zog ihm den nassen Rock aus und trug die Flinte fort, und das Hannchen brachte die warmen Schuhe und den trockenen alten Rock. Die Kinder mußten recht aufschauen über ihre geschäftigen Ebenbilder; sie hatten seither den Vater nur so kommen und gehen lassen und gar nicht gedacht, daß man auch für ihn sorgen könne. Der Vater im Bild sah selbst ganz verwundert aus über die dienstfertigen Kinder und wurde viel freundlicher, als der rechte Vater es gewöhnlich war; er setzte sich an den Tisch, und das Hannchen hatte eine warme Suppe im Ofen, was sonst meist vergessen blieb, weil die Großmutter nicht daran gedacht, und der Vater klopfte sie auf die Achsel, was sonst nie geschah, und er fing an zu erzählen von ihrer seligen Mutter, die auch so freundlich für ihn gesorgt hatte, und das war den Kindern so merkwürdig, daß sie gar nicht vom Glas weggekommen wären, wenn nicht die Großmutter ins Bett gerufen hätte.

9.

Am anderen Morgen war ein besonderes Leben in die Kinder gekommen. Hannchen kehrte und putzte, räumte auf und wusch die Fenster, daß die Großmutter wie im Traum fragte: „Ist's denn Kirchweih'?“ Zum Blumeneingraben war's eben noch keine Zeit; aber Thomas holte ein paar grüne Tannenzweige vom Walde, mit denen sie die Stube ganz nett herausputzten. Dann halfen sie aus freien Stücken der Großmutter, die sonst sich allein plagte, die Morgensuppe kochen, und es ging ganz gut und schmeckte ihnen viel besser. Nun setzte sich Hannchen mit der Großmutter an die Kunkel; Thomas aber kletterte auf den Stuhl und holte die Bibel, die richtig so staubig war wie im Bild, und fing an zu buchstabieren. Die Großmutter horchte hoch auf; als das Lesen aber deutlicher kam, und sie nach Jahren, seit sie nimmer in die Kirche gehen und nimmer lesen konnte, zum erstenmal aus ihres Enkels Munde das liebe Gotteswort hörte, da taute ihr altes Herz auf; sie legte die Hände zusammen und nickte Thomas zu

mit hellen Tränen in den Augen. Der wurde ganz vergnügt, als er die Wirkung seines Lesens sah und las immer herzhafter weiter, und Hannchen hörte zu und spann und merkte gar nicht, wie der Morgen verging, bis die Großmutter, die eine Uhr im Kopfe hatte, aufstand, die Kartoffeln zu kochen. Da sprang Thomas auf: „Wart, Ahne, ich helfe dir," und sie holten zusammen das Wasser vom Brünnlein im Hof, wuschen die Kartoffeln und schürten das Feuer, daß es eine Lust war, und die Großmutter vor Bewunderung die Hände zusammenschlug. So gute Kartoffeln hatten sie noch nie gegessen! Und am Nachmittag fiel ihnen das Singen ein; das probierten sie erst ganz leise, dann kam es bald herzhafter und heller, und die Großmutter lauschte anfangs wie träumend und lächelte, wie sie seit Jahren nicht getan.

Wie freuten sie sich erst, bis der Vater kam! Und wie erstaunte er über die Sorgfalt der Kinder, die ihm niemand mehr erwiesen hatte, seit man sein gutes Weib zu Grabe getragen! Und es kam wie im Glase; er erwarmte in den warmen Kleidern und von der Kinder Freundlichkeit, und hub an zu erzählen von seiner seligen Margareth'. Die Großmutter hörte glückselig zu und gab hier und da ein Wörtchen drein. Vor dem Schlafengehen sagte sie: „Du solltest sehen, wie der Thomas so schön liest," und brachte ihr altes Abendsegenbuch. Der Vater, der schon so manches Jahr des Gebets vergessen hatte, horchte mit Stolz und Freude, wie sein Bube las, und mit des Kindes Stimme klopften die frommen Worte an seinem Herzen an, und das ging auf, und als Thomas geschlossen hatte, faltete er selbst die Hände, um das Vaterunser zu beten.

So selig waren die Kinder noch nie eingeschlafen, wie an diesem Abend.

Nun blieben zwar nicht alle Tage so neu und frisch, wie dieser erste; aber die Herzensfreude an dem Wirken blieb; der gute Engel des Gebets war eingezogen und machte dies stille Waldhüttchen zu einem Kirchlein voll des Friedens und der Liebe.

Die Kinder lüstete es wenig mehr nach dem wunderbaren Spiegel; sie meinten, er könne ihnen nicht viel Besseres mehr zeigen, als ihre eigne teure Heimat, zumal als der liebe, lustige

Frühling kam, und sie schon darauf dachten, wie sie ihr Häuschen freundlich machen wollten für den nächsten Winter.

Man sagt mir, Thomas sei später, als der Vater und die Großmutter gestorben waren, in die Welt hinausgewandert; sei ein rüstiger, tüchtiger Zimmermann geworden, der manch stattliches Haus erbaut habe, und sich selbst ein freundliches Häuslein; das Hannchen habe die Frau Patin zu sich genommen, und sie sei ein geschicktes Mädchen und später eine flinke Bauersfrau und gute Mutter braver Kinder geworden. Sie waren all ihr Lebtag zufrieden mit dem, was ihnen Gott beschieden, und wenn sie prächtige Häuser, schöne Stuben, reiche Kleider und köstliche Leckerbissen von weitem sahen, so dachten sie: Das gehört vielleicht so einem armen Prinzen oder neidischen Kindern oder einer kranken Emma.

Wir alle haben unser Haus oder Häuslein oder Stübchen auf der Welt; wollen wir nicht suchen, es zu schmücken, wie die Waldkinder ihr einsam Haus?

Die Nachbarskinder.

1.

Ein schöneres Haus als das des Grafen Dalberg war in der ganzen schönen Vorstadt der großen Stadt Wien nicht zu sehen, mit dem stattlichen Portal, den hohen spiegelblanken Fenstern, an denen reiche seidene Vorhänge, herrliche Blumen und prächtige Vogelkäfige etwas ahnen ließen von dem Reichtum der inneren Einrichtung.

Alle Dienstboten, Handwerker, Gemüse- und Geflügelhändler oder wer sonst ins Haus kam und den Überfluß sah, der darin war an allen prächtigen und guten Dingen, konnte nicht genug beklagen, daß nur ein einziges Töchterlein all diese Herrlichkeit teilen und einst ererben sollte; denn es schien kaum, als ob der zarten, kränklichen Gräfin noch weiterer Kindersegen beschieden werden würde.

Die kleine Aurora freilich wurde bedient, umschmeichelt, gehätschelt und verzogen nach Herzenslust, und sechs Kinder in einem anderen Hause hätten wohl nicht halb so viel zu tun gemacht. In dem wunderhübschen Zimmerchen, das sie neben dem ihrer Mutter bewohnte, stand eine silberne Glocke, und die kleine Gräfin hatte eine recht vornehme Art zu schellen, wenn ihr nur der geringste Wunsch einfiel. Die Gräfin hatte vier Kinder verloren, dies eine war ihr geblieben, ein gar feines, zartes und allerliebstes Kind. In der beständigen Angst, auch dieses zu verlieren, wußte die Mutter gar nicht, was sie ihr zuliebe tun sollte, und eh' sie es selbst wußte, war der Wille des Töchterleins regierendes Gesetz im Hause.

Nur in einem Punkte wollte die Gräfin dem eigensinnigen

kleinen Köpfchen nicht nachgeben. Aurora wollte durchaus keine Gouvernante haben, und das war doch für ein Dämchen ihres Standes ganz unerläßlich. Sie hatte einmal eine gehabt und bald gefunden, daß sie bei ihr einen Teil der Freiheit verlor und nicht jede ihrer Launen durchsetzen könne, und das hatte sie so unglücklich gemacht, daß sie nicht abließ, der Mutter zu schmeicheln, bis die lästige Aufsicht wieder entfernt wurde. „Ich brauche niemand, Mütterchen, der mich von dir fortnimmt, gar niemand! — ich will bei dir allein sein!“ sagte sie liebkosend, und das war ein Grund, mit dem sie alles bei der weichen Mutter durchsetzen konnte. Freilich wußte die Gräfin, daß es später doch sein müsse; die Kleine durfte einmal nicht unwissend bleiben, und sie in eine Lehranstalt außer dem Haus zu geben, das war gar nicht denkbar. Aurora war gar kein unartiges Kind nach dem gewöhnlichen Begriff; sie war so ganz im Odem der Liebe aufgewachsen, alles Rohe und Gemeine war ihr so fern gehalten worden, sie durfte so wenig Widerspruch erfahren, daß Ausbrüche von starrem Eigensinn, von plumper Unart nicht wohl bei ihr möglich waren. Aber sie kannte, ohne es zu wissen, die Macht der Schmeichelei; sie war eigenwillig und eigensüchtig und verstand, so jung sie war, ihren Willen mit lauter süßen Worten und Liebkosungen durchzuführen. Sie liebte die Mutter herzlich; aber sie lernte gar nie an etwas anderes, als an ihr eigenes Vergnügen und Wohlbehagen denken. Wenn sie gern ausgefahren wäre und die Mutter lag noch so matt und schwach auf dem Sofa, so küßte und bat sie unaufhörlich: „Mütterlein, laß dich anziehen; Mütterlein, steh' auf!“ — „O Kind, laß mich! ich bin so müde und möchte lieber ruhen.“ — „Bewahre, Mütterlein! draußen ist's viel schöner, du kannst dann im Wagen schlafen.“ Im Wagen aber ließ sie der müden Mutter wieder keine Ruhe: „Nun sieh, Mutter, wie schön! Wer ist das, Mutter?“ und die gute Mutter tröstete sich wieder, es sei ja lauter Liebe und Liebenswürdigkeit, was die Kleine zu einem solchen Quälgeist mache. Der Vater galt Auroren noch mehr als die Mutter, schon weil sie ihn viel seltener sah — er war durch ein Hofamt häufig an die Person des Kaisers gebunden — und weil er ein gar so schöner

und stattlicher Mann war; daß sie auch bei ihm erreichen könne, was sie wollte, das wußte sie schon lange.

Wirklich hing der Graf mit fast abgöttischer Zärtlichkeit an dem schönen, einzigen Kinde. Während die Mutter, die selbst fühlte, daß sie nicht alt werde, sich nur in ihrer Gegenwart freute, baute er glänzende Pläne für die Zukunft auf ihre Anmut und Lieblichkeit. Da ihm nicht vergönnt war, einen Sohn als Erben seines alten Namens zu erziehen, sah er im Geiste seine zarte Aurora schon als eine künftige Fürstin.

Das wußte er nun freilich, daß die Kleine, die er zu so hohen Dingen berufen glaubte, notwendig etwas lernen müsse, da in unseren Tagen eben leider jener Märchengarten nicht mehr gefunden wird, in dem die Kenntnisse in Marzipan und Mandeltorten hineingebacken werden, und wo man nur einen süßen Kuchen zu essen braucht, um eine Wissenschaft zu lernen. Mit der Gouvernante wollte er die Kleine noch verschonen; aber ein Lehrer kam nun ins Haus, ein freundlicher, junger Mann, dem es hie und da wirklich gelang, die Aufmerksamkeit der flüchtigen kleinen Elfe zu fesseln; gar oft aber hieß es: „Ja, lieber Herr Richter, nun muß ich vorher meine große Puppe ankleiden," oder: „Nun möchte ich gerade gar zu gern mit Mama ausfahren; nicht wahr, Sie kommen ein andermal wieder?" Das klang nun ganz unschuldig, da die Kleine immer freundlich und artig blieb und niemand dem Schelmengesichtchen widerstehen konnte; auch dachte die Mutter und Herr Richter selbst, sie sei so jung und habe noch lange Zeit zu lernen; was sie aber nicht lernte, das war gehorsam sein, den eigenen Willen brechen, sich in eine Regel fügen, und wer das nicht in jungen Jahren gelernt hat, der hat es meist in schwerer Schule nachzuholen.

Manchmal lernte die Kleine freilich eifrig, aus lauter Langeweile; denn Langeweile hatte sie oft und viel, trotz ihrer prächtigen Spielsachen. Sie sah selten Gespielinnen ihres Alters und sie war jetzt zu groß, um ihren ganzen Tag mit Spielen auszufüllen; arbeiten aber mochte sie nicht, und so wurde sie denn zuzeiten eine wirkliche kleine Plage für alle im Hause, weil ihr nichts recht und lieb war und die Gräfin dann

immer seufzte: „Ach, es versteht eben niemand, das Kind zu behandeln!"

Neben der prächtigen Wohnung des Grafen stand das ansehnliche Haus eines wohlhabenden Werkmeisters; das Hintergebäude dieses Hauses war dem Grafen immer ein Dorn im Auge, da es noch zum Teil seinen Hausgarten begrenzte, der nicht besonders groß, aber noch in altem Geschmack sehr kunstvoll und prächtig angelegt war. Bis jetzt hatte er sich aber doch noch nicht entschließen können, den hohen Preis dafür zu bezahlen, welchen der Besitzer forderte, und so mußte er sich gefallen lassen, daß die Bewohner des Hinterhauses, meist sehr arme Leute, gerade von ihren Fenstern in seinen Garten sahen.

Seit einiger Zeit war ein Schuhmacher dort eingezogen und man sah das bleiche Köpfchen eines kranken Mädchens am Fenster, im Hof einen dicken kleinen Jungen, hier und da auch die Schusterin mit einem ganz kleinen Kind auf den Armen; Aurora sah danach nicht viel; sie hatte nie gelernt, sich um arme und geringe Leute zu bekümmern. Ihre Mutter gab alle Monate Beiträge für Arme; sonst aber durfte niemand, der nicht Geschäfte mit dem Haus hatte, die schöne Treppe betreten, und die Gassenleute, wie sie sie nannte, kamen ihr wirklich wie ganz andere Geschöpfe vor.

Jakob, der älteste Knabe des Schusters, war schon ein emsiger Gehilfe seines Vaters beim Handwerk; da aber das Schuhflicken, denn zu neuen verstieg sich Meister Linz selten, nicht seine ganze Zeit in Anspruch nahm, sammelte er alle Morgen Schuhe und Stiefel aus der Nachbarschaft ein, die er gegen höchst bescheidenen Lohn glänzend wichste, und er verdiente ein ganz hübsches Stückchen Geld mit dieser Industrie.

Gerade wegen dieses neuen Erwerbszweigs war die Schusterfamilie aus einem trüben, dunstigen Stadtteil in ein vornehmes Quartier gezogen, und dem Jakob, der Sinn fürs Schöne hatte, ging eine neue Wunderwelt auf, als er täglich, wenn auch nur von der Rückseite, den Anblick prächtiger Häuser und den Einblick in den feenhaften Garten des Grafen genießen konnte, dessen weiße Marmorstatuen so geisterhaft aus den dunklen Taxusbüschen hervorschauten.

Er hatte sich ein altes Tischchen vors Haus gestellt, wo er bei gutem Wetter unter hellem lustigem Gesang seine Schuhe und Stiefel putzte und sie nachher schön geordnet in Reih und Glied stellte. Der Gesang aber blieb ihm im Munde stecken, als er am dritten Morgen Aurora wie eine kleine Fee im himmelblau seidenen Kleidchen, ein leichtes Hütchen auf den wehenden blonden Locken, in den Garten hüpfen sah. Er starrte ihr mit offenem Munde nach, etwas so Schönes und Liebreizendes hatte er noch nie gesehen: obgleich er inmitten der großen und reichen Stadt aufgewachsen war, so kam er doch selten, meist nur früh morgens und abends, über die Straßen, wo die vornehme Welt nicht zu sehen war; war er dann auch je und je geputzten Kindern begegnet, so waren sie ihm wie eine andere Menschenklasse erschienen, wie der kleinen Aurora die Gassenleute, nur umgekehrt.

So nahe hatte er noch nie ein so anmutiges Kinderbild erblickt; er hätte gar nicht gewagt, sie zu grüßen, und fand ganz natürlich, daß die Kleine ohne Gruß an ihm vorüberflog; erst als sie schon eine gute Weile hinter der eisernen Gartenpforte verschwunden war und nur noch hier und da ihr seidenes Kleidchen zwischen den Büschen hervorschimmerte, fing er wieder an, seine Schuhe zu bürsten und sein Liedchen zu singen.

Der Gesang lockte die Kleine allmählich näher; der junge Schuster hatte eine prächtige klare Stimme und sang ein altes Volksliedchen, das Aurora nie gehört. Sie lauschte eine Weile hinter den Gesträuchen am Gartenzaun; mit einemmal warf sie ihren bunten Ball hoch in die Luft, er flog über den Zaun und mitten unter Jakobs Schuhversammlung gerade in sein Geschirr mit Wichse hinein. „O weh, mein schöner, neuer Ball!“ klagte Aurora. Jakob nahm ihn bestürzt mit spitzen Fingern aus der schwarzen Brühe und betrachtete die eine Seite, deren prächtig bunte Leder- und Samtstückchen häßlich geschwärzt waren; er konnte ihn so nicht hinüberwerfen und wagte doch nicht, ihn zu bringen; auch wußte er nicht gleich, wie er ihn reinigen sollte. „Bring meinen Ball!“ rief die Kleine mutwillig, „dann bin ich die Prinzessin, der die goldene Kugel ins Wasser fiel, und du der Frosch, der sie wiederbringt!“ Jakob war nicht beleidigt über

den Vergleich; mit klopfendem Herzen schritt er durch das zierliche Gittertor, reinigte den verunglückten Ball sorgfältig in dem Bassin des großen Springbrunnens und rieb ihn trocken, ehe er ihn dem Fräulein übergab. „O, er ist nimmer schön!" rief sie, als sie ihn betrachtete; „Nani muß mir morgen einen neuen holen, dann kannst du den alten haben! Gelt, so hast du noch nichts gesehen?" fragte sie, als sie die erstaunten Blicke sah, mit denen Jakob die Herrlichkeit des Gartens nun in der Nähe betrachtete. — „Gewiß nicht!" versicherte dieser. — „Gehst du denn nie in den Prater?" fragte sie; „da dürfen ja auch arme Leute hinein." — „Nie," sagte er; „am Werktag muß ich arbeiten und am Sonntag hüt' ich meine kleine Schwester, den Christian und das Kind, da kann ich nicht so weit gehen." — „Sing wieder!" befahl die kleine Prinzessin. — „Ich kann nur singen, wenn ich Schuh' putze," sagte Jakob verlegen. — „So geh' und putz' Schuh'!" kommandierte sie, und der große Junge gehorchte willig. Bald war er wieder eifrig im Geschäft und seine Stimme klang hell wie zuvor:

„Drei Rosen im Garten,
Drei Ilgen im Wald,
Im Sommer ist's lieblich,
Im Winter ist's kalt." —

und andere lustige Volksreimlein.

Aurora hatte allmählich den Garten verlassen und nahte neugierig dem Tischchen des Sängers, vorsichtig auf den Zehenspitzen ihrer feinen hellen Stiefelchen, um sie nicht zu beschmutzen. „Das ist ein garstiges Geschäft," sagte sie, als sie ihm eine Weile zugesehen. — „Garstig?" sagte Jakob etwas beleidigt und vergaß seine Schüchternheit dem vornehmen Kind gegenüber, im Eifer um sein Geschäft, „das ist gar nicht garstig, es ist recht nett. Da sieh einmal, Prinzeßlein (er wußte nicht recht, wie er das gar vornehme Fräulein titulieren sollte), nun sieh, was das für ein garstiger schmutziger Stiefel ist!" — „Abscheulich!" rief die Kleine und wandte ihr Näschen ab; Jakob aber kratzte mit großer Gewandtheit zuerst den Schmutz weg, putzte den Stiefel rein, bestrich ihn mit der Wichse und rieb dann mit der Glanz-

bürste so rasch und eifrig darüber, daß er ganz hell und blank wurde. „Da sieh hinein, Prinzeßlein, du kannst dich sehen wie in einem Spiegel!" rief er triumphierend. Aurora fand an dem schwarzen Spiegel Gefallen und bewunderte höchlich die Kunst des jungen Schuhmachers. Zuletzt vergaß sie ihr Grauen vor der schwarzen Wichse und den schmutzigen Schuhen und sah ihm wirklich mit Vergnügen zu, bis er seine glänzend geputzte Mannschaft nach Schönheit und Größe in Reih und Glied stellte, um sie zum Austragen bereit zu halten. „Siehst du, Prinzeßlein, nun habe ich einen Zwanziger verdient!" sagte er mit bescheidenem Stolz. Das „Prinzeßlein" verstand noch gar wenig vom Geld, sie hatte wohl kaum welches in den Händen gehabt; aber daß das Geldverdienen bei einem so kleinen Jungen schon eine respektable Sache sei, das begriff sie doch.

Am Nachmittag putzte Jakob keine Schuhe; er brachte da die bleiche, kleine Schwester herunter und machte ihr einen weichen Sitz an einem sonnigen Plätzchen des Hofes und trug und wiegte das kleinste Kind, während er ihm ein Liedchen sang und Geschichtchen erzählte, wobei der dicke Christian, das jüngere Büblein, nebenher watschelte. Jakob hatte dem Schwesterchen von dem Prinzeßlein erzählt und sie schauten beide sehnsüchtig nach dem Palais und in den Garten, bis am Zaun Auroras zierliche Gestalt erschien und ihr lockiges Köpfchen sich lauschend hervorbog. Nun erst erzählte Jakob seine allerschönsten Geschichten von Jakob und Joseph, und dem Kindlein Moses, wie die Königstochter im goldenen Kleid es gesehen und aus dem Wasser ziehen ließ; von dem schönen, starken Hirtenknaben David und seinem treuen Freunde Jonathan, und auch andere schöne weltliche Geschichten; denn er hatte einen Kameraden, der Laufbursche in einer Buchhandlung war, und dem er die Stiefel seiner Herren wichste und dafür Makulaturbogen und ausgeschossene Bücher zum Lesen erhielt.

Das Erzählen ging Aurora über alles; sie vergaß darüber ganz die prächtige Puppe, die sie in der Hand hielt und die das kleine Annchen mit verzückten Augen anstarrte. „Euer Gnaden, gnädige Komtesse!" rief die Kammerjungfer, die mit Auroras

Schokolade erschien und sie auf ein zierliches Tischchen in einer Laube stellte; die Mama war heute zu Hof gefahren und Aurora hatte sich ausgebeten, einmal allein im Garten trinken zu dürfen. Die Schokolade war im niedlichsten Porzellanservice, das feine Gebäck dazu in einem silbernen Körbchen; die Kleine durfte sich selbst einschenken. Sie hatte sich rasch vom Zaun zurückgezogen beim Annähern der Jungfer, und saß nun vor all den Delikatessen und dem glänzenden Gerät; aber es wollte ihr nicht recht schmecken. Sie hatte die Schusterskinder miteinander an einem trockenen, harten Schwarzbrot nagen sehen; hatte gesehen, wie Jakob mit dem Schwesterchen und dem kleinen Buben noch sein Stückchen teilte; — sie schenkte sich ein; aber ehe sie anfing zu trinken, hüpfte sie mit dem Silberkörbchen an den Zaun und bot halb verlegen der Kleinen draußen von dem Backwerk an. „Da nimm!“ bat sie endlich, als Annchen nicht wagte zuzugreifen, bis Jakob, der doch schon kecker und welterfahrener war, sie dazu nötigte; er selbst war aber viel schwerer zu bereden etwas anzunehmen.

Aurora schlüpfte zurück in das Gebüsch und schaute zu, wie das kranke Kind mit glänzenden Augen und verklärten Gesichtchen zu dem Bruder aufschaute und ihm zunickte, während sie mit Behagen die ungewöhnte Kostbarkeit verzehrte — einen solchen Genuß hatte das Fräulein nie gekannt. „Du, aber das ist gut!“ sagte Annchen; „ißt man so im Himmel?“ — „Vielleicht,“ sagte Jakob, indem er ihr noch ein Stückchen von seinem zuschob und versuchte, dem Kleinsten auch davon ins Mäulchen zu geben; der Dicke schmatzte noch an seinem Anteil. Aurora hätte gern die ganze andere Herrlichkeit auch mit ihnen geteilt, allein sie wußte das nicht anzugreifen; die Schokolade schmeckte ihr nun aber doch. Als sie getrunken hatte, waren die armen Kinder wieder im Haus; sie aber war so vergnügt wie nie zuvor. Es machte sie glücklich, an Annchens frohes Gesichtchen zu denken; es freute sie, ein Geheimnis ganz für sich zu haben, und im Einschlafen mußte sie sich noch besinnen, womit sie morgen das arme Annchen erfreuen könne.

Von da an bildete sich ein Verkehr zwischen den Schusters-

kindern und der kleinen Gräfin, den diese aber mit kindlicher List geheim hielt, weil sie fürchtete, er könnte ihr nicht gestattet werden. Das schöne kleine Fräulein, das fast jeden Tag eine neue Freude für sie brachte, war den armen Kindern wie Sonnenschein. Aurora hatte ein gutes Herzchen und ein gutes Teil Eitelkeit daneben; es freute sie, mit einer alten Puppe, einem zerrissenen Bilderbuch, einem Stückchen Backwerk die Kinder so glücklich machen zu können; es tat ihr wohl, sich und ihre Sachen von ihnen bewundern und anstaunen zu lassen; sie kam sich selbst wie eine Art Fee oder Christkind vor und gefiel sich erstaunlich dabei.

Jakob tat sein möglichstes, dem kleinen Fräulein auch etwas zuliebe zu tun; er machte ihr rote Saffianstiefelchen für ihre große Puppe, mit denen er sich grenzenlose Mühe gab, und waren sie auch nicht so zierlich gemacht, wie die Zeugstiefelchen, welche die Puppe zu Weihnachten angehabt, so gefielen sie Aurora doch besser; und dann wußte der Jakob wunderschöne Geschichten, wie sie dem Fräulein noch niemand erzählt hatte, und er lehrte sie die Lieder, die er sang; es waren recht schöne geistliche Lieder darunter und Aurora versuchte mit ihrem feinen Stimmchen, sie nachzusingen. Die Dienstboten merkten freilich den Verkehr der Kinder wohl und zweifelten, ob er der gnädigen Herrschaft angenehm sei; aber Jakob war ein so gefälliger Junge und bei allen beliebt, und die Kleine war viel zufriedener und besserer Laune, seit sie die neuen Gespielen hatte: so wollten sie lieber dazu schweigen und es geschehen lassen.

„Siehst du, Prinzeßlein,“ sagte Jakob eines Morgens und zeigte ihr mit triumphierendem Gesicht ein hölzernes Büchslein in Gestalt eines Eis, das mit kleiner Silbermünze gefüllt war, „das alles habe ich heimlich zusammengespart neben dem, was ich der Mutter gleich gebracht, und das sind nun bald zwei Gulden!“ — „Was tust du damit? Kaufst du dir Bonbons?“ — „I bewahre! die Mutter weint immer, wenn die Zeit kommt, wo man die Miete bezahlen muß; da leg ich denn ganz heimlich das Geld in ihre Lade. Da wird sie aufschauen!“ und Jakob lachte hell auf vor Freude.

Das kleine Fräulein hatte bis jetzt noch nicht so recht gewußt, was man mit dem Geld tue; sie selbst hatte nie welches gebraucht und hatte nur gesehen, daß ihr das Kindermädchen auf Spaziergängen Obst und Backwerk gekauft hatte. In dem kleinen Kästchen, in dem ihr die Mutter allerlei niedliche Sachen verwahrte, stand auch ein feines silbernes Büchschen mit blanken goldenen Dukaten. „Ist das auch Geld?“ fragte sie die Mutter am nächsten Abend, „sind es zwei Gulden?“ — „Viel mehr, du einfältige Kleine,“ lächelte diese; das sind Patengeschenke, und ein einziger solcher Dukaten ist mehr als zwanzig Gulden; ich darf dir wahrhaftig das Gold nicht mehr unter der Hand lassen.“ — „O bitte, Mütterchen, es glänzt so schön!“ bat die Kleine mit halb unbewußter kindischer List; daß sie von dem Geld Schusters Jakob bringen wollte, mochte sie nicht sagen, weil sie immer fürchtete, der Umgang mit den armen Kindern werde ihr nicht gestattet. Ehe sie aber das Silberbüchschen zurückstellte, schob sie eines der Goldstücke in ihre Tasche und eilte damit, sobald sie entschlüpfen konnte, zu Jakob. „Da hast du etwas,“ rief sie freudig; „das leg' in deiner Mutter Lade, das sind viel Gulden!“ Jakob verstand das Geld wohl und kannte so ziemlich den Wert des Goldstücks; aber das eben machte ihn bedenklich. „Prinzeßlein, das wird deiner gnädigen Mama gehören, das darfst du mir nicht geben,“ sagte er ernsthaft. — „O nein, es gehört mir ganz allein,“ versicherte Aurora fröhlich; „es ist aus meinem Büchschen, das in meinem Kästchen steht, und ich habe sie von meinen Paten bekommen; behalt es nur! Gelt da wird deine Mutter lachen!“ und sie hüpfte wieder fort, glücklich über das Glück, das sie den armen Leuten bereitet, und doch etwas unruhig über das Geheimnis, das sie vor ihrer gütigen Mutter hatte. Dem Jakob war's aber bei dem Geschenk doch nicht recht wohl, und er beschloß, den Fall seiner Mutter vorzutragen.

2.

Es war einer von den seltenen Nachmittagen, an denen die Gräfin allein zu Hause war. Sie saß auf einem roten Samt-

stuhl an einem eleganten Tischchen mit Perlmutter eingelegt und las; Aurora spielte auf dem prachtvollen Teppich zu ihren Füßen mit Puppen und bedauerte im stillen, daß Annerl nicht dabei sei, die ihre Puppen immer so bewunderte und so schöne Spiele damit angeben konnte. Da meldete die Kammerjungfer: „Die Frau des Schuhflickers im Hinterhaus bittet um Erlaubnis, Ihro Gnaden einen Augenblick aufwarten zu dürfen.“ — „Sie wird um Unterstützung bitten wollen, oder um abgelegte Kleider von der Kleinen,“ sagte die Gräfin etwas ungeduldig und suchte nach Münze. — „Bitte um Entschuldigung, Ihro Gnaden; sie sagt, sie müsse die Frau Gräfin selbst sprechen,“ erwiderte das Mädchen. — „Nun, so führ' sie herein!“

Aurora wurde rot bis über die Ohren, als die ihr so wohlbekannte Schustersfrau in ihrem anständigsten Sonntagsputz hereintrat; sie vermutete, daß sie sich für das Goldstück bedanken wolle, von dem die Mutter doch nichts wußte! Sie blickte gar nicht auf von ihrem Spielzeug und tat nicht, als ob sie die Frau je gesehen hätte.

„Bitt' um Verzeihung, gnädige Exzellenz,“ bat die Frau etwas schüchtern, „daß ich Sie belästige; aber das kleine gnädige Fräulein hier hat manchmal, wenn es im Garten war, mit meinen Kindern gespielt, und da es nun vielleicht erfahren, daß das Geld bei uns zuzeiten rar ist, hat es meinem großen Buben gestern einen Doppellouisdor geschenkt. Das Fräulein weiß wahrscheinlich selbst nicht, was so ein Stück wert ist, und wird nicht Erlaubnis haben, so viel zu verschenken; darum bin ich so frei und bringe es Ihro Gnaden wieder und wollte nur untertänigst gebeten haben,“ fügte sie schüchtern hinzu, „daß das Fräulein für seine Gutheit keinen Verdruß bekomme und daß Ihro Gnaden nicht glauben, meine Kinder hätten von ihm gebettelt; dazu sind sie nicht gewöhnt, so arm wir sind.“ Die Frau legte das sauber eingewickelte Goldstück auf das Tischchen und wollte sich entfernen.

Die Gräfin war freilich zu Anfang sehr überrascht, als sie von dem Umgang ihres Töchterchens mit den Schusterskindern und von ihrer eigenmächtigen Handlung hörte; aber die Freude

an deren Gutherzigkeit überwog bald den Verdruß über ihr Heimlichtun, und sie mußte auf jeden Fall die Redlichkeit der Frau schätzen. So erhob sie sich und sagte freundlich: „Ich lobe Ihre Redlichkeit, gute Frau; Sie haben recht, daß Aurora den Wert des Goldstücks nicht kannte, und es ohne mein Wissen weggab; nehmen Sie es nun als ein Geschenk von mir! ich wünsche, daß es Ihnen Glück bringe.“ — „Nun, so vergelte es Ihnen Gott, Ihro Exzellenz!“ sagte die erfreute Schusterin; „das hebe ich auf zu einem Wanderpfennig für meinen Jakob, er hat's wohl um uns verdient.“ Gern hätte sie in der Freude ihres Herzens der Dame von diesem ihrem Augapfel und Herzblatt erzählt; aber sie fühlte, daß diese nicht zu längerem Gespräch aufgelegt war, und entfernte sich mit wiederholten Danksagungen.

Aurora hatte sich indes mäuschenstill verhalten in der Furcht, gescholten zu werden; mit dem Schelten wurde es gnädig, da die Gräfin immer ihre Freigebigkeit hoch anschlug, die im ganzen nichts so Außerordentliches war, indem die Kleine mit dem Goldstück kein großes Opfer gebracht.

Aber mit den Dienstboten wurde großes Verhör angestellt über Auroras Umgang mit den Nachbarskindern. Ja, es konnte nicht geleugnet werden, die gnädige Komtesse hatte mit den Kindern gesprochen, mit ihnen gespielt; sie hatte sogar das kleinste Kind auf den Armen getragen und — wirklich und in der Tat, die Köchin hatte einmal mit eignen Augen gesehen, daß sie ein Schürzchen vom Annerl vorgebunden und dem großen Buben hatte Schuhe putzen helfen, und Aurora selbst konnte diese erschreckliche Tat nicht leugnen, versicherte aber mit Tränen, sie habe sich nicht beschmutzt dabei, Jakob habe ihr selbst die Fingerchen wieder abgewaschen. Die gnädige Gräfin von Dalberg hatte mit eigenen Händchen Schuhe geputzt! Das kam der Mama doch gar zu furchtbar vor, und sie mußte die Kleine den ganzen Tag ängstlich beobachten, ob wirklich nichts Gemeines und Rohes an ihr hängen geblieben sei. Sie machte sich Vorwürfe, daß man das Kind so viel ohne rechte Aufsicht gelassen und schrieb noch denselben Abend an drei Orte, um eine passende Gouvernante zu bekommen. Die kleine Schuldige war schon zu Bette, als der

Papa vom Hofe zurückkam, und die Gräfin wußte gar nicht, wie sie es ihm schonend genug beibringen sollte, daß sein und ihr einziges Töchterlein sich soweit vergessen und — Schuhe geputzt habe in Gemeinschaft mit einem Schuhflickersjungen. Der Graf aber mußte sich die Seiten halten vor Lachen und fand den Spaß köstlich. Damit war er jedoch einverstanden, daß der Verkehr aufhören, und die Kleine eine Gouvernante bekommen müsse.

Bis die Gouvernante eintraf, durfte Aurora die Mutter nicht verlassen; sie mußte bei ihr spielen, mit ihr ausfahren, still und artig auf einem Stühlchen sitzen, wenn Gesellschaft da war: — sie langweilte sich dabei zum Sterben und hatte beständiges Heimweh nach Jakobs schönen Liedern und Geschichtchen; nach dem sanften, braven Annerl, dem dicken kleinen Christian und dem netten Kindlein. Wenn sie an der Mutter Seite hier und da in den Garten kam, so wagte sie nicht aufzusehen und die Kinder zu grüßen, die sich schüchtern zusammendrängten; aber es kam ihr fast das Weinen, daß die guten Gespielen gar nicht mehr zu ihr kommen sollten.

Fräulein Cäcilie, die neue Gouvernante, kam bald. Es war keine große, ernsthafte Dame mit schwarzen Haaren und einer Brille, wie sich Aurora eine Gouvernante vorgestellt hatte; sie war noch jung, etwas blaß und schmächtig, und sah sehr sanft und freundlich aus. Sie behandelte Aurora mit Liebe und unterrichtete sie mit vieler Geduld; aber sie war zu stillen Wesens, um ein so lebhaftes Kind unterhalten zu können. „O liebes Fräulein Cilly, Sie sind recht brav,“ sagte einmal die Kleine, „und ich mag Sie so, aber ich habe doch oft Langeweile bei Ihnen.“ — „Ich will deine Mutter bitten, daß sie dir Gespielen kommen läßt,“ sagte Fräulein Cäcilie mit sanftem Lächeln. — „Ach, nein, dann holt man mir die kleinen Lichtenfeld, und die sind so steif wie von Holz; noch langweiliger als Sie, liebes Fräulein Cilly, und gar nicht so brav wie Sie. Wenn ich eben nur wieder zu dem Jakob und dem Annchen dürfte!“ seufzte sie täglich. Fräulein Cäcilie erfuhr nun die ganze Geschichte mit den Nachbarskindern, selbst das schreckliche Vergehen mit dem Schuhputzen; und ohne der Kleinen etwas zu versprechen, versuchte sie ihr bei

der Mama die Erlaubnis zu erwirken, unter ihrer Aufsicht wieder mit den Kindern spielen zu dürfen.

Das war bei Aurora ein Jubel! Fräulein Cäcilie mußte ihr selbst helfen, kleine Geschenke auszusuchen, um damit wieder den ersten feierlichen Einzug bei den alten Gespielen zu halten. Die vorsichtige Gräfin bat zuvor noch ihren Hausarzt, die Schusterskinder zu untersuchen, ob keines einen Hautausschlag habe oder sonst keine Gefahr für ihr Töchterlein sei. Die Untersuchung fiel ganz befriedigend aus: die Kinder, außer dem gliederkranken Annchen, waren gesund, sehr reinlich gehalten und der Jakob wirklich ein braver und geschickter Junge, der vielleicht noch etwas Besseres als einen Schuster geben könnte. Und somit war kein Hindernis mehr, die kleine Gräfin mit den Nachbarn beisammen zu lassen.

Auf Cäciliens Fürsprache wurde im Garten Schokolade aufgetragen, an der die Kinder alle teilnehmen durften. Jakob war nicht zu bewegen, sich zu der Gesellschaft zu setzen; den Christian aber fütterte Aurora selbst und kam sich dabei wie ein kleines Mütterlein vor.

Der Schusterin war es eine große Ehre und Freude, daß ihre Kinder zu so vornehmem Umgang zugelassen wurden, und sie konnte es nicht lassen, ihren Nachbarinnen und Freundinnen zu rühmen, daß die kleine Gräfin und ihr Annchen wie Schwesterlein zusammen seien. Der Schuster, ein ernster, stiller Mann, schüttelte den Kopf dazu und meinte: „Nimm deine Kinder in acht, daß sie sich nicht zu sehr gewöhnen an das vornehme Wesen! Das ist so ein Gelüsten von dem Kind und wird ihm bald genug vergehen, wenn es Gesellschaft von seinesgleichen gewöhnt wird; unsere Kinder können dann nach wie vor in Armut und Trübsal sitzen.“ Darum gab sich der Schuster Mühe, einen frommen, genügsamen Sinn in die Kinder zu pflanzen und sie zu lehren, an das herrliche und unvergängliche Erbe zu denken, welches Armen und Reichen aufbehalten ist, die auf dem rechten Wege gehen; an das königliche Kindesrecht, welches mehr wert ist als alle Kronen der Erde, damit sie die Herrlichkeit der Welt nicht zu hoch anschlagen möchten. Das war nun freilich nur ein Same, der auf

Hoffnung ausgestreut war; es war den Kindern nicht zu verdenken, wenn ihnen seidene Kleider schöner dünkten als graue Leinwand, und Biskuit und Kuchen besser schmeckten als Schwarzbrot; mehr aber als die Lehren wirkte das Beispiel der Eltern, die sich alles um der Kinder willen versagen konnten und bei bescheidenem Mahl und harter Arbeit allezeit dankbar und zufrieden waren.

In der schönen Jahreszeit kamen die Kinder oft genug zusammen: Aurora saß dann mit Fräulein Cäcilie in der Laube oder auf der Bank am Gartenzaun, weil die Kleine immer noch gern dem Jakob bei seiner Arbeit zusah und seinem Gesang zuhörte. Gar oft sangen sie zusammen, und Fräulein Cäcilie konnte sich nicht genug wundern über Jakobs prächtige Stimme. Aurora hörte gern seine Volksliedchen, Annchen aber wollte viel lieber die schönen geistlichen Lieder singen, die sie von der Mutter gelernt hatten. Das liebste darunter war ihr das Lied: „Ich bin ein Gast auf Erden.“ Aurora verstand es nicht recht, aber Annchen zuliebe sang sie es auch gern mit; sie freute sich über das sanfte Lächeln, das der Gesang jedesmal auf das bleiche Gesichtchen lockte.

Die kleine Gräfin lernte so allmählich doch auch manches von den Schusterskindern. Sie sah hier erst an der freundlichen Gefälligkeit der Kinder untereinander, daß man an andere mehr als an eigenes Vergnügen denken kann; das Müßiggehen entleidete ihr von selbst, da sie sogar das schwache Annchen immer beschäftigt sah. Die Feierstunden gegen Abend wurden ihr nun erst recht lieb; da kamen Annchen und der Dicke, zuzeiten auch Jakob, in den Garten; die Mädchen errichteten dann eine prächtige Puppenwirtschaft; Fräulein Cäcilie erzählte merkwürdige Geschichten, die sich in alten und neuen Zeiten begeben hatten, wobei freilich Jakob der aufmerksamste Zuhörer war. Er hatte auch eine kunstfertige Hand, schnitzte Schifflein und versah sie mit künstlichen Wimpeln und Segeln für das Prinzeßlein, die sie mit großem Jubel auf dem Gartenbassin schwimmen ließ; er schnitzte ihr Körbchen von Eicheln und machte Halsketten aus Kirschensteinen. Die kleine Gräfin kehrte von allen Spazierfahrten und

Gesellschaften mit vornehmen, geputzten Kindern immer wieder am liebsten zu ihren einfachen Gespielen zurück.

Im Spätsommer durfte Aurora mit Fräulein Cäcilie und den Eltern eine Badereise machen. Da war's nun freilich für die armen Kinder, als lösche ein helles Licht aus, obgleich ihnen Aurora alte Kleidchen, hübsche Bilderbücher und Spielzeug zurückgelassen hatte.

Die Kleine sah und hörte viel Neues; im Bad waren elegante Kinder genug, mit denen sie sich auf den Spaziergängen tummelte, und von denen sie neue hübsche Spiele lernte. Sie vergaß darum die Schusterskinder nicht; sie kaufte mit Erlaubnis der Mutter schöne Muscheln für Jakob, der an seltenen Dingen seine Freude hatte; für Annchen ein Bildchen in feinem Goldrahmen, darauf ein schlafendes Kind unter Blumen lag, über welches sich ein Engel beugte, um es emporzutragen; für den dicken Christian einen bunten Hampelmann und dem Kleinen eine Kinderklapper mit Glöckchen, und sie freute sich sehr auf die Heimkehr, wo sie ihnen all die schönen Sachen geben durfte.

Es war großer Jubel im Hinterhause, als das kleine Fräulein wieder eintraf. Aurora fand ihr Zimmerchen mit den schönsten Spätblumen geschmückt und mit Mooskränzen, welche die armen Kinder gebracht hatten; sie legte viel Freude ein mit den Geschenken, welche sie ihnen austeilte: aber es wurde ganz allmählich doch anders zwischen den kleinen Nachbarn. Die vornehmen Kinder, die Aurora im Bad hatte kennen lernen, machten Besuche bei ihr, elegant geputzt, im Wagen mit Bedienten. Die Schusterskinder stellten sich schüchtern in den Hintergrund, wenn die kleinen Herrschaften, von denen einige sogar französisch plauderten, in all ihrer Pracht in den Garten zogen. Aurora nickte ihnen wohl freundlich zu, aber sie wagte doch nicht recht, sich zu ihren alten Gespielen zu bekennen und kam etwas in Verlegenheit, als der dicke Christian, der noch keinen Standesunterschied kannte, auf sie zuwatschelte und ihr sein Händchen bot: „Fräulein, Patsch geben!" Manchmal meinte sie freilich, die Spiele mit den Schusterskindern, Jakobs Lieder und Geschichten seien schöner gewesen, als die Unterhaltungen mit den kleinen Grafen und Gräfinnen. Hier

und da kam sie wohl auch noch hinüber, und es gefiel ihr besonders, Jakob und seinen Vater abends arbeiten zu sehen bei dem Licht, das durch die aufgehängten gläsernen Kugeln schien; aber es wurde Winter, die Gänge in den Garten hörten auf; eine kleine Gräfin Lichtenfeld, die gegenüber wohnte, kam nun alle Tage zu Aurora, um ihre Lektionen zu teilen, und so entwuchs sie immer mehr dem harmlosen Umgang mit den Nachbarn.

Um Weihnachten durften sie noch alle herüberkommen, um Auroras Herrlichkeiten zu sehen und bekamen Backwerk und kleine Geschenke; von da an sahen sie aber das Fräulein nur im rosa Atlashütchen mit weißem Schleier und einem Samtpelz, wenn sie hier und da mit den Eltern im Schlitten ausfuhr, und wenn sie zum gräflichen Haus hinüberschauten und von fern ihr Prinzeßlein erblickten, hub wohl Annchen wehmütig an, den alten Spielreim zu singen:

„Ei, wer sitzt in diesem Turm?
Eines Königs Töchterlein.
Darf man sie auch sehen?
Ach nein, der Turm ist gar zu hoch,
Man muß ein' Stein abbrechen.“

Das Bild, welches ihr Aurora vom Bad gebracht hatte, war Annchens höchste Freude; die Mutter hatte es an ihrem Bettlein aufgehängt, und das arme Kind, welches sich oft recht krank fühlte, sah sehnsüchtig danach und sagte leise zu der Mutter: „Du wirst sehen, der Engel holt mich auch bald.“

Im Frühling zogen Schusters in eine andere Wohnung und Aurora ging im Sommer wieder ins Bad mit der Mutter. Sie hatte nun viel Lehrstunden und in der freien Zeit Umgang mit Kindern ihres Standes; die kurze Freundschaft mit den Schusterskindern schien ihr bald nur wie ein Traum, während der Jakob und sein Annchen daheim, das alle Tage schwächer wurde und blässer, fast täglich von ihrem kleinen Fräulein plauderten. Jakob sah sie bisweilen auf seinen Gängen durch die Stadt und mußte Annchen dann alles erzählen, was das Prinzeßlein angehabt, und ob sie ihn gesehen und gegrüßt habe.

3.

Schon Jahre waren hingegangen, seit Schusters Jakob dem „Prinzeßlein“ den Ball wieder gebracht, als eines Morgens große Bewegung im gräflichen Hotel war und Aurora, die nun fünfzehn Jahre alt war, in einer Pracht und Herrlichkeit wie nie zuvor vor dem Spiegel stand und wohlgefällig ihr junges Gesichtchen betrachtete, das sie selbst kaum wieder erkannte unter den blonden Lockenhaaren von Perlen durchflochten, mit denen sie heute zum erstenmal geschmückt worden war. Die Kaiserin hatte gegen die Gräfin den Wunsch geäußert, ihr Töchterlein bei sich zu sehen, und obgleich Aurora eigentlich noch zu jung war für eine Vorstellung bei Hofe, so mußte man doch natürlich dem Wunsch der hohen Dame entsprechen, und die Ehre war um so größer.

Endlich war die Toilette der jungen Gräfin vollendet, nach vielen Bemühungen der Kammerfrau und des Friseurs. Es war keine kleine Aufgabe gewesen; der Anzug sollte prächtig und glänzend sein, wie er sich an einem Kaiserhof schickt, und doch jugendlich und kindlich, dem Alter Auroras angemessen. Nun, es war alles aufs schönste gelungen; das Unterkleid von weißem Atlas, das Obergewand von rosa Seide, noch keine Juwelen zum Schmuck, nur die sanften Perlen und die auserlesensten Rosen des Gewächshauses: — strahlend in ihrer aufblühenden Schönheit, errötend und lächelnd stand das Töchterlein vor der erfreuten Mutter, die im blauen Samtkleid mit Gold gestickt, in dem prachtvollen Juwelenschmuck ihres Hauses, wie eine Feenkönigin ihr zur Seite stand.

Man wartete nur noch auf das Vorfahren des Wagens. Da meldete der Kammerdiener etwas verwundert: ein junger Mensch, ein Handwerker dem Anschein nach, bittet bei der jungen Komtesse vorgelassen zu werden, sein Name sei Jakob Linz. — „Ach, Schusters Jakob!“ rief Aurora überrascht, die seit Jahren nichts von den alten Gespielen gehört hatte. „Du kannst nicht daran denken, ihn anzunehmen,“ sagte die Mutter entschieden; „solche Leute schwatzen immer lang, wir wollen ein andermal an sie denken und etwas für sie tun; es ist wahr, wir haben die guten Leutchen ganz aus dem Auge

verloren. — Sagen Sie, die junge Komtesse bedaure, verhindert zu sein," beschied sie den Diener; wir wollen ihn oder seine Mutter ein andermal kommen lassen."

Jakob stand indes wartend im Vorzimmer am Fenster, das auf den Garten und das Hinterhaus ging; er vergaß ganz, wo er war und was er gewollt, die alte Zeit stieg vor ihm auf: — da sah er den Rasenplatz, wo die kleine Prinzeß gespielt; das sonnige grüne Plätzchen am Zaun, wohin er allemal sein krankes Schwesterlein gesetzt, und, ohne es zu wissen, begann er halblaut Annchens Lieblingslied zu singen:

„Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab' hier keinen Stand;
Der Himmel soll mir werden,
Da ist mein Vaterland."

In dem Augenblick öffnete der Kammerdiener die Tür von innen, um ihn abzufertigen; die leisen Töne des Gesanges drangen zu Aurora und ehe noch der Diener dem jungen Burschen die Keckheit verweisen konnte, in einem gräflich Dalbergschen Vorgemach zu singen, rief sie unwillkürlich: „Jakob, Jakob, komm zu mir!" Etwas geblendet von der Pracht, die er vor sich sah und von der Schönheit seiner ehemaligen Spielgefährtin stand Jakob vor den Damen. „Wir sind beeilt, guter Freund," sagte die Gräfin, die ihn nun doch nicht mehr fortweisen wollte, etwas ungeduldig. Jakob nahm sich zusammen und nahte sich bescheiden der jungen Dame, indem er ein kleines Paket aus seiner Tasche zog: „Meine Schwester, das Annchen, ist seit einem halben Jahr tot," sagte er mit bewegter Stimme; „sie ist gern und freudigen Herzens gestorben, und das Bild, das Euer Gnaden ihr einmal geschenkt haben, blieb ihre letzte Freude. Sie hat's mir gegeben in ihrer letzten Stunde, und ich habe ihr versprechen müssen, wenn ich einmal fortgehe von hier, es Euer Gnaden wieder zu bringen mit ihrem letzten Gruß und Dank; und —" setzte er etwas leiser und schüchtern hinzu, „sie läßt Euer Gnaden bitten, Sie sollten alleweil daran denken, wie gern sie gestorben, und möchten Ihr Herz bereit halten, wenn auch zu Ihnen der Engel käme. Ich tret' nun meine Wanderschaft an," schloß

Jakob, „der Christian kann dem Vater jetzt beim Handwerk helfen; da wollt ich vorher noch meinen Auftrag ausrichten. Behüt Gott, Euer Gnaden!“

Aurora hatte mit bewegtem Herzen die Rede des jungen Schusters vernommen; wie mit einem Schlag war ihr die Erinnerung erwacht an ihre harmlosen Spiele mit den kleinen Nachbarn, an das fromme Gesichtchen des bleichen Annchens, und der Abschiedsgruß von einem Sterbebette stach seltsam ab gegen den Glanz und die Herrlichkeit, die sie heute umgab. Aber die Mutter drängte sie ungeduldig: „der Wagen wartet, Aurora!“ und der junge Handwerker wandte sich eilig zum Gehen. — „O, warten Sie,“ bat die junge Gräfin in großer Verlegenheit und von den verschiedenartigsten Gefühlen bedrängt, „ich möchte Ihnen gern auch ein Andenken mitgeben.“ Die Mutter trat vor und zog die feine, goldschimmernde Börse. „Danke, dank' tausendmal, Euer Gnaden,“ sagte Jakob mit dunkelrotem Gesicht; „die Mutter hat mir das Goldstück aufgehoben, das uns die kleine Prinzeß, die gnädige Gräfin wollt' ich sagen, einmal geschenkt hat; das ist mir schon ein Andenken. Noch einmal, Gott behüt' Euer Gnaden!“

Aurora reichte dem alten Spielgefährten noch flüchtig die Hand; die Mutter schob das Bildchen, das er überbracht, in eine Ecke der Kommode und stieg mit dem Fräulein die Treppe hinab.

Mit reichgeschirrten Pferden bespannt fuhr der gräfliche Wagen ab zum Kaiserschloß; der Graf saß darin mit funkelnden Ordenssternen, die Damen in Samt und Seide, schimmernd in Perlen und Juwelenschmuck.

Auf dem Trottoir daneben zog Jakob, der Schuster, seines Weges, hinaus in die weite, weite Welt und sang leise vor sich hin:

So will ich zwar nun treiben
Mein Leben durch die Welt;
Doch denk' ich nicht zu bleiben
In diesem fremden Zelt.

Ich wandre meine Straßen,
Die nach der Heimat führt,
Wo mich ohn' alle Maßen
Mein Vater trösten wird.“

4.

Und wieder war manches Jahr vergangen, seit die Wege der Jugendgespielen so weit, so gar weit auseinander gelaufen waren. Der Graf und die Gräfin von Dalberg ruhten in der Gruft ihrer Väter. Gräfin Aurora war die Gemahlin eines Fürsten und frühe Witwe geworden; obgleich bald dreißig Jahre alt, war sie doch jetzt noch eine der schönsten Damen des Hofes; sie war reich genug, um sich mit all dem Glanz zu umgeben, der für ihren hohen Namen paßte.

Die schöne Fürstin galt in aller Augen für einen Günstling des Glückes. Ehe sie durch den Tod ihre Eltern verloren, hatte sie schon der Fürst als Herrin in seine glänzenden Schlösser eingeführt und hatte gesucht jeden, auch den leisesten Wunsch zu erfüllen, der dem verwöhnten Prinzeßlein zu Sinne kam; daß sie so bald Witwe geworden, hielt man für kein schweres Unglück, da ihr Mann viel älter als sie gewesen war; auch war er meist auf diplomatischen Reisen abwesend gewesen und die junge Fürstin frühe gewöhnt worden, allein zu leben.

Und nun war sie frei, zu leben wie sie wollte und wo sie wollte; sie besaß einen Palast in der Kaiserstadt und Landgüter in den reizendsten Gegenden der weiten Staaten; sie hatte Wagen und Pferde, Dienerschaft genug, prachtvolle Gärten und Ländereien, den herrlichsten Schmuck und alles Schöne und Reiche, was fremde und einheimische Länder zu ihrer Toilette liefern konnten. Wer konnte glücklicher sein, als die schöne Fürstin! Und doch gab es Leute, besonders solche, die oft und viel um sie waren, denen es nicht so schien. Wohl hörte man sie oft lachen und zuzeiten recht munter und lebhaft sprechen, wohl nahm sie manchmal teil an rauschenden Vergnügungen und glänzenden Gesellschaften: aber eine recht gesunde Heiterkeit, den frischen, klaren Blick, der aus einem Herzen kommt, in dem der Friede wohnt, den sah man nicht an ihr. Es war ein unstätes, rastloses Wesen in allem, was sie tat und unternahm. Einmal fuhr sie zu Hoffesten oder blieb bis zum frühen Morgen auf Bällen und im Theater; dann schloß sie sich wieder ein und ging nur aus, um die Kirche zu besuchen oder ihren Beicht-

vater; bald reiste sie mitten im Winter aus der Stadt auf ein einsames Landgut, oder blieb sie im höchsten Sommer in ihrer Stadtwohnung, während die ganze vornehme Welt in Bäder und aufs Land reiste. Manchmal zeigte sie eine fast kindische Furcht vor Krankheit und Tod; dann konnte sie wieder Spitäler besuchen und gefährlich Kranken so nahe kommen, daß man glauben mußte, sie suche absichtlich die Todesgefahr. Sie war mildtätig gegen Arme und gab reiche Beiträge zu allen wohltätigen Sammlungen, aber etwas Launenhaftes und Unstätes lag auch in ihrer Wohltätigkeit, und sie selbst schien wenig Freude davon zu haben.

Die Dienerschaft, der das freudlose, unruhige Wesen der Gebieterin am meisten auffallen mußte, steckte oft die Köpfe zusammen und erschöpfte sich in Vermutungen über geheimnisvolle Ursachen derselben. Einige meinten, irgendeine verborgene Schuld müsse das Gewissen der Fürstin drücken, obgleich ihr Leben offen lag vor aller Augen von Kindheit auf; andre, die meisten wohl, hielten sie für etwas verrückt, wenn auch in harmloser Weise.

Eine alte Kammerfrau, welche die Fürstin noch von ihrer Mutter her in Diensten hatte, glaubte allein zu wissen, von welchem Tage an die geheime Schwermut ihrer Herrin begonnen; aber wenn sie es auch den andern mitgeteilt hätte, sie würden wohl darüber gelacht, und niemand es ihr geglaubt haben.

Es waren nun schon sechs Jahre — der Fürst hatte damals noch gelebt — als Aurora zu einem großen Hoffeste fuhr. Es war eine besondere Feierlichkeit bei Hofe und der Fürst hatte die auserlesensten Gewänder, den prachtvollsten Schmuck aus Paris verschrieben, weil er wollte, daß seine schöne Frau auch als die herrlichste, reichst geschmückte am Hofe erscheinen solle.

Strahlend im Glanz ihrer jungen Schönheit, in Seide und Juwelen, glühend in jugendlicher Begierde nach Tanz und Festlichkeit, nach all der Bewunderung und Huldigung, die sie erwartete, fuhr die Fürstin ab zur Hofburg, wo ein Schwarm neugieriger Zuschauer aus dem Volk sich bis in den äußern Hof gedrängt hatte, in welchem wegen der Menge der Wagen die Herrschaften aussteigen mußten. Der seidene Mantel, der die Fürstin umhüllte, blieb beim Aussteigen aus Versehen am Wagen hängen und ein bewunderndes

„ah!“ war der allgemeine Ausruf der Zuschauer, als sie die schöne Dame, schimmernd wie eine Fee in ihren prachtvollen Gewändern, im Licht der Fackeln vor sich sahen. Nur ein altes Weib, das, wie es schien, unbekümmert um die Wagen und um die geputzten Herrschaften auf einem Stein an der Seite saß, sagte laut mit einem tiefen Seufzer: „O du armes Frölen (Fräulein), so jung, so schön und weißt nicht, ob du nicht in die Hölle kommst!“ Nur wenige hatten diesen Ausruf gehört; die Kammerfrau umhüllte ihre Dame schnell mit dem Mantel; der Fürst, der ihr entgegenkam, führte sie in das Schloß. Kerzenschimmer, heller als Tageslicht, rauschende Musik und eine prachtvoll geschmückte Gesellschaft empfing sie; sie wurde angestaunt und bewundert, wie sie es nur hatte wünschen und träumen können. Der Kaiser tanzte eine Polonaise mit ihr, die Kaiserin unterhielt sich mit ihr so freundlich und huldvoll, wie mit keiner der anwesenden Damen; fremde Fürsten fragten, wer diese glänzende Schönheit sei und suchten ihr zu nahen: — aber kein Lächeln kam an diesem Abend auf die Lippen der schönen Aurora; sie fühlte sich überall wie niedergedrückt von einer entsetzlichen Schwüle, und bat endlich ihren Gemahl, sie nach Hause zu führen.

Sie war allein in ihrem Schlafzimmer mit der alten Kammerfrau, die sie auskleidete und die mit stiller Besorgnis den düstern Ausdruck in den Zügen ihrer jungen Herrin bemerkte. Therese hatte den Ausruf der Alten wohl gehört, und er hatte sie auf eigentümliche Weise erschreckt; aber sie hatte nicht gedacht, daß ihre junge Herrin ihn beachtet habe. Doch verstand sie nun wohl, was Aurora meinte, als sie mit plötzlicher Hast fragte: „Therese, glaubst du, daß ich einmal in die Hölle komme?“ — „Oh, da sei Gott vor, gnädige Fürstin!“ rief die Dienerin; „beten's nur fleißig, und wenn's die alte Kreatur da gehört haben, so ist die vielleicht närrisch gewesen, oder hat sie so gesprochen aus purem Neid auf die Jungen und Vornehmen.“

Das wollte nun Aurora gern auch denken und legte sich zur Ruhe. Aber sie fand weder Ruhe noch Schlaf. In der Stille der Nacht stiegen alle Schrecken des Gerichts und der Ewigkeit vor ihr auf und immer war ihr, als höre sie die Frage: „Weißt du, ob du nicht in die Hölle kommst?“ Vergebens sagte sie sich tausendmal,

es sei Unsinn, sich von der Rede einer alten Närrin beunruhigen zu lassen; der Gedanke wollte nicht schweigen, die Ruhe wollte nicht kommen, bis zum lichten Tage nicht.

Ihrem Gemahl fiel ihr gedrücktes Aussehen am andern Morgen auf. Er drang lange in sie, ihm die Ursache davon zu sagen, und es kostete sie große Überwindung, dies zu tun; denn er war zwar stets voll Güte und Aufmerksamkeit gegen sie, aber doch standen sie auf einem etwas fremden und vornehmen Fuß zueinander.

Als sie ihm endlich leise und schüchtern die bange Furcht mitteilte, die ihr die Seele drückte, lachte er zuerst hell auf; dann sah er sie mitleidig an, wie ein krankes Kind, das eine törichte Einbildung plagt und sagte lächelnd: „Darüber sei nur ruhig, meine gute Aurora! was hast du denn Böses getan, du einfältiges Kind, daß du die Hölle verdient hättest? Ich will mit dem Arzte sprechen, du mußt schweres Blut haben."

Der Arzt untersuchte den Puls der jungen Fürstin; er fand sie vollkommen gesund und verordnete ihr niederschlagende Pulver. Sie suchte sich indes mit den Trostgründen des Gemahls zu beruhigen; es war ja wahr, sie hatte nichts Böses getan ihr Leben lang; aber die Ruhe wollte doch nicht kommen. Die treue Therese brachte ihr Gebetbücher in Menge, sie las darin stundenlang; aber sie fand nicht, was ihr den Stein vom Herzen nahm. „Vielleicht in der Bibel fände ich bessern Trost; verschaff' mir eine Bibel, Therese!"

Und sie nahm das heilige Buch und las es und blätterte darin und schlug die Stellen auf, immer mit dem Gedanken: „Ich habe ja nichts Böses getan, es muß hier Trost für mich kommen;" — aber es war, als seien die heiligen Blätter ihr nur zum Gericht, nicht zum Troste geschrieben. Da fand sie einmal das Gleichnis von den Knechten, denen der Herr die Pfunde anvertraut und las den Richterspruch: Die unnützen Knechte werfet hinaus in die äußerste Finsternis! Und sie mußte sich sagen: Du bist dem unnützen Knechte gleich, du hast nichts getan mit deinem Pfunde. Dann las sie das Gleichnis von den törichten Jungfrauen, die ausgeschlossen werden von dem Anblick des Bräutigams in Nacht und Verzweiflung; sie verstand kaum, was unter dem Öl in der Lampe gemeint sei; aber sie fühlte, daß ihre Lampe nicht bereit war. Sie las vom reichen

Manne, der in die Hölle und in die Qual kam, und sie konnte auch nicht finden, was er zuvor Böses getan hatte, als daß er dort erst seine Augen aufgehoben zum Himmel: — und sie faßte zuletzt eine wahre Furcht vor dem Buche, auf dem jede Seite ihr vom Tod und vom Gericht zu sprechen schien.

Sie wandte sich an einen Geistlichen. Der war schon durch den Fürsten unterrichtet; er hielt den gedrückten Seelenzustand der Dame für krankhafte Einbildung, die in körperlichen Leiden ihren Grund haben müsse, und beruhigte sie mit vielen schönen Trostsprüchen, ermahnte sie zur Wohltätigkeit und zu guten Werken. Sie streute Gold mit vollen Händen aus, sie besuchte Spitäler und Armenhäuser, und wurde bald von Schwärmen von Bettlern umringt, welche Almosen von ihr forderten und ihr versprachen, für sie zu beten: — aber die Ruhe ihrer Seele wollte nicht kommen.

Ihr Gemahl starb in dieser Zeit sehr schnell auf einer Reise. Sein Tod erschütterte sie tief, aber er gab den düstern Gedanken, welche sie verfolgten, nur neue Nahrung; bei Geistlichen und Personen ihrer nähern Bekanntschaft, denen sie sich anvertraute, setzte sich die Meinung fest, daß die Fürstin schwermütig sei und nichts nötig habe als Erheiterung und Zerstreuung.

Aurora, weil sie sich doch nicht verstanden sah, sprach mit niemand mehr über ihre innerste Herzensstimmung, nicht einmal mit der alten Therese. Sie führte ein rastlos bewegtes Leben, wie wir zu Anfang gesehen, und konnte doch durch Lust und Vergnügen, durch Reisen und Wohltaten nicht die schwarze Wolke zerstreuen, die ihre innerste Seele beschattete.

5.

Es war Frühling. Aurora hatte einen geräuschvollen Winter in der Hauptstadt verlebt, Bälle, Theater und Konzerte besucht: sie war müde davon. Therese schlug ihr vor, dieses Jahr recht früh auf eines ihrer schönen Landgüter zu ziehen und ein paar angenehme Gäste einzuladen: — sie hatte auch dazu keine rechte Lust; sie wollte lieber allein sein, ganz allein, und doch fürchtete sie wieder die Einsamkeit.

An einem Morgen, wo sie mehr als je unschlüssig war, was sie tun sollte, kam ein Brief von dem Verwalter eines kleinen Gutes an der böhmischen Grenze. Dies Gut war noch ein Erbe ihrer Mutter; da es aber unbedeutend war und in einer ziemlich unwirtlichen Gegend lag, hatten sie es nie besucht und Aurora hatte es fast vergessen. Der Verwalter, der sonst seinen Bericht immer an den Geschäftsführer der Fürstin geschickt, fragte jetzt bei dieser selbst wegen Herstellung des alten Schlößchens, von dem ein Teil baufällig sei und ganz neu hergestellt werden sollte. Das war für Aurora ein Wink des Himmels; der Name des alten verschollenen Gutes klang ihr auf einmal ganz lockend; das war nun doch etwas Neues, etwas Anderes. Sie schrieb schleunig dem Verwalter die Weisung, das Schloß soviel wie möglich wohnlich herstellen zu lassen, ohne seine alte Gestalt zu ändern, und ließ die Anstalten zur Abreise mit einer Lebhaftigkeit betreiben, die man lange nicht an ihr gewöhnt war. Was sie von dem neuen Aufenthalt erwartete, das wußte sie selbst nicht; aber sie sehnte sich danach, als müßte das der Port der Ruhe für sie werden, nach dem sie sich seit Jahren vergeblich gesehnt.

Man hatte ihr eine muntere, lebhafte Französin zur Gesellschafterin aufgenötigt, weil man dachte, sie tauge am besten zu ihrer Erheiterung. Als Mademoiselle Athenaïs aber hörte, daß die Fürstin auf ein abgelegenes Landgut nach den böhmischen Wäldern ziehe, da fand sie das horrible, und erklärte, daß sie nicht mit könne, sie würde sich tot fürchten vor Räubern. Sie fand auch in den nächsten Tagen eine andre Stelle, was Aurora nicht bedauerte; die Französin mit ihrem beweglichen Wesen hatte ihr nie besonders zugesagt.

Es war ein trüber Abend, als die Fürstin allein mit wenigen Dienern in das waldige Tal einfuhr, wo Schloß Schwarzeneck lag. Der Verwalter empfing sie sehr erfreut. Ein großer, kunstvoll getäfelter Saal war zum Empfang der Dame zubereitet; in dem tiefen Kamin brannte ein lustiges Feuer. Obwohl die alten Räume etwas spukhaft aussahen, so lag doch auch etwas Heimliches, Trauliches darin; sie kam sich vor wie allein auf der Welt, aber es war ihr auch, als müßte hier ein neues Leben beginnen.

Am andern Morgen betrachtete sie sich das Tal, das ihre Heimat werden sollte. Es war nach einer Seite hin eng, von Wäldern eingeschlossen, nach der andern Seite erweiterte es sich; zerstreute Häuser und kleine Dörfer sahen aus den grünen Bäumen hervor. Eine Weile war ihr die Szene neu, dann aber überschlich sie ein Gefühl tiefer tödlicher Einsamkeit; es verlangte sie nach Menschen, nach andern als nach den gewöhnlichen Gesichtern ihrer Diener, die nur durch den alten einsilbigen Verwalter, der indes das Schloß gehütet hatte, vermehrt worden waren.

„Was meinst du, Therese," fragte sie die Kammerfrau, „wenn wir einen Gang ins Tal machten? — ich möchte doch das neue Besitztum kennen lernen." — „Ihro Exzellenz können nicht fahren; der Verwalter sagt, daß die Wege entsetzlich schlecht sind." — „Wir wollen zu Fuß gehen; du bist rüstig genug, um es mit mir zu wagen." — „Aber Ihro Exzellenz haben nur Atlasschuhe; damit läßt sich kein Gang auf diesen steinigen Waldwegen unternehmen." — „Ei, so bestell' einen Schuhmacher, der meiner Exzellenz Lederschuhe anmißt!" sagte Aurora halb lachend, halb ungeduldig. „In dieser wilden Gegend ist sicher niemand, der imstande wäre, Schuhe für Ihro Exzellenz zu machen," meinte Therese, den Kopf schüttelnd über die plötzliche Leidenschaft ihrer Herrin für Fußtouren.

Der Verwalter aber wußte, daß gleich im nächsten Dorfe ein weitgereister Schuster wohne, der gewiß die Herrschaft nach Wunsch bedienen könne, wenn es auch hier wenig Gelegenheit zu feiner Arbeit gebe. Dieser Künstler wurde nun berufen, um schleunigst die ungeduldige Fürstin zu bedienen. Es war ein gar einfach aussehender Mann, den übrigens die Nähe der hohen Dame gar nicht so schüchtern und verwirrt machte, wie sich Therese gedacht, welche ihn im Vorzimmer mit den beruhigenden Worten empfangen hatte: „Sei Er nur ruhig, guter Meister! eine Fürstin ist im Grunde genommen, mit Respekt zu sagen, doch eigentlich auch ein Mensch."

„Wie lebt Ihr hier, Meister?" frug Aurora gleichgültig, als er ihr das Maß nahm. „Mir geht es gut, gnädige Fürstin, ich bin ein glücklicher Mensch," sagte der Schuster in einem Tone so inniger, freudiger Gewißheit, daß die Dame jetzt erst ihn aufmerksam betrachtete, und in dem ruhigen, klaren Ausdruck seiner Züge die Be-

stätigung seiner Worte fand. „Nun, warum seid Ihr denn so glücklich?" fragte sie lächelnd. „Weil ich Friede habe mit meinem Herzen, mit Gott und mit der Welt," antwortete der Meister einfach. „Da seid Ihr freilich glücklich," sagte seufzend die Fürstin; „aber Ihr habt all Euer Leben lang in der Stille dieser Berge und Wälder gelebt, da ist es wohl nicht schwer, den Frieden zu bewahren." — „Das nun nicht, gnädigste Frau," entgegnete der Schuster; „ich habe ihn lange und schwer vermißt, diesen Frieden; ich habe ihn vergeblich gesucht in Städten und Dörfern, in Reichtum und Armut, und die Berge und Wälder hätten mir ihn auch nicht gebracht: alle gute Gabe kommt von oben herab." — „So erzählt mir etwas aus Eurem Leben," sagte die Fürstin und deutete auf einen Stuhl, indem sie sich matt zurücklehnte. „Ich bin in Wien geboren als das Kind armer Eltern," hob der Schuster an. — „In Wien?" fragte die Fürstin aufmerksam. „Ja, gnädigste Frau; die Herrlichkeit der Welt habe ich also, durch Ansehen wenigstens, früh kennen lernen; zudem war ein vornehmes Fräulein unsre Gespielin geworden, und was ich so sah und verspürte von dem Leben der Vornehmen und Reichen, das gefiel mir viel besser, als unsre arme Schusterstube . . ." — „So sind Sie am Ende der Jakob, des Schusters Sohn aus unsrer Nachbarschaft?" fragte die Fürstin überrascht. „Und Ihro Durchlaucht das schöne Fräulein Aurora?" sagte der Schuster erfreut, aber in aller Bescheidenheit, die sich für ihn gegenüber der vornehmen Dame ziemte; „meint' ich doch, ich müßt' Euer Durchlaucht schon gesehen haben!" Es war also des Schusters Jakob, und dies unerwartete Wiedersehen mit all den Kindheitserinnerungen, die es erweckte, belebte die Fürstin so, daß sie auf eine Weile all ihre Herzenslast vergaß.

Zum Erstaunen der Dienerschaft mußte der Schuster sich gar lange im Gemach der Fürstin verweilen und ihr alle seine Schicksale erzählen.

Aurora erinnerte sich wohl noch des Morgens, wo ihr Jakob den Abschiedsgruß seiner Schwester überbracht hatte, ehe er in die weite Welt hinausgezogen war. Er war bis nach Dresden gewandert und hatte dort Arbeit gefunden bei einem Schuster, in dessen Hause ein Musiklehrer wohnte. Diesem war die schöne Stimme

E·HANETZOG

des Burschen aufgefallen und er hatte ihm den Antrag gemacht, sie auszubilden.

„In Wien hatte ich nie ein Theater gesehen," erzählte er weiter, „ich hätte mir gar die Ausgabe nicht erlaubt; hier in Dresden schenkte mir der Meister ein Billett, und später wandte ich jeden ersparten Kreuzer daran. Du meine Güte, war das nicht eine Pracht und Herrlichkeit! Zudem war mir von all den schönen Dingen im gräflichen Hause sozusagen ein Butzen im Hals stecken geblieben; meine blankgewichsten Stiefel freuten mich immer weniger, das Schusterpech roch immer schlechter; die Musik war vollends mein Leben, und ich entschloß mich, Sänger am Theater zu werden, um selbst einmal als solch ein wunderbarer Ritter, Schäfer oder Genius da oben singen und trillern zu dürfen, was mir als ein übermenschliches Glück vorkam.

„Nun, der Musiklehrer richtete mich zu, und ich glaubte, ich dürfe gleich als der erste Held auftreten und vorn in der Mitte des Theaters meine Triller ins Parterre hinunter singen. So war's aber nicht gemeint; ich mußte zuerst in den Chor, und die bunten Gewänder waren in der Nähe nicht halb so prächtig, als sie von weitem aussahen. Es ging auch nicht so poetisch zu, wie ich mir vorgestellt, und es war viel, wenn sich die edlen Waffenbrüder, die auf der Bühne so einträchtig einherschritten, nicht hinter den Kulissen bei den Haaren nahmen. Im ganzen aber war es doch ein lustiges Leben, viel weniger mühselig als das Schusterhandwerk; und als ich, viel früher als ich geglaubt, eine bessere Anstellung bei der Oper bekam, da blieb mir nach der Ansicht all meiner neuen Freunde gar nichts zu wünschen übrig.

„Ich selbst wollte mir dies weismachen, aber es ging nicht recht. Je mehr Gelingen nach außen, desto mehr Unruhe hatte ich in meinem Innern; wenn wir nach den Anstrengungen einer Vorstellung einen fröhlichen Abend verjubelten, so stand oft, ich wußte nicht wie, die bleiche Gestalt meiner sterbenden Schwester vor mir, wie sie mit den dünnen Händchen nach oben wies, und ich konnte mir nicht leugnen, daß mein Auge und Sinn nicht viel nach oben gerichtet war.

„Ich machte Reisen, um mich zu zerstreuen; unterwegs erhielt

ich Nachricht von meines Vaters Tode. Mein Vater hatte keine besondere Freude an meiner Berufsänderung gehabt, die Mutter gar keine; darum hatte ich den Eltern nur selten mehr geschrieben. Des Vaters Tod ging mir tief zu Herzen; aber ich suchte mir alles aus dem Sinne zu schlagen, was meine innere Unruhe vermehren konnte.

„In einer Hauptstadt Schwabens, wo ich längere Zeit verweilte, wohnte ich in einem Bürgerhause; das älteste Töchterlein, das mich dort bediente, war ein gar freundliches, zutrauliches Kind; sie mahnte mich viel an mein Schwesterlein und ich suchte sie an mich zu gewöhnen. Manchmal kam sie mit ihren Schularbeiten auf mein Zimmer, weil meine Gesangübungen sie weniger störten, als unten der Lärm von sieben kleinen Geschwistern.

„Einmal hatte ich eben eine prächtige Passage aus Don Juan vollendet, als Marie, die mit ihrem Büchlein in einer Ecke gesessen, zu mir kam mit der Bitte: ‚Wollten Sie mich nicht meine Fragen überhören?‘ Lächelnd über den raschen Wechsel meiner Beschäftigungen, nahm ich das Büchlein und las die erste Frage: ‚Was soll eines Menschen vornehmste Sorge sein in diesem Leben?‘ Ich hatte das Büchlein nie gesehen und die Frage berührte mich wunderbar, so daß ich wirklich gespannt war auf die Antwort. ‚Daß er haben möge eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens,‘ klang sie mir von des Kindes Lippen, wie aus eines Engels Munde; und von dieser Stunde an konnte ich diese Frage nicht mehr aus dem Sinn bringen. ‚Daß er haben möge eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens,‘ tönte mir wieder und wieder im Herzen, und die natürliche Frage hängte sich daran: Hast du diese Hoffnung?‘ Ich wußte keine Antwort.

„Einmal öffnete ich mein Herz einem begabten Kunstgenossen, der sich mir freundlich genähert hatte und der an Kunst und allgemeinem Wissen viel höher stand als ich. Er lächelte über meine Bedenken und fragte mich, ob die Kunst denn nicht eine Gabe Gottes sei, ein Pfund, das nutzlos zu begraben Sünde wäre? ob der Gesang nicht frei sei und der Mensch dazu berechtigt, so gut wie die Vöglein unter dem Himmel? Ich war ruhig, solange ich ihn hörte; sobald ich aber allein war, so oft ich mich für die Bühne rüstete, kam die

alte Qual wieder. ‚Das sind törichte Grillen und kommen vom Blut; sprich mit einem Arzt oder mit einem vernünftigen Pfarrer!‘ sagten mir die Freunde, denen ich meine Herzensnot nicht mehr verbergen konnte; ‚der wird dir sagen, daß es schlimm aussähe, wenn alle Künstler zur Hölle fahren müßten.‘

„Das beschloß ich denn und ging zu dem Geistlichen, der Marien Unterricht gab. Es war ein alter freundlicher Herr, der mich aufmerksam anhörte, als ich ihm meine innere Bedrückung, die Zweifel an meiner künftigen Seligkeit mitteilte, zugleich aber wieder in begeisterten Worten die herrliche Künstlerlaufbahn verteidigte und ihn fragte, ob nicht die Ausübung eines von Gott gegebenen Talents auch vor Gott berechtigt, sogar geboten sei.

„‚Mein lieber junger Freund,‘ antwortete er bedächtig, ‚die Frage über die Wahl des Berufs kann eine gar schwere sein; meines Erachtens ist die Lösung aber einfach: was dich von deinem Gott trennt, vom freien, freudigen Aufblick zu deinem Vater; was dich hindert, deine ganze Seele in ihn zu versenken, mit ihm zu vereinen: das ist Sünde für dich, und wenn es rein wäre für die ganze Welt. Schöne Musik ist eine herrliche Gottesgabe und kann viele Herzen froh machen, aber die Geiger und Pfeifer stammen von Kains Rasse ab; darin liegt ein Wink, daß die Kunst, wie alles irdische Tun, der Heiligung bedarf, wenn sie zum Segen werden soll.

„‚Bei einem so freien und ungebundenen Leben braucht es gewiß einer starken, festen Seele, um den schmalen Weg zum Himmel zu finden, und ich glaube, daß es der liebe Gott besser meint mit dem, welchem er einen bescheidenen, arbeitsamen Beruf angewiesen. Überlegen Sie es mit Gott, lieber Freund, er segne Ihren Entschluß!‘

„Als ich in tiefen Gedanken nach Hause kam, fand ich die Nachricht von meiner Mutter Tode und einen Brief, den sie mir auf dem Sterbebette geschrieben. Sie sprach in ihrer einfältigen Weise fast wie der Pfarrer. ‚Ich kann nicht sagen, mein Kind,‘ schloß sie ihren Brief, ‚ob du unrecht getan hast, das Gewerbe deines Vaters zu verlassen, und ich habe nie aufgehört, Gott um Segen und Frieden für dich zu bitten, wo und was du auch sein mögest; aber ich gestehe dir’s, ich wäre ruhiger, wenn du als ein treuer,

fleißiger Arbeiter schlicht und recht deiner Wege gingest, als wenn du so in Lust und Glanz ohne rechte Arbeit dahinlebst. Tue, was du für recht und für Gottes Willen hältst; aber suche, ihn mit redlichem Herzen zu ergründen!‘

„In dem Tod der Mutter, in ihrem letzten Brief fand ich den Wink von oben, auf den ich noch gewartet. Warum soll ich mich quälen in Unruhe, wenn ich Ruhe finden kann? dachte ich; sagte meine Stelle auf, und zu den Toren, wo ich bequem im Wagen eingefahren, da ging ich bescheidentlich als schlichter Schustergeselle zu Fuß hinaus.

„Arbeit fand ich bald, auch das alte Geschick dazu; aber die alte Freude daran fand ich lange nicht wieder, und oft, gar oft stand ich im Begriff, Leisten und Ahle wegzuwerfen und zum freien und heitern Künstlerleben zurückzukehren. Schuster sind auch keine Engel an sich, gnädige Fürstin, und wenn ich unter den Schauspielern Leichtsinn und gedankenloses Hinleben gefunden, so fand ich hier oft freche Roheit, die mich tiefer verletzte. Aber ich lernte ernstlicher den Herrn suchen und sagte ihm getrost: Um den Weg zu Dir und zu Deinem Frieden zu finden, habe ich in der Welt Lust und Freude verlassen; nun laß Dich aber auch finden, lieber Herr! Da ist es licht geworden in meiner Seele und auch von außen wurde es freundlicher; ich kam in die Werkstatt eines frommen, ehrenfesten Meisters, der seine Herzensfreude daran hatte, wenn ich mit heller Stimme schöne Lieder anschlug und der Chor der Gesellen und Lehrlinge einstimmte. Ich habe in seinem Hause wieder gelernt, was eine fromme, friedliche Häuslichkeit ist, und meine Seele ist genesen.

„Auf seinen Rat kam ich in diese Berge, wo ich ein liebes, treues Weib fand; die Herrlichkeit des Weltlebens liegt wie ein Traum hinter mir, und es kommt kein Augenblick, wo mir der Wunsch aufstiege, dahin zurückzukehren.“

Die Fürstin fühlte sich wunderbar ergriffen von der Erzählung des Schusters, von der klaren, unverkünstelten Freudigkeit seines Wesens. Leichter als Vielgebildeten und Gelehrten konnte sie dem schlichten Manne ihr Herz öffnen. „Sagt, Jakob, habt Ihr denn nicht auch in der Bibel mehr gefunden, was Euch Furcht und Schrecken machte, als was Euch Trost gab?“ — „O gewiß, aber

ich fand auch die schönen Stellen: ‚Selig sind, die da geistlich arm sind.‘ ‚Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.‘ ‚Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.‘ Und zum Trost von innen kam die frische, kräftigende Arbeit von außen, und ich bin jetzt Gott sei Dank so weit, daß ich auf die Frage, die mich einst so bedrückt, eine fröhliche Antwort geben darf.“

6.

Aurora besuchte auch das Haus des Schusters; sie fand da nichts besonders: ein freundliches Weib, drei muntere Kinder, etwas mehr Reinlichkeit und Zierlichkeit, als sonst in Handwerkerhäusern gewöhnlich war; aber durch das alles ein frisches, friedsames Wesen, bei dem es einem herzlich wohl wurde. Sie begann zu hoffen, daß es auch ihr wieder leicht ums Herz werden könne. Zum Erstaunen all ihrer Diener kam sie öfters in die Schusterfamilie; sie wohnte den Morgen- und Abendandachten bei, die er mit den Seinigen hielt, und endlich reifte ein großer Entschluß in ihr.

Eines Morgens wurde Freund Jakob zu der Fürstin berufen; er trat in ihr Zimmer und fand sie in einem ganz einfachen Kleid; um sie her standen Koffer und Kistchen und lagen ihr Schmuck und ihre prächtigen Gewänder. „Nun, Jakob, habe ich den Entschluß gefaßt, der mich zum Frieden bringen soll,“ redete sie ihn an; „allen Rang, allen Reichtum, alle Pracht, in der ich mich so lang elend gefühlt habe, werfe ich von mir. Ich will die Welt verlassen und als barmherzige Schwester nur Gott leben im Gebet und in Buße für meine bisherige Eitelkeit.“

Der Schuster schüttelte langsam und bedächtig seinen Kopf. „Gnädigste Frau,“ sagte er, „Gott hat Ihnen Rang und Reichtum anvertraut, nicht, daß Sie Ihr Herz daran hängen, aber auch nicht, daß Sie beides verachtend wegwerfen sollen, sondern es gebrauchen in seinem Dienste. Es ist eine kostbare Gnade des Himmels, wenn ein Herz sich berufen fühlt, sich völlig in Gott zu versenken und der Welt abzusterben, aber diese Kindeseinfalt und Demut ist nur wenig auserlesenen Seelen verliehen; es muß ihr Beruf sein, und nur dann ist es ein Gott wohlgefälliges Opfer. Ob Sie eine gute Kranken-

pflegerin geben, ist noch nicht gewiß. Sie, gnädige Frau, scheinen mir diesen Beruf doch nicht zu haben; denn er darf keine Laune des Augenblicks sein. Er entsteht oft schon in jungen Herzen, darf aber nur nach reiflicher Selbstprüfung ergriffen werden. Ihnen steht ein anderer Beruf näher —"

Aurora unterbrach ihn und sagte: „Meint Ihr — Almosen geben? habe ich nicht längst solche ausgestreut mit vollen Händen, ohne daß es mir Frieden und Segen gebracht . . .?" — „Das glaube ich, gnädige Frau, weil Ihr Herz nicht dabei war; Sie haben gegeben, um sich Frieden zu kaufen, nicht aus Liebe zu Gott und zu den Armen. Das tote Geld kauft keinen Segen. Versuchen Sie's, Ihr Herz und Ihre Liebe, Ihr Sorgen und Denken und die Arbeit Ihrer Hände daran zu geben, und dabei Ihre Seele recht innig daheim zu machen in Gottes Willen, ob's dann nicht besser geht. Ich bin ein einfacher Handwerker, nicht geeignet, Ihnen Rat zu geben; aber überlegen Sie es zuvor mit Gott und Ihrem Herzen!"

Und Aurora hat es überlegt. Kostbarkeiten und Prachtgewänder wurden verkauft; aber das einfache Gewand hat sie doch wieder mit schönen und edlen Stoffen vertauscht, wie sie einer Dame würdig sind. Sie ist daheim geworden in den Hütten der Armut; sie hatte nicht nur einen offenen Beutel für sie, sondern auch ein offenes Herz, ein Verständnis für ihre wahren Bedürfnisse gefunden. Ihre zarten Hände hat sie fleißig rühren lernen, nicht zu zierlichen Tändeleien, sondern um Arme zu kleiden, um fröhliche Weihnachten in dürftige Hütten zu bringen. Einige Stunden des Tages versammelte sie arme Mädchen des Tals in einem Saale ihres alten Schlosses, wo sie unter ihrer Leitung und unter der einer verständigen Frau in nützlichen Arbeiten unterrichtet wurden. Der Tag, der ihr sonst so lang geschienen, wurde ihr meist zu kurz und die stillen einsamen Abende fürchtete sie nicht mehr; sie versenkte sich in Dank gegen die ewige Barmherzigkeit, die auch ihr eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens hatte aufgehen lassen, und die ihr so reiche Mittel gegeben, fröhliche Herzen zu machen.

Jakob, der Schuster, blieb in den bescheidenen Schranken, die ihm der Fürstin gegenüber sein Stand anwies. Sie war anfangs nicht damit zufrieden; später verdankte sie es ihm vielleicht, als sie

sich wieder mehr ihren Standesgenossen annäherte und die Genüsse gebildeten Umgangs empfand, ohne darum sich ihres Jugendfreundes zu schämen. Er blieb ihr Rat und Beistand bei allem, was sie ausführte; die Hand, durch die ihre Wohltaten flossen; er hatte nur Einhalt zu tun, daß sie nicht die Seinen mit Gaben überströmte, die ihnen hätten gefährlich werden können, und das Band einer innigen Freundschaft, wenn auch wenig sichtbar für die Welt, hielt die Nachbarskinder vereint bis zum Tode. In ihrer letzten Stunde noch, welche für ihre Jahre frühe kam, welche sie aber mit stiller Freudigkeit nahen fühlte, ließ sie ihren Freund rufen und bat ihn, ihr noch einmal Annchens Lieblingslied zu singen. Jakobs Stimme hatte freilich an Klang und Frische verloren, aber sie tönte ihr doch wohltuend, und unter den letzten Worten:

„Da werd' ich sicher wohnen,
Und nicht nur als ein Gast,
Bei denen, die mit Kronen
Du ausgeschmücket hast.
Da will ich herrlich singen
Von deinem großen Tun
Und frei von schnöden Dingen
In meinem Erbteil ruhn."

war die Fürstin mit seligem Lächeln entschlafen.

Das braune Lenchen.

1.

„Aber heut' ist's kalt!" rief Rudolf, der älteste Knabe des Kaufmanns Wagner, indem er in die Stube sprang und nach seinem gewöhnlichen Gebrauch den Schulranzen in eine Ecke warf, daß das Federrohr klirrend herausfiel; „heut' soll Schlittenfahren wer Lust hat, ich nicht! Gelt, Kleiner, du magst auch nicht?" fragte er Heinrich, sein kleines Brüderlein, der schon vorher von der Kinderschule nach Haus gekommen war. Dieser sah gar nicht aus, als ob's ihn nach Schlittenfahren gelüste; er hatte die roten Händchen unter der Mutter Schürze gesteckt und hätte gar zu gern geweint, wenn ihm nicht der Vater vorhin gesagt hätte, es sei eine Schande für einen Buben, wegen der Kälte zu weinen. „Siehst du, Kleiner," hatte er ihm erzählt, „ich war einmal in Petersburg; da ist's im Winter so kalt, daß die Leute, die sich auf der Straße begegnen, aus Höflichkeit einander die Nase mit Schnee reiben, damit sie nicht erfriert." — „Und da weinen die kleinen Jungen nicht auf der Gasse?" hatte Heinrich gefragt. — „Nein, das lassen sie bleiben; da würden ihnen gleich die Augen zufrieren, und ihre Tränen als lauter Eiszapfen herunterfallen; aber weißt du, was sie tun? sie bleiben hübsch daheim bei ihrer Mama." Das war Heinrich denn jetzt auch gesonnen zu tun.

Nun kam noch Klara aus der Strickschule, und die Mutter war froh, bei der Kälte ihre kleine Herde um sich zu haben.

Katharine, die vieljährige Dienerin des Hauses, die hinter dem Ofen saß und spann, erhob sich endlich; schalt ein bißchen, daß die Kinder die schneeigen, gefrorenen Schuhe nicht vor der Tür ausgezogen hatten, und schlürfte hinaus in ihren großen

Selbandschuhen, die Rudolf kleine Meerschiffe nannte. Bald aber kehrte sie zurück mit zwei großen Kannen von glänzend braunem Ton und stellte sie zu allseitigem Vergnügen auf den großen, viereckigen Tisch, der, mit einem bunten Tirolerteppich bedeckt, in der Mitte des Zimmers stand. Nun sammelte sich die erfrorene, kleine Gesellschaft. Heinrich durfte den hölzernen Schieber am Fußboden aufschieben, wo eine Öffnung in den Laden hinunterging, und dem Papa rufen. Dies Loch im Boden, durch das er beobachten konnte, was unten im Laden vorging, war sein höchstes Vergnügen; er konnte stundenlang davorliegen und hinunterschauen, oder rief er auch neckische Worte hinunter, zog dann schnell sein Köpfchen zurück, höchlich ergötzt, wie nun die Herren unten, oder gar die fremden Käufer sich wundern werden, wo diese geheimnisvolle Stimme herkomme.

Der Vater kam, und die ganze Gesellschaft sammelte sich um den Tisch, auf dem noch ein reichgefüllter Semmelkorb stand.

Zwar war der Vater nicht dafür, den Kindern Kaffee zu geben; an so kalten Tagen aber hielt die Mutter etwas Warmes in den Magen für ganz unentbehrlich, auch war er reichlich mit Milch vermischt und wirklich ganz unschädlich für die Nerven. Heinrich, den man nicht wagen durfte, an den schönen Teppich zu setzen, saß an seinem Kindertischchen und trieb seine Kühlein zum Brunnen, das heißt, er warf Semmelstückchen in sein Milchschüsselein.

Die braune Kaffeekanne war unerschöpflich, wie der Witwe Ölkrüglein. Dem Kommis und Lehrling war eine reichliche Portion ins Ladenstübchen gesandt worden; Katharine saß mit ihrem irdenen Schüsselchen, dem größten, das sie auf dem Markt hatte auftreiben können, hinter dem Ofen und schlürfte äußerst behaglich ihr Lieblingsgetränk, und doch war die Kanne noch nicht leer. Die Mutter goß den Rest von Milch und Kaffee sorgsam zusammen, und stellte es auf den Ofen; „wer weiß, ob man nicht noch einem Armen damit eine Güte tun kann,“ obgleich Katharine brummte: „'s Geschirr steht so lang ungeputzt herum, man kann nicht recht aufräumen; wen's friert, der soll heute daheim bleiben.“ Frau Wagner ließ sich ihr mitleidiges Herz dadurch nicht

irre machen; sie hatte schon so manchen hungrigen Armen erquickt mit Resten, die in einem sorglosen Haushalt verschleudert werden, und das Brummen der alten Katharine war nicht so böse gemeint.

Der Vater erzählte den Kindern indes, wo der Kaffee wächst, und wie er gesammelt und versandt wird; worunter er nach seiner Weise hier und da ein trockenes Späßchen mischte, so daß auch Rudolf anhob, einen Vers zu deklamieren, den er irgendwo aufgeschnappt:

„Zwar die Zeitung lautet schaurig,
Daß das Los der Schwarzen traurig,
Die in heißen Kolonieen
Zuckerrohr und Kaffee ziehen. —
Sei nicht traurig, armer Mohre!
Bald wird nichts mehr dich betrüben,
Denn wir pflanzen viel Zichorie,
Machen Zucker aus den Rüben."

was den Vater zu herzlichem Lachen brachte.

Klara war fertig und hatte sich mit Rudolf ans Fenster gestellt, um zu sehen, wie die wenigen Vorübergehenden auf so seltsame Weise stampften und trampelten und mit den Händen schlenkerten, um den Frost abzuhalten. „Ach, lieber Gott!" rief Klara, „barfuß in der Kälte!" Wirklich kam da ein kleines, nußbraunes Mädchen, vielleicht acht Jahre alt, ohne Schuh und Strümpfe die Straße herab und blickte scheu um nach allen Seiten. Ihr Röckchen war ärmlich und zerlumpt, ihr kohlschwarzes Haar struppig und ungekämmt; nur ein hellrotes Tuch, das sie um den Hals geschlungen hatte, paßte nicht zu der elenden Tracht.

„Das Kind ist nicht von hier," sagte Frau Wagner, die, eine treue Mutter aller Armen der kleinen Stadt, sie auch alle persönlich kannte; „es scheint sich verlaufen zu haben; ruft ihm herauf, es muß ja erfrieren in dem Aufzug!" — „Komm herauf, Mädchen; Kleine, komm' daher!" riefen die Kinder im Chor durch das geöffnete Fenster. „Hört, das offene Fenster macht furchtbar kalt ins Zimmer," sagte der Vater etwas ärgerlich; „geht meinetwegen hinunter und holt sie herauf, oder was klüger wäre, gebt ihr einen Groschen, daß sie sich in einer Bäckerstube wärmen

kann! man weiß nie, was solches Volk einem in das Haus bringt."

Herr Wagner war ein braver und gutherziger Mann, der gern das Gut, mit dem Gott ihn gesegnet, mit den Armen teilte und nie der mildtätigen Hand seiner Frau wehrte. Aber er war schon viel betrogen und belogen worden und war mißtrauisch gegen die Armen, die auf den Straßen herumziehen und in die Häuser laufen; auch hatte er nicht wie seine Frau die Gabe, so freundlich und vertrauenerweckend mit ihnen zu reden.

Doch wehrte er den Kindern nicht, als er wieder ins Kontor hinunterging, daß diese mit lautem Gepolter die Treppe hinuntersprangen, um das fremde Mädchen, das ihnen doch etwas Besonderes, anders als ein gewöhnliches Bettelkind, vorkam, heraufzuholen; es schien ganz betäubt von der Kälte und war nur mit Mühe die Treppe heraufzubringen.

Da stand das fremde Kind; die blaugefrorenen Hände unter der zerrissenen Schürze und sah sich mit den hellen, schwarzen Augen verwundert in der Stube um; die Kinder, die sie neugierig im Kreis umstanden, schienen sie noch scheuer zu machen, und sie antwortete nicht auf eine der vielen Fragen, die sie alle zugleich an sie richteten.

„Geht nur an eure Arbeit und laßt sie ein bißchen ruhig!" sagte die Mutter; „komm, Kleine, setz' dich daher!" und sie ließ sie an Heinrichs Kindertischchen sitzen und stellte ihr warmen Kaffee und Brot vor. Erst als anscheinend gar niemand mehr auf sie blickte, fing das Mädchen an zu essen und zu trinken, und schlürfte dann auch mit höchstem Behagen das warme Getränke; und als sie mit ihren prächtigen weißen Zähnchen, eine Perlenreihe, die ihr manche Fürstin gern abgekauft hätte, lustig in das Brot biß, fing sie auch an, etwas heller um sich zu sehen. „Wie heißest du, Kind?" fragte Frau Wagner. — „Lenchen," erwiderte die Kleine. Eine leise Bewegung ging über die Züge der Mutter. Die größeren Kinder sahen sie schüchtern an. Lenchen hatte das Schwesterlein geheißen, das man im vergangenen Frühling auf den Totengarten getragen hatte, und die Kinder wußten gar wohl, daß die Mutter noch oft im stillen um sie weinte. Nun war freilich eine

große Verschiedenheit zwischen dem zarten, blonden Mägdlein, das schneeweiß wie ein kleiner Engel unter den Blumen im Sarg gelegen war, und zwischen dem struppigen, schwarzbraunen Zigeunerkind — denn das fremde Mädchen konnte nichts anderes sein — aber der Name schon hatte das Herz der Mutter bewegt, und Leid und Liebe wieder darin wachgerufen.

„Wo kommst du her, Lenchen?“ fragte die Mutter nun, da die Kleine weniger scheu und fremd schien. — „Von da draußen,“ war die kurze Antwort. — „Mit wem bist du denn gekommen?“ — „Mit dem Vater und der Mutter.“ — „Wo sind denn die?“ — „Der Vater ist draußen blieben in einer Scheune, die Mutter und ich sind ’rumgelaufen mit Rührlöffeln; da hat sie mich einmal warten lassen vor einem Haus, und wie sie so lang nicht gekommen ist und mich so gefroren hat, bin ich fortgelaufen und dann hab’ ich sie nicht mehr gefunden.“

Inzwischen hatte Rudolf, im Drang, dem fremden Kinde etwas Neues zu zeigen, mit vieler Mühe Heinrichs Schaukelpferd aus der Nebenstube herbeigeschleppt und fing an, gewaltig darauf zu galoppieren; das Mädchen schaute ihm verwundert zu, schlug dann die Hände ineinander und rief, erstaunt das Pferd betrachtend: „Der da springt und hat keine Füß’!“

Nun brachten die Kinder, die sie alle gern in Erstaunen gesetzt hätten, allerlei Raritäten. Klara holte ihre größte Puppe, der sie selbst erst einen erstaunlich schönen Hut verfertigt hatte; Rudolf ein Bilderbuch, aus dem er ihr nur die größten Tiere: Elefanten, Kamele und Bären zeigte; er meinte, die feineren Bilder würde sie nicht verstehen. Der kleine Heinrich ließ einen hölzernen Hampelmann vor ihr tanzen.

Zuerst warf das Mädchen helle, neugierige Blicke auf all diese neuen Gegenstände; bald aber schien es sie zu beängstigen, daß sich alles um sie dränge; sie blickte scheu nach der Tür, als wollte sie mit einemmal, wie eine wilde Katze, hinausspringen. Die Mutter beschäftigte die Kinder im Nebenzimmer und gab dem Mädchen, das immer noch hungrig schien, ein großes Stück Butterbrot; Klara überließ ihr die Puppe, die ihr doch das Merkwürdigste von allem vorkam, und bald saß das Mädchen mit der

Puppe im Arm an dem kleinen Tischchen und betrachtete neugierig ihren Körper und alle Teile ihres Anzugs.

Katharine, die eine Zeitlang in der Küche beschäftigt gewesen war, setzte sich wieder an ihr Spinnrad, war aber äußerst unzufrieden, daß man „sottiches Schnurrantenvolk" in die Stube lasse; die Mutter kümmerte sich darum nicht viel, doch war sie in einiger Verlegenheit, was sie nun mit dem Kinde anfangen sollte.

„Wo wohnt ihr denn, Lenchen?" fragte sie. — „Nirgends," war die kurze Antwort; „wir sind überall. — „Aber in einem so kalten Winter solltet ihr ja erfrieren!" — „Der kleine Bub ist einmal bei Nacht in einem Schuppen erfroren," berichtete das Mädchen, als ob das nichts Besonderes wäre. „Es ist so kalt gewesen, und er ist aus dem Stroh herausgefallen; man hat ihn erst am Morgen tot gefunden."

Mit Schaudern hörten die Kinder so ruhig von einem so entsetzlichen Unglück sprechen.

„Fürchtest du dich nicht vor dem Winter?" fragte Klara. — „Oh, 's ist kalt," sagte das Mädchen und schauderte zusammen. — „Hast du gar keine Schuhe?" fragte Rudolf mitleidig. — „Schöne Schuh," sagte das Mädchen mit einem gewissen Stolz, und zog aus der Tasche ihres lumpigen Rocks ein Paar zerrissene Stiefeletten, die einst elegant, von blauem Zeug, jetzt in einem kläglichen Zustand waren; „die zieh ich aber nur in der Scheuer an zum Staat," sagte sie wohlgefällig, „beim Gehen tun sie mir weh." Jetzt erst sahen die Kinder, daß die schönen Staatsstiefelchen fast keine Sohle mehr hatten, und mußten lachen über diese Pracht.

„Wo ist denn jetzt dein Brüderlein, das gestorben ist?" fragte sanft Frau Wagner. — „Drunten, im Boden," sagte Lenchen kurz und deutete zur Erde. — „Weißt du denn nicht, daß die kleinen Kinder in den Himmel kommen und Engelein werden?" sagte Rudolf belehrend. Lenchen schüttelte den Kopf. „Kannst du nicht beten?" fragte jetzt Rudolf. Lenchen zog mit Selbstgefühl einen alten Rosenkranz mit hölzernen Perlen hervor und ließ ihn durch die Finger gleiten, indem sie gedankenlose Worte dazu herplapperte. „Wer ist denn die Jungfrau Maria in deinem

Gebet?" fragte Rudolf wieder. — „Die schöne Frau in dem blauen Kleid, mit der flächsernen Perücke, in der kleinen Kirche," sagte Lenchen sehr bestimmt.

Auf einige Fragen, welche die Mutter an sie stellte, fand sie bald, daß das arme Kind einige äußere Formeln der katholischen Kirche gelernt hatte, ohne jedoch von der wahren Bedeutung des christlichen Glaubens einen Begriff zu haben.

Während die Kinder nach und nach mit der kleinen Fremden ins Plaudern kamen, und diese selbst immer lebendiger und zutraulicher wurde, war das Herz der guten Frau von vielen und ernsten Gedanken bewegt. Sie zweifelte nicht, daß die Mutter des Kindes leicht aufgefunden werden könne, aber sollte sie es ihr zurückgeben? Hatte nicht Gott das Kind ihr zugeführt? Sollte sie es wieder hinausstoßen in ein Leben voll Elend, voll Schuld und Sünde vielleicht?

Es war dunkel geworden, man zündete die Lichter an. Rudolf machte sich an seine Schularbeiten, Klara nahm ihr Strickzeug, Heinrich wurde auf einem hohen Stuhl an den Tisch gesetzt und baute eine Stadt aus kleinen Häusern; da überfiel Lenchen auf einmal das Heimweh, sie fing an, nach ihrem Vater zu rufen und wollte sich nicht beruhigen lassen.

„Wir wollen das Kind zu Bette legen," sagte Frau Wagner zu Katharine. — „Auch voll," brummte diese ärgerlich; „wer wird solche Schnurranten und Scheurenpurzler über Nacht behalten! Für die haben wir kein Bett; bin froh, daß unsere Kinder Betten haben. Ich ließ das Mädchen laufen, wenn sie so schreit; solches Pack findet einander bald wieder, die gehen nicht verloren!"

Frau Wagner ließ sie brummen und trug in der Stille ins Vorzimmer einige Bettstücke, aus denen sie dem Kind in einer Ecke ein warmes Lager machte. „Komm, Lenchen," sagte sie dann, und nahm das immer noch weinende Mädchen bei der Hand, „komm nur und schlafe! deine Mutter kommt morgen." Sie kleidete sie aus, indem sie mutig ihren Ekel an den Lumpen des Kindes überwand, und zog ihr ein abgelegtes Nachtkleidchen von Klara an. „Ah!" machte die Kleine, und dehnte behaglich ihre

Glieder auf dem reinlichen Lager; „da ist's gut!" und eh' Frau Wagner ein Gebet über sie gesprochen — selber beten konnte dies arme Kind nicht — war sie tief und gesund eingeschlafen, die warme Federdecke fest über sich ziehend mit ihren braunen Händchen.

Das Zigeunermädchen gab den Kindern viel Stoff zum Gespräch. „Mutter, wir wollen sie behalten!" riefen alle zusammen, als die Mutter wiederkam. Sie hatten oft schon in Geschichten von angenommenen Kindern gelesen; das kam ihnen als eine so einfache, natürliche Sache vor. Frau Wagner nahm es ernster und schwerer; sie wußte, daß es zu großem Segen, aber auch zu schwerer Verantwortung werden konnte.

Gegen sieben Uhr kam der Vater herauf, er pflegte da vor dem Abendessen seine Zeitung zu lesen. Klara rückte ihm den Lehnstuhl oben an den Tisch und legte die Zeitung bereit; alle waren begierig, ihm von dem Zigeunermädchen zu erzählen, an das er gar nicht mehr gedacht hatte. „Vater, sie war ganz blau gefroren und ihre Füße bluten!" — „Und geschmeckt hat's ihr, Papa!" — „Und, Papa, sie heißt Lenchen, im Vorzimmer schläft sie." So gingen die Berichte durcheinander. Heinrich lag schon in seinem Bettchen, aber die beiden anderen ließen den Papa lange nicht zum ruhigen Genuß seiner Zeitung kommen. Die Mutter saß emsig nähend bei der Lampe; sie hatte alte Kleidungsstücke zusamengesucht und war daran, sie für Lenchen zurechtzumachen. Klara strickte auf einmal mit ungeheurem Eifer; es war ihr plötzlich eingefallen, daß sie diese Strümpfe auch für die kleine Fremde stricken könnte, und sie wollte nun geschwind in einem Abend die Arbeit fertigbringen, an der sie schon wochenlang knupperte.

„Habe nichts dagegen, daß ihr das Kind über Nacht behaltet," sagte der Vater; „morgen aber in der Frühe muß man auf die Polizei schicken, um ihre Eltern auszumitteln." — „Oh, Papa, wir wollen sie behalten!" — „Papa, laß sie da!" riefen sie wieder zweistimmig. — „Ihr schwatzt, wie ihr's versteht," sagte etwas ärgerlich der Vater; „ihr wißt nicht, was das heißen will."

Die Mutter sagte nichts; sie blickte kaum auf von ihrer Arbeit

und gab nur hier und da freundliche Antwort auf das, was ihr der Vater von Krieg und Frieden in der Welt aus seiner Zeitung mitteilte, bis Katharine mit den Tellern klapperte, und Klara sich erhob, um den Tisch zu decken.

Das Abendessen war vorüber, Kartoffeln und Butter hatten allen herrlich geschmeckt. Rudolf hatte nachher mit laut schallender Stimme aus Robinson vorgelesen, wobei Klara glücklich eingeschlafen war. Um halb zehn Uhr aber wurde die Abendandacht gehalten, Klara durfte einen Abschnitt aus der Bibel lesen.

Die Reihe war eben am achtzehnten Kapitel des Evangeliums Matthäi: ‚Jesus rief ein Kind zu sich und stellte es mitten unter sie.‘ — Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf,‘ lautet der fünfte Vers, und mit der schönen Stelle: ‚Ich sage euch, daß ihr nicht eins von diesen Kleinen verachtet; denn ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel,‘ schloß der heutige Abschnitt.

Die Kinder waren alle zu Bett. Herr und Frau Wagner saßen, wie es ihre Sitte war, noch eine Weile zusammen auf dem Sofa in der Ecke des Wohnzimmers; um diese Zeit pflegten sie die Angelegenheiten des Hauses oder der Kinder zusammen zu besprechen.

„Heinrich,“ fing Frau Marie mit einiger Schüchternheit an, „es wird mir sauer, das Kind wieder von uns ins Elend hinauszulassen.“ — „Aber, liebe Marie,“ sagte fast ängstlich Herr Wagner, der, bedeutend älter als seine Frau und sehr ruhiger Natur, sich vor aller Unruhe, vor allem Ungewöhnlichen fürchtete, „ich bitte dich, du kannst doch nicht daran denken, ein so verwildertes Kind zu behalten neben unseren Kindern!“ — „Ich bin ja immer zu Haus, ich wollte ein wachsames Auge auf sie haben,“ sagte bittend die Frau; „willst du mich's nicht wenigstens nur über diesen furchtbar kalten Winter versuchen lassen?“ — „Ich will einen Beitrag zu einem Kostgeld für sie geben,“ versicherte der Mann, „nur nicht ins Haus!“ — „Ich will dich nicht darum quälen,“ sagte freundlich Frau Marie, indem sie aufstand und das Licht nahm, um zu Bette zu gehen; „sieh, mir war's nur, als habe der liebe Gott das Kind uns vor die Türe geführt, und es

heißt Lenchen. Aber ich kann mich auch täuschen, wir wollen darüber schlafen."

Der Weg ins Schlafzimmer ging durch das Vorzimmer, wo die kleine Fremde schlief. Frau Marie zeigte auf ihr niedriges Lager: „da, sieh sie wenigstens an!" sagte sie lächelnd zu ihrem Mann. Das Kind schlief sanft und fest, das braune Gesichtchen hatte nichts Unliebliches; so sicher, so geborgen ruhte sie hier, als ob sie nie heimatlos gewesen. Des Kaufmanns Augen wurden feucht, wenn er dachte, wo vielleicht das arme Kind die nächste Nacht schlafen würde; sie gingen schweigend zu Bett.

2.

Am anderen Morgen war das Zigeunermädchen der erste Gedanke der Kinder. Die Mutter hatte ihr ein altes Röckchen von Klara angezogen, in dem sie sich sehr wohl zu gefallen schien; man stellte ihr ein Schüsselchen Milch und Brot unten an den Frühstückstisch der Kinder. Sie wollte wieder nicht essen, so lang sie ihr alle neugierig zusahen; erst als die Mutter den Kindern wegwinkte und niemand auf sie blickte, aß und trank sie mit großem Behagen. Der Vater hatte heute ein dringendes Geschäft und nahm sein Frühstück im Kontor.

Nachdem die Mutter die Knaben gekämmt und Klaras Haare geflochten hatte, rief sie auch dem kleinen Lenchen, das seither am Fenster gestanden war. „Werden doch nicht den Strobelkopf auskämmen wollen? — warum nicht gar!" sagte Katharine brummend, als sie das Frühstücksgeräte hinaustrug. Das war freilich kein leicht Stück Arbeit, in diese Haare schien noch kein Kamm gekommen zu sein, seit sie am Kopf gewachsen waren. Das krause schwarze Haar lag wie eine dichte Perücke rund um den Kopf, aber die Mutter hatte viel Geduld. Hier und da ging's freilich nicht ohne Reißen und Rupfen; die Kleine schrie dann nicht, sie wandte nur rasch den Kopf und blickte zornig herum; wenn sie aber den guten, milden Augen der Mutter begegnete, so ward sie auch wieder ruhig und ließ sich behandeln, obgleich sie ein jämmerliches Gesicht dazu schnitt.

Endlich war der Strobelkopf, wie ihn Katharine nannte, schön glatt gekämmt, die krausen Wellen des glänzend schwarzen Haars legten sich ganz hübsch um das braune Gesichtchen. Klara hatte mit der Mutter Erlaubnis der Kleinen noch eine Schürze umgebunden, und als man sie vor den großen Spiegel stellte — auch ein Anblick, an den sie nicht gewöhnt war — schien sie ganz ungemeines Wohlgefallen an sich selbst zu finden; sie besah sich höchst verwundert und vergnügt von allen Seiten und sah nicht mehr so scheu und unglücklich aus als zuvor.

In diesem Augenblick kam Herr Wagner herauf, um nach den Kindern zu sehen, eh' sie zur Schule gingen; seine Frau wollte ihn nicht mehr bitten des Kindes wegen, und doch betete sie in der Stille, Gott möge sein Herz lenken, daß sie es behalten dürfe.

Herr Wagner blieb stehen und sah lächelnd dem glücklichen Kind vor dem Spiegel zu. Auf einmal nahmen die Züge des Mädchens den Ausdruck des Schreckens an; mit einem Schrei flüchtete sie sich in eine Ecke des Zimmers, sie mußte im Spiegel etwas gesehen haben, das sie erschreckte. Alle blickten nach der eben geöffneten Türe: da stand ein großes braunes Weib, fast noch mehr zerlumpt, als Lenchen gestern gewesen war; sie trug im Arm geschnitzte Holzwaren, Rührlöffel, Schaumquirle usw., wie sie Zigeuner zu verkaufen pflegen. Zuerst schien sie Lenchen gar nicht zu kennen in dem neuen Staat, dann aber fuhr sie zornig mit heftigem Schelten auf sie los; die Kinder verstanden die Worte nicht, aber sie fürchteten sich vor ihren wilden Gebärden, und das Kind schien sich noch mehr zu fürchten; sie würde es wohl ergriffen und geschlagen haben, wenn nicht Frau Wagner in ihrer ruhigen, bestimmten Weise dazwischengetreten wäre.

„Laßt das Kind!“ sagte sie, „es ist unschuldig, daß Ihr es aus der Acht gelassen.“ — „Warum ist sie nicht bei mir geblieben!“ rief zornig das Weib. — „Du bist ja gar nicht mehr gekommen aus dem Hause, wo du Branntwein getrunken hast,“ schrie Lenchen. — „Warum habt Ihr gestern nicht nach dem Kinde gesucht?“ fragte Frau Wagner. — „Ich hätt' nicht viel mehr nach ihr gefragt,“ sagte mürrisch das Weib; „aber er, er

hat mich geschlagen wegen der Kröte;" und sie wollte von neuem auf das Kind losfahren. Jetzt trat Herr Wagner, der sich ins Nebenzimmer zurückgezogen hatte, mit einem plötzlichen Entschluß dazwischen: „Ist das nicht Euer Kind?" fragte er das Weib. — „Ich gehöre meinem Vater, meiner Mutter gehör' ich nicht!" rief Lenchen, angstvoll weinend.

Durch weiteres Befragen erfuhr der Vater von dem Weib, das allmählich ruhiger wurde, daß sie Lenchens Stiefmutter sei, und daß der Vater in einer Scheuer der Vorstadt sich aufhalte.

Frau Wagner brachte der Zigeunerin, die erfroren und hungrig genug aussah, gewärmten Kaffee, den sie gierig verschlang. „So, nun komm mit!" sagte sie etwas weniger zornig und faßte Lenchen bei der Hand. Dem armen Kinde aber, das zum erstenmal gesehen, was eine Heimat ist, eine friedliche, warme, sichere Heimat, schien es blutsauer zu werden, wieder zu gehen; doch wagte sie nicht, sich loszureißen, und sah nur Frau Wagner mit einem flehenden Blick an. Der Blick ging dieser durch die Seele, doch wollte sie nicht gern etwas selbst sagen. Herr Wagner aber sagte zu dem Weibe: „Laßt das Kind hier! wir wollen es behalten." Frau Wagner sah ihren Mann mit einem hellen, dankbaren Blick an; die Kinder jauchzten laut, und das arme Lenchen blickte ganz verklärt auf, hatte aber den Mut nicht, sich von der Mutter loszumachen. „Mir wär's gleich," sagte die Zigeunerin finster, „aber er wird nicht wollen, ich darf nicht mehr kommen ohne sie." — „Schickt Euren Mann! ich will mit ihm sprechen," sagte Herr Wagner. — „Er geht nicht gern in die Stadt und in die Häuser," sagte das Weib.

Und der gute Vater, der zuerst nicht gern gesehen, daß man das Zigeunerkind ins Zimmer gebracht, ging nun selbst in der eisigen Kälte vors Tor in die Scheune, wo man, mehr aus Furcht als aus Barmherzigkeit, die Zigeuner aufgenommen hatte, und bot dem Vater Lenchens an, das Kind bei sich zu behalten.

Abends in der Dämmerung kam der Zigeuner in des Kaufmanns Haus; er wollte nicht ins Zimmer, Frau Wagner führte das Kind zu ihm heraus. „Du willst sie behalten, schöne Mutter," sagte er, „du willst sie beschützen vor Kälte und Hunger? Gott

vergelte dir's! Ihre Mutter liegt weit, weit draußen in der Erde und die Hand der Fremden ist hart über dem Kinde; behalt' sie du!"

Mit dem Mädchen redete er in einer Sprache, die den Kindern, welche an der Türe lauschten, unverständlich war; aber sie verstanden das heiße Weinen, mit dem das Kind in des Vaters Arme stürzte; und wie er sie wieder und wieder auf seinem Arm in die Höhe hob, weinend küßte und umarmte, da begriffen sie, daß auch für diese armen, halb wilden Leute das Scheiden etwas Bitteres sei, und zogen sich ganz still zurück.

Endlich ging der Zigeuner. Lenchen blieb weinend auf dem Boden liegen; die Mutter ließ sie ruhig ausweinen und wehrte den Kindern, sich ihr zu nahen; später hob sie sie auf und trug sie ins Bett, wo sie sich bald in Schlaf weinte.

Lange dauerte der Jammer des Zigeunermädchens nicht. Die Kinder hatten ihr am Morgen eine ganze kleine Bescherung vor dem Bett aufgestellt: Klara eine Puppe zweiten Rangs, ihre Jungfer Pauline, die zwar ein zerstoßnes Näschen, aber dafür ein schönes, rotes Kleid hatte; Rudolf einige selbst angemalte Bilderbogen in sehr bunten Farben, und Heinrich ein hölzernes Dorf, noch recht schön erhalten, nur daß die Bäume nicht mehr stehen konnten und die Kirche den Turm verloren hatte. Lenchen schien allen Jammer vergessen zu haben und betrachtete vergnügt die kleinen Herrlichkeiten, bis die Mutter ihr rief, um sie anzuziehen.

Nach dem Frühstück las gewöhnlich die Mutter den Morgensegen. Diesmal legte sie zum Schluß das Buch beiseite, faltete die Hände und betete, wie ihr Herz sie trieb, mit etwas beklommener Stimme, aber aus vollem Herzen: „Lieber Heiland, du guter Hirte der Kinder, du hast dies Kind unter unser Dach geführt, so segne seinen Eingang und gib, daß ihm unser Haus zum Segen werde; hilf, daß wir ihm kein Ärgernis und böses Beispiel geben, so daß wir alle einander fördern mögen auf dem Wege zum Himmel!"

Lenchen hatte mit den anderen still und andächtig zugehört und immer auf die Lippen der Mutter gesehen, die ihr überhaupt

das Liebste und Wichtigste im Haus zu sein schien. Die Mutter küßte sie nun, der Vater gab ihr die Hand; und so war denn die kleine Zigeunerin als ein Kind des Hauses eingeführt.

3.

Es brauchte nicht zu lange, bis die kleine Wilde daheim war. Bei Fremden blieb sie noch scheu, unter den Hausgenossen aber zeigte sie sich bald als ein munteres, lustiges Ding. Frau Wagner führte sie selbst in die Schule, wo die anderen Kinder hoch aufschauten, daß das großgewachsene achtjährige Mädchen noch unter den ganz kleinen Kindern sitzen mußte. Mit dem Lesenlernen ging's nicht besonders schnell; auch Stricken, das die Mutter sie lehrte, war ihr etwas mühsam; desto besser aber begriff sie alles, was es im Haus zu tun und zu helfen gab. Katharina wollte sich lange nicht zufrieden geben, daß man die „wilde Katz" in das Haus genommen habe. Als aber die „wilde Katz" ihr einmal die ganze Holzstelle mit Holz füllte und fleißig kleine Scheiter spaltete für den Frühstücksherd; als sie ihr sogar in einem kleinen Geschirr Wasser herbeischleppen half und recht hübsch und glänzend Schuhe und Stiefel wichsen lernte: da versöhnte sie sich so allmählich mit ihr; doch hielt sie all' ihre Sachen sorgfältig vor ihr verschlossen und besah das Kind oft noch verdächtig von der Seite: „'s sind eben doch Schnurranten und Scheurenpurzler, sie geht gewiß noch einmal durch."

Lenchen hatte einen großen Trieb zur Nachahmung; was sie an anderen sah, mochte sie gar zu gern auch haben. Da nun Klara ein reinliches, geordnetes Mädchen war, so gewöhnte sie sich auch bald, sich hübsch und ordentlich zu kleiden; nur die Haare wollten sich lang nicht geben und hie und da fuhr sie noch zum Vergnügen der Kinder ungekämmt mit ihren struppen Haaren im Haus herum. Heinrich sprang ihr dann nach und rief: „Lenchen, Lenchen, Strobelkopf!"

Ein lustiges Leben führten die Kinder mit dem Zigeunermädchen; als der lange Winter vorüber war, als man in den Garten vor dem Tor gehen und im Freien spielen konnte, da

war die kleine Wilde erst recht an ihrem Platze. Ihr war es ein Kleines, auf Bäume zu klettern oder auf das spitze Dach des Gartenhauses und herunter zu hüpfen wie geflogen; sie watete in den Bach und fing Fische und Krebse mit der Hand, sie fürchtete sich vor nichts, und nichts schien ihr zu schaden. In der Schule war sie oft hinter kleineren Kindern zurück; da gefiel es ihr denn, im Springen und Laufen und Klettern es allen zuvorzutun. Die Kleider und Schürzen, zumal da es abgelegte von Klara waren, standen sich freilich nicht gut dabei; auf eine ernstliche Ermahnung der Mutter, der sie nie versuchte, ungehorsam zu sein, nahm sie sich aber mehr in acht; auch erhielt sie neue, starke Kattunkleider, die mehr aushalten konnten. Gewöhnlich pflegte sie, sobald sie aus der Stadt kam, Schuhe und Strümpfe auszuziehen und in ihre Tasche zu schieben, weil sie dann viel leichter und freier dahinlief; zu dem hübschen, rosenroten Sonntagskleidchen, das sie von Klara ererbt hatte, sah das dann freilich drollig aus.

Mit Heinrich war Lenchen ganz besonders gut Freund; den hatte man bisher bei größeren Spaziergängen meist zu Haus gelassen, da er bald müde wurde und zum Tragen doch zu groß und zu schwer war. Nun aber machte er sich, sobald er nicht mehr gehen konnte, an Lenchen und sagte leise: „Du, Lene, reiten!“ Die nahm ihn auf den Rücken und trug ihn lustig und unermüdet die längsten Wege; hüpfte und sprang auch dazu zu seinem großen Ergötzen, so daß er, wenn man ihn fragte, was Lenchen sei, schnell fertig antwortete: „Ein braves Hottogäule“.

„Wo ist denn der Wald?“ fragte Lenchen oft sehnsüchtig, wenn sie in den Garten oder in ein nahes Dorf spazieren gingen, „da ist ja immer kein Wald.“ — „Der Wald liegt dort,“ sagte Herr Wagner, „aber es ist mehr als eine Stunde hin; wenn er schön grün ist, dürft ihr einmal gehen und Erdbeeren suchen.“ Von da an blickte Lenchen alle Tage verlangend hinüber, ob die dunkle Wand, die man von den oberen Fenstern des Hauses sah, sich nicht bald grün färbe.

Endlich an einem schönen Feiertag war die ersehnte Erlaubnis zu dem Waldspaziergang gegeben. Rudolf machte darauf

Vorbereitungen, wie zu einer Reise um die Welt, packte schon tags zuvor seinen Ranzen und legte sein Stöckchen und den Strohhut zurecht; Klara hatte sich ein paar Freundinnen eingeladen und Rudolf seine Kameraden. Die Eltern waren verhindert, mitzugehen, und die Mutter war besorgt, sie allein ziehen zu lassen. „Man könnte ja der Katharina einmal die Freude machen," schlug Herr Wagner vor. Lenchen hörte das mit geheimem Schrecken, denn Katharina war ihr doch noch immer etwas feindlich gesinnt und fand alles „greulich unartig", was sie tat. „Katharine, Sie hat so wenig Erholung und kommt so selten ins Freie," sagte gütig Herr Wagner zu dieser; „nun begleite Sie diesmal die Kinder in den Wald; Sie hat seit Jahren nicht mehr gesehen, wie schön es draußen ist — damit Sie auch einmal einen guten Feiertag hat."

„Nein, Herr Wagner, selbiges tu' ich nicht," sagte Katharine trocken; „ich muß mich müd schaffen genug in der Woche; da ging mir's ab, auch am Feiertag in den Wald 'naus laufen. Das ist etwas für Schnurrantenleut'. Wenn ich einen guten Feiertag will, so geh' ich fein sachte ein bißchen hinaus und sehe, wie das Saatfeld so schön steht; dann setz' ich mich ein wenig in die Sonne und rede mit der Nachbarin, und les' hernach noch eine Predigt. Nichts für ungut, aber das mutet mir so ein christlicher Herr wie Sie gewiß nicht zu, daß ich am Sonntag auch noch in den Wald spazieren soll, wenn ich die ganze Woche geschafft habe."

Herr Wagner lachte, die alte Katharine hatte schon ein Recht, ihre Meinung zu äußern; Fritz, der Lehrling, wurde endlich gesetzt und vernünftig genug gefunden, um als Begleiter zu dienen. Das Mittagessen wurde früher eingenommen und mit gefüllten Körbchen und Taschen zog die kleine Schar recht fröhlich hinaus. Lenchen hatte einen runden, braunen Hut von Klara mit grünen Bändern, in dem sie ganz besonders stolz und glücklich war. Klara war recht gut und freundlich gegen Lenchen, die auch ihr alles zuliebe getan hätte; sie hatte ihre eigenen romantischen Ideen über das Zigeunerkind, und bildete sich ein, nach Geschichten, die sie schon gelesen, Lenchen müsse notwendig

ein gestohlenes Kind von vornehmen Eltern sein, obgleich die schwarzen Haare und braunen Wangen ihren Ursprung so deutlich anzeigten. Sie träumte sich recht schön aus, wie die Gräfin oder Prinzessin, der das Kind gehöre, sie endlich wiederfinden und im goldenen Wagen von ihnen abholen werde. Daß sie dann natürlich die beste Freundin der jungen Prinzessin werde, daß die fürstliche Mama sie und das ganze Haus mit prächtigen Geschenken überschütte — das gehörte mit zu dem reizenden Phantasiegemälde.

Ihr dürft darum Klara nicht für eigennützig oder lohnsüchtig halten; sie hatte ein gutes Herz, das von selbst dem verlassenen Kind freundlich begegnet wäre; aber nebenher mochte sie sich doch auch gern ausdenken, daß die gute Tat der Eltern noch glänzenden Lohn finde, wie das in so vielen schönen Geschichten steht.

Die Kinder traten in das kühle, hohe, grüne Gewölbe ein und die Mädchen stimmten das alte Waldlied an:

„Zum Wald, zum Wald, da steht mein Sinn
So einzig, ach, so einzig hin;
Da lebt man glücklich, frei und froh,
Und nirgends, nirgends lebt man so.“

Mit Jubel, Lachen und Singen kamen sie zu dem schönen, freien Platz im Walde, wo man beschloß, später zu schmausen. Der gutmütige Fritz erbot sich, bei den Mundvorräten Wache zu halten, so lange die andern sich im Walde tummelten. Rudolf hatte eine schallende Trompete bei sich, die als Jagdhorn das zerstreute Volk wieder zusammenrufen sollte, und nun liefen sie lustig wie Rehlein nach allen Seiten hinaus, um Erdbeeren und Waldblumen zu sammeln.

Lenchen war wie ausgetauscht, sobald sie den Wald betreten hatte. Sie sprang und rannte wie toll zwischen Bäumen und Büschen umher, und als die Knaben auf einem hohen Eichbaum ein Eichhörnchen entdeckten, kletterte sie wie eine Katze hinauf und faßte es am Schwanze. Die Knaben erhoben ein Jubelgeschrei und wurden fast neidisch, daß ein Mädchen so viel besser

und flinker klettern konnte als sie. Das Eichhörnchen biß Lenchen den Finger blutig; sie achtete es nicht sehr, wickelte ihre Schürze um das wilde Tierchen und sprang herab. Wohin nun mit der kostbaren Beute? Rudolf, der immer mit Vorräten versehen war, zog eine lange Schnur aus der Tasche, um es anzubinden. Lenchen aber schrie: „Nein, ihr würdet es ja erwürgen!“ Endlich fiel ihr ein, man könne das Tierchen in den Korb tun, in dem man die Eßwaren herausgetragen. Rudolf stieß in sein Jagdhorn, und die kleine Gesellschaft, die noch nicht weit auseinander war, versammelte sich auf dem Rasenplatz, um den Fang zu bewundern.

Das erbeutete Eichhörnchen wurde mit Jubel begrüßt, der Korb geleert und das Tierchen hineingesteckt; da nun aber die schönen Lebensmittel, Weißbrot, Butter und Wurst, schon ausgepackt waren, so beschloß man, lieber gleich Tafel zu halten. Klara, die gar gerne das kleine Hausmütterlein spielte, ordnete alles auf dem grünen Rasen. Aus den Ranzen wurden noch kleine Krüge mit Apfelmost ausgepackt. Fritz hatte einen zinnernen Becher in der Tasche und bald begann eine äußerst fröhliche Tafelrunde. Die kleine Gesellschaft wurde ungemein lustig; Rudolf begann sogar zu singen: „Ein freies Leben führen wir!“ und sie hätten gar zu gern angestoßen, wenn sie nicht bloß einen einzigen Becher gehabt hätten.

Endlich aber mahnte Klara doch daran, daß man eigentlich Erdbeeren suchen wolle; sie erhoben sich und Klara räumte sorgfältig die Speisereste zusammen, was sehr bald geschehen war. Fritz übernahm wieder das Wächteramt und das geschah ihm gar nicht sauer; er war ein bißchen bequem, der gute Fritz, er mochte so gern lesen. Da legte er sich denn recht behaglich unter einen Baum, zog ein schönes Buch aus der Tasche, versprach auf den gefangenen Hansel gut acht zu geben und beneidete die wilde, kleine Schar gar nicht, die sich wieder in die Büsche zerstreute; Lenchen hatte sich vorher schon von den anderen entfernt.

Fritz saß und las die Geschichte einer merkwürdigen Seereise, und es war recht angenehm zu hören von schauerlichen Meerstürmen, fernen Insellanden und wilden Völkern, während

er so weich auf grünem Rasen lag, der Baum über ihm säuselte und die munteren Vöglein sangen. Endlich aber, als der kühne Reisende glücklich einem schweren Schiffbruch entronnen war und sich ans Land gerettet hatte, fielen ihm doch seine jungen Mitreisenden ein, die nun schon lange auf dem Erdbeersuchen fort waren. Rudolf hatte das kostbare Jagdhorn mitgenommen; Fritz aber hatte eine gute Lunge und schrie ärger als ein Nachtwächter, so daß alsbald von allen Seiten die kleine Schar herbeikam, ganz ängstlich, warum denn der Fritz so entsetzlich geschrien. „Sind Räuber da?“ fragte Rudolf, der sich für diesen Notfall schon einen Haselstock mitgenommen. „Hat dich ein Wolf gebissen?“ fragte Klara. — „Nein, nein,“ sagte Fritz beruhigend; „aber ich denke, wir sollten heim, es wird spät, sonst könnten Räuber und Wölfe erst noch kommen; bringt ihr mir nicht auch Erdbeeren? Das war kein kleines Geschäft für mich, alle die Sachen da und noch dazu das wilde Eichhorn zu hüten.“

„Du armer Fritz, du siehst ganz angegriffen aus,“ sagte lachend Klara; „komm, da hast du mein Binsenkörbchen mit Erdbeeren.“ Rudolf hatte die seinigen in seiner Mütze, wo sie, da sehr reife darunter waren, einen schönen Matsch gegeben hatten; die übrigen, die zum Teil nicht gar viel gefunden hatten, trugen sie auf großen Blättern.

Klara ordnete die schönsten auf dem grünen Porzellanteller, auf dem die Butter gewesen, um sie der Mutter mitzubringen; die andern wurden zu dem Rest Weißbrot geschmaust, und nun rüstete man sich zum Abzug. „Wer soll den Korb tragen mit dem gefangenen Hansel?“ — „Fritz,“ rief eines, „der ist der stärkste!“ — „Nein, Lenchen,“ rief das andere, „die ist die keckste!“ Ja, Lenchen — wo war Lenchen? Niemand hatte sie gesehen, seit sie früher als die anderen vom Rasen aufgestanden war. Man suchte sie, man rief nach ihr, Fritz schrie mit seiner allerlautesten Löwenstimme, Rudolf stieß in die Trompete — alles vergeblich! Fritz, dem die Mutter all die Kleinen übergeben hatte, bestand nun darauf, daß man ohne sie umkehre, und lieber einen Mann, der des Waldes kundig sei, nach ihr ausschicke; die Kinder fügten sich unwillig, sie wären gar zu gern ein bißchen im Wald verirrt.

So zogen sie denn heimwärts, viel stiller und weniger lustig, als sie ausgezogen, obgleich die Mädchen schöne grüne Kränze um die Hütchen, und die Buben Eichenbüschchen auf den Mützen trugen. Als man aber sorgsam den Korb mit dem gefangenen Eichhörnchen aufheben wollte — siehe, da war der Deckel offen und der Hansel fort! Während Fritz ihn so vortrefflich und mit so großer Anstrengung gehütet, hatte das Tierchen den Korbdeckel von innen aufgeknuppert und war auf und davon gesprungen, ohne erst um Erlaubnis zu fragen. Es war zuerst ein großer Jammer, und wenn Fritz nicht schon seine Erdbeeren gehabt hätte, so würde er keine mehr bekommen haben für seinen Wächterdienst, den er so fahrlässig versehen — doch vergaßen sie bald wieder das Eichhörnchen über den schauerlichen Vermutungen, welche sie über Lenchens Geschick aufstellten, die sie sich im tiefsten Walde verirrt, unter Räubern oder von Wölfen zerrissen vorstellten.

Es war schon dunkel, als sie heimkamen. Die Mutter war sehr besorgt geworden um die Kinder, und der Vater, der überhaupt kein Freund von Waldspaziergängen war, ärgerlich über die ganze Geschichte. Mit großem Eifer und höchster Wichtigkeit erzählten nun gleich alle durcheinander die Geschichte von dem vermißten Lenchen.

Katharine, die den Bericht mit angehört, fand das ganz natürlich. „So geht's mit solchen Schnurranten," sagte sie; „nun ist sie aus dem Gröbsten herausgezogen und neu gekleidet, jetzt geht sie durch!" — „Das ist's mit diesem Waldgeläufe der Kinder," sagte verdrießlich Herr Wagner; „nun muß man noch fremde Leute aufbieten und nach dem Mädchen streifen! man kann sie nicht draußen verkommen lassen."

Diesmal aber war die Mutter ruhiger. „Das Mädchen ist gesund, von Kind auf des Waldlebens gewöhnt und weiß sich zu helfen," sagte sie; „eine Nacht im Walde, ob sie sich nun zufällig oder absichtlich verirrt hat, macht sie noch nicht krank; wilde Tiere und gefährliche Stellen gibt's nicht draußen. Morgen in der Frühe, denke ich, sendet man einen Boten, um auf den Höfen hinter dem Wald nach ihr zu fragen, wenn sie nicht vorher selbst kommt."

Den Kindern war das nicht lieb, sie hätten viel lieber einen großartigen Streifzug mit Fackeln gehabt; es dünkte ihnen fast nicht recht, daß die Mutter es nicht wichtiger aufnahm. Endlich gingen die fremden nach Haus; die eigenen tranken guten, warmen Tee, den die Mutter bereit gehalten, und gingen zu Bett, wo sie nach dem weiten Gang bald fest und gesund schliefen. Der kleine Heinrich, der auch die Geschichte von dem verlorenen Lenchen gehört, weinte heiße Tränen, daß die Bären seine Lene gefressen, und schlief am Ende unter lauter Weinen ein.

Die Mutter allein blieb lange, lange wach. Sie war bekümmert um das vermißte Kind und betrübt, weil sie seine Entfernung für eine freiwillige hielt, weshalb sie sie auch nicht hatte mit viel Aufsehen suchen lassen wollen; spät erst kam sie zur Ruhe, nachdem sie das irre Schäflein recht von Herzen in die Hut des treuen Hirten empfohlen hatte, dessen Augen weiter sehen als die unsrigen.

4.

Frau Wagner war immer die erste im Haus, die früh vor Tage wach war und die Hausgenossen weckte. Eben hatte sie unten an Fritzens Kämmerchen geklopft, bei dem das Aufstehen etwas herb ging, und öffnete nun die Haustüre; sieh, da kauerte etwas auf der Schwelle. „Lenchen!" rief sie erschrocken. Es war Lenchen, erfroren von der kühlen, durchwachten Nacht, betäubt und erschöpft; sie sah sie nur mit ganz matten Augen an, und sagte leise: „Mutter, darf ich noch herein?"

„Komm, komm! ei du dummes Kind, wo läufst du herum?" sagte gutmütig die Mutter und führte das zitternde Mädchen eilig die Treppe hinauf in das Oberstübchen, wo Klara noch fest schlief; sie entkleidete sie, legte sie zu Bett und deckte sie sorgsam zu. „So, so, nun bleib' fein ruhig!" sagte sie sanft, „ich will dir warme Milch machen." Lenchen ließ ganz still alles mit sich anfangen; als die Mutter fort war, steckte sie ihr Haupt ins Kissen und weinte bitterlich. Die Mutter brachte warme Milch, und als das immer noch schaudernde und frierende Kind davon getrunken, deckte sie sie wieder gut zu und sagte: „So, nun schlaf' nur!" —

und bald schlief Lenchen so fest und tief, wie nur ein Kind schlafen kann.

Klara und Rudolf erwachten heute etwas spät, der kleine Heinrich zuerst, und sein erstes Wort an die Mutter war wieder: „Mutter, ist's wahr? ist das Lenchen im Wald verloren gegangen? und haben sie die Wölfe und Bären gefressen?"

„Komm, ich will dir Lenchen zeigen," sagte die Mutter, „die Engelein haben sie wieder heimgeführt." Und sie nahm ihn hinüber in das Schlafstübchen. „Bist wieder da, Lene!" rief der kleine Bursche in lauter Freude, kletterte auf das Bett und zupfte sie am Haar, daß sie mit einem Schrei aufwachte; ihre schwarzen Augen wurden aber bald hell, als sie in die lustigen Augen ihres kleinen Lieblings sah, der fröhlich rief: „Lene ist wieder da! das sind aber brave Wölf', daß sie dich nicht gefressen haben!"

Nun erwachte auch Klara und kam Rudolf herbei, und es war große Freude und Verwunderung über Lenchens Rückkehr, und daß sie nicht von Räubern gestohlen und nicht von Wölfen gefressen worden.

Die Mutter hieß sie noch im Bett bleiben; erst als die anderen Kinder und die Leute ihr Frühstück hatten, setzte sie sich wieder an ihr Bett, um nun zu hören, wie es ihr denn eigentlich gegangen.

Lenchen, die sonst nie sehr mitteilend war, war mit einemmal ganz weich und zutraulich geworden und hatte immer Tränen in den Augen. „Ach, siehst du," sagte sie auf die sanfte, ernste Frage der Mutter, „ich will dir alles sagen. Als wir in den Wald kamen und es war so grün, und die Bäume rauschten, da war mir's auf einmal, als sei ich jetzt erst wieder daheim, und ich hätte überall hinaus und hinauf springen mögen. Es fiel mir alles wieder ein, wie's allemal so schön und so lustig gewesen ist: unsere großen Feuer im Wald, und wie ich mit den anderen Kindern herumgesprungen, und mein Vater fiel mir ein, wie er so traurig gewesen, als er von mir fortging. Da habe ich ganz vergessen, was ich Gutes und Freundliches von euch gehabt; ich dachte: ihr alle habt mich doch nicht so recht lieb, ich gehöre eben in den Wald. Da bin ich denn gesprungen und gesprungen, so weit ich gekonnt,

daß mich niemand mehr finden soll, und wollte meinen Vater suchen. Aber es ist Nacht worden und kalt, und war so grausig, so allein bin ich doch zuvor nicht gewesen; da lief ich fort und immer fort. Endlich kam ich heraus aus dem Wald, ich weiß nicht wo; es war ein Bauernhof und brannte noch Licht; wie ich aber hinwollte und bitten, daß man mich aufnehme, da bellte ein großer Hund ganz erschrecklich, und ich weiß, daß ein Hund einmal meinen Vater arg gebissen hat. So habe ich mich gefürchtet und bin gesprungen fort und fort, bis auf die Straße und bis hierher ans Haus; aber ich war nicht so keck, daß ich klopfte. Da blieb ich auf der Schwelle sitzen, und es hat mich sehr gefroren."

„Und glaubst du immer noch, daß wir dich nicht lieb haben?" fragte die Mutter mit ihren freundlichen Augen.

„Nein, der Heinrich hat mich lieb," versicherte Lenchen freudig, „ich hab's gesehen an seinen Augen; die anderen auch — und du. Aber —" fuhr sie leis und nachdenklich fort, „so recht gern kannst du mich doch nicht haben wie deine schönen, weißen Kinder; ich bin so schwarz und so wild." — „Ich habe den Heiland lieb," sagte ruhig und sanft die Mutter, „und wie du so erfroren zu uns kamst, da dacht' ich, der Heiland, der alle Kinder lieb hat, habe dich vor unsere Tür geschickt, daß wir dich behalten und ein braves Mädchen aus dir machen sollen, das einmal in seinen schönen Himmel kommt. Darum haben wir dich aufgenommen und darum wollen wir dich lieb haben, wenn du brav bist und nicht wieder fortläufst."

„Ich geh' nicht wieder," rief Lenchen weinend, und legte ihr schwarzes Köpfchen auf der Mutter Hände, die ihr sanft über die Stirne strich und sagte: „Ja, sei nur fromm und folgsam!"

Von da an war es erst, als ob Lenchen recht zum Hause gehörte; besonders war sie der Mutter ergeben und folgsam wie ein treues Hündlein; in den Wald aber wollte sie lieber gar nicht wieder.

Die Mutter freute sich, daß Lenchen immer mehr sich brauchbar, willig und geschickt zeigte; selbst Katharine konnte nicht leugnen, daß sie flink und gewandt sei, brummte aber wieder: „Das hat sie noch von dem Seiltänzerwesen her." Katharine ließ sich

nämlich nicht nehmen, daß Zigeuner und Kunstreiter, Seiltänzer und Komödianten, alle ein und dasselbe seien: alles Schnurranten und Scheurenpurzler!

5.

Hier und da lebte freilich das alte, wilde Zigeunerkind noch in Lenchen auf. Die Mutter hatte sie einmal in den Garten geschickt, um Gemüse zu holen; wer aber nicht heimkam, das war Lenchen. Endlich sandte man Heinrich, der ihr immer ein sehr guter Kamerad war, um sie zu suchen. Der Garten war nicht verschlossen, die Gemüse lagen bereit, aber kein Lenchen weit und breit. Endlich hörte er hoch von dem alten Nußbaum herunter singen:

„I bin vom Wiesental,
Mi kennt mer überall
Daß i a schwarze Zigeunerin bin."

Nun ja, da saß Lenchen hoch oben auf dem Nußbaum, aß rohe Rüben und sang dazwischen!

„Lenchen, komm herunter!" rief Heinrich.

„Kann nicht!" rief sie herab.

„Warum denn nicht?"

„Drum sitz' ich schon so lang da oben, und es ist so schön und auf dem Boden ist's langweilig."

„Aber die Mutter wartet auf dich!"

„Gerad' deswegen; es ist so bös von mir, daß ich nicht das Gemüs heimgebracht habe; jetzt geh' ich lieber gar nimmer heim."

„Aber dann wird die Mutter wieder so bekümmert wie damals, als du im Wald geblieben bist."

„Geh' nur, nimm das Gemüse und bring's der Mutter heim!" rief Lenchen traurig herunter.

Der gute Heinrich wußte sich nicht zu helfen, packte das Gemüse zusammen und ging heim, um die Mutter zu holen. Sobald er aber den Rücken wandte, schlüpfte Lenchen flink wie ein

Kätzchen vom Baum herunter, stieg über den Zaun, rannte nach Haus und in die Küche, wo die Mutter stand. „Mutter, o Mutter, sei nur nicht böse, ich bin so dumm gewesen, es war so schön auf dem Baum!" Die Mutter verstand nicht, was sie wollte und warum sie leer kam; da kam Heinrich von der anderen Seite herbeigesprungen: „Mutter, draußen sitzt Lenchen auf dem Nußbaum und will gar nicht mehr herunter; komm doch nur und hol' sie!" Wie erstarrt blieb er stehen, als das Lenchen vom Nußbaum gesund, frisch und lachend vor ihm stand; auch die Mutter lachte und konnte nicht mehr böse sein.

Der Sommer verging, im Herbst getraute man sich doch wieder, Lenchen mit in den Wald zu lassen. Da war sie unübertrefflich im Entdecken der Haselnußbüsche; auch verstand sie prächtig, Feuer anzuzünden, um welche die Kinder in heller Lust sich lagerten. Das Zigeunermädchen wurde durch ihre Gefälligkeit und Gewandtheit ganz berühmt unter den anderen Kindern. Als sie aber einmal vorschlugen: „Jetzt wollen wir Zigeuner spielen; du, Lenchen, kannst die alte Zigeunermutter sein, am Feuer sitzen und Katzen braten; nicht wahr, die Zigeuner essen gebratene Katzen?" — da wurde sie böse und betrübt; sie wollte das Zigeunerleben nicht zum Spott machen lassen.

6.

Von ihrem früheren wilden Waldleben, von ihrem Vater und dem kleinen Brüderchen, das erfroren war, redete sie mit niemand, als hier und da mit der Mutter, zu der sie am meisten Liebe und Zutrauen hatte.

„Jetzt wird's kalt draußen," sagte sie leise zu ihr, als am ersten November, während es gräßlich stürmte, die Kinder das Bratäpfelfest feierten und mit Jubel warteten, bis die Äpfel im Ofen mit Zischen anzeigten, daß sie fertig seien. „Juheh, jetzt wird's bald Christtag!" rief Heinrich, „da freu' dich, Lenchen! Mutter, kommt das Christkind auch zu Lenchen?" — „Gewiß, wenn sie fromm und brav und folgsam ist," sagte die Mutter. — „Freu' dich, Lene!" wiederholte er, „freust du dich auf den Christ-

tag?" — „Den Christtag?" fragte Lenchen, „was ist da?" — „Ich, die weiß nicht, was am Christtag ist!" rief triumphierend Heinrich, „und sie ist doch schon so groß!" — „Ach ja, ich weiß schon," sagte Lenchen etwas beleidigt, „es ist ein Fest, da backen sie auf dem Dorf große Brezeln und oft auch Kuchen. Eine gute Bäckersfrau hat mir einmal einen großen, braunen Lebkuchen geschenkt und hat gesagt: Da, Kind, daß du auch weißt, daß Christtag ist."

Erstaunt drängten sich die drei Kinder um das arme Lenchen, die nicht wußte, was Christtag ist und wollten ihr das alle zusammen begreiflich machen; die Mutter wehrte ihnen sachte. Aus ihrem Munde hatte Lenchen schon vieles gelernt aus dem heiligen Buche, das dem armen Kinde seither so ganz verschlossen geblieben war, und die Kinder vom Hause, die das alles früh von Jugend auf gewöhnt waren, hatten oft kaum begriffen, wie Lenchen so entzückt mit glänzenden Augen auf die Bibelgeschichten horchen konnte, die sie schon gar lange wußten. So wußte nun Lenchen von der Mutter und vom Lehrer, daß der Heiland als ein Kind auf die Welt gekommen sei, um allen Armen und Betrübten zu helfen; um denen, die keine Freude auf der Erde haben, den Weg zu dem schönen, seligen Himmel zu öffnen: sie hatte es gehört und mit ihren großen, schwarzen Augen die Mutter dazu verwundert angeschaut — begreifen hatte sie es nicht können.

Nun kam der Weihnachtsabend. Die Kinder waren beisammen in der Kinderstube; sie konnten nicht spielen und nicht lesen, es war nur ein fröhliches Herumgetrampel und erwartungsvolles Flüstern. Lenchen hatte ihren Kopf ans Fenster gedrückt und sah hinaus in die winterliche, kalte Nacht. Es war stockfinster draußen, und der Schnee rieselte in dichten Flocken herunter; sie mußte an ihren Vater denken, wo in aller Welt er nun wohl herumirre: es war ihr gar traurig ums Herz, sie konnte die Freude der anderen nicht verstehen. Wohl fiel ihr ein, was die Mutter ihr von dem Heiland erzählt hatte, der gekommen sei, zu suchen, was verloren ist, aber sie konnte es immer noch nicht glauben. „Mein Vater weiß ja gar nichts vom Heiland und will auch nichts von ihm," seufzte sie bei sich.

Da hörte man drüben aus der geöffneten Türe des Wohnzimmers die Mutter den Choral spielen:

„Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren!"

Das war das Zeichen, daß man kommen dürfe; jubelnd stürzten sich die Kinder hinüber. Lenchen, sonst die lauteste und wildeste, schlich diesmal leise nach; — es war so wunderbar, wie der helle Lichterglanz ihr entgegenströmte. Die Kinder des Hauses achteten nicht viel auf den Weihnachtsbaum, jedes suchte seinen Tisch und verkündete mit Jubelgeschrei seine Geschenke. Lenchen sah nichts als den hohen, dunkelgrünen, lichtstrahlenden Baum; darunter stand ein schönes, hohes Christusbild in weißem Alabaster: der Herr, wie er segnend seine Hände breitet über Kinder, die zu seinen Füßen knien; es war dies das wertvolle Geschenk eines fernen Onkels der Frau Wagner, und die alljährliche Zierde des Weihnachtstisches. Lenchen blickte hin wie verzückt mit leuchtenden Augen. Von dem freudigen Blick auf die eigenen Kinder wandte sich die Mutter zu dem fremden Kinde: „Nun, Lenchen, wollen wir mal deine Sachen suchen," sagte sie freundlich; da blickte das Kind sie an, drückte das Köpfchen fest, fest an sie und sagte mit heißem Weinen: „Oh, ich weiß jetzt, ich glaube es, daß der Heiland auf die Welt gekommen ist!"

„Auch zu dir ist er gekommen," sagte die Mutter mit sanfter Stimme, „und er hat's uns ins Herz gegeben, daß wir dir Freude machen sollen." Mit kindlicher Lust freute sich nun Lenchen an der schönen Puppe, der Küche und den warmen Kleidchen, die ihr das Christkind beschert; aber tief und mächtig über alles blieb ihr der erste wunderbare Eindruck des Weihnachtsbaums.

7.

So wuchsen die Kinder allmählich heran. Klara wartete jetzt nicht mehr auf die Zeit, wo eine fremde Gräfin kommen und das geraubte Lenchen in Glanz und Herrlichkeit heimführen werde; jedermann, selbst Katharine, hatte sich gewöhnt, sie als Glied des Hauses anzusehen; auch den Vater, dem ihr wildes, lebhaftes

Wesen lange zuwider gewesen war, hatte sie durch ihre Gefälligkeit und pünktlichen Gehorsam gewonnen. Sie hatte großen Respekt vor ihm und war ganz glücklich, wenn er sie zu kleinen Dienstleistungen im Laden verwendete, zu denen Klara immer etwas vornehme, spitzige Fingerchen machte.

Klara war nun ein erwachsenes Mädchen, hübsch, schlank und groß, und bildete mit ihrer weißen Haut, ihren blonden Haaren und blauen Augen einen eigenen Kontrast gegen Lenchen, die zwar etwas gebleicht war und mit ihren glänzendschwarzen Zöpfen und hellen Augen auch gar nicht übel aussah, die aber doch das Zigeunerkind nie ganz verleugnen konnte. Die beiden paßten gut zusammen. Klara war sehr ordnungsliebend und fleißig, aber sie liebte die Ruhe; nichts war ihr lieber, als ungestört bei ihrem Buch oder an ihrem Nähtisch zu sitzen; Lenchen dagegen zog alle beweglichen Geschäfte vor und tummelte sich am liebsten in der Küche, in Haus und Garten. Die Mutter, die von zarter Gesundheit war und oft fürchtete, daß sie nicht lange bei den Ihrigen bleiben dürfe, überließ ihnen, sich in die Geschäfte zu teilen, und freute sich, durch ihre Töchterlein mancher Arbeit enthoben zu sein.

Eines Abends kam sie müde und krank vom Garten heim und mußte sich zu Bett legen, so wenig sie gewöhnt war, sich nachzugeben; sie hatte Fieber, und der Arzt empfahl ihr große Ruhe. Klara übernahm ihre Pflege; Lenchen, die dazu für zu jung und zu flüchtig galt, sollte die Geschäfte draußen mit Katharine besorgen und den ungestümen Heinrich in Ruhe halten. So oft sie konnte, kam sie wenigstens auf die Schwelle des Krankenzimmers, glücklich, wenn sie nur den kleinsten Dienst besorgen durfte. Der Vater war verreist, Rudolf auf der Universität; um so ängstlicher besorgt war Klara, daß die Mutter gut verpflegt werde. Sie wollte nachts bei ihr wachen; das gab aber die Kranke nicht zu, die nie gewöhnt war, Rücksicht auf sich selbst zu nehmen. „Leg' dich ins Bett in meinem Zimmer, Kind!" sagte sie, „so bist du in meiner Nähe, wenn ich etwas brauche." Klara legte sich, mit dem festen Vorsatz, gar nicht zu schlafen; aber — sie war jung, gesund und müde, und während sie ängstlich lauschte auf die

kurzen, heißen Atemzüge der Mutter, schlief sie fest und tief ein. Die Kranke schlief nur einen unruhigen, unterbrochenen, fieberhaften Schlummer; nach einer Stunde erwachte sie mit quälendem Durst. „Klara, Kind, Wasser!“ stieß sie heiser heraus, aber die gute Klara lag im ersten Schlaf und hörte sie nicht. Da stand leise, wie ein Geist, das braune Lenchen an ihrer Seite mit frischem Wasser, es war, als ob sie aus dem Boden geschlüpft sei; sie blieb am Bette, um jeden kleinen Wunsch der Kranken erfüllen zu können, die endlich ruhiger wurde. Als Klara gegen Morgen erschrocken im Gefühl einer Versäumnis aufwachte und ängstlich nach der Mutter hinübersah, da lag diese auch in sanfterem, natürlichem Schlummer, und neben dem Bett auf dem Boden saß das braune Lenchen, das, überwältigt vom Schlaf, da zusammengesunken war. Sie hatte nicht gewagt zu bitten, daß man sie die Nacht bei der Mutter lasse; aber sie hatte ihre Matratze heimlich am Fußende des Bettes auf den Boden gelegt, um da zu bleiben. Verwundert erwachte sie, als Klara versuchen wollte, sie auf die Matratze zu legen. „Ich — ich wär' nur so gern dageblieben,“ sagte sie entschuldigend, als ob sie etwas Böses getan hätte. „Oh Lenchen, du einfältig Lenchen,“ sagte die Mutter, als sie später bei ihrem Aufwachen erfuhr, wer sie in der Nacht erquickt hatte, „warum fürchtest du dich? — du bist ja auch mein Kind. Du kannst dem Vater noch eine gute, treue Pflegerin werden, wenn ich nicht mehr da bin, und auch Klara vielleicht vom Vaterhaus weggezogen ist,“ setzte sie leise in wehmütiger Ahnung hinzu.

Wie helles Licht und warmer Sonnenschein drangen diese Worte in die Seele des Zigeunerkindes.

8.

Der Mutter Genesung wurde mit einem festlichen Kaffee in der großen Gartenlaube gefeiert. Es war Herbst und die Ranken der wilden Rebe hingen purpurrot in reicher Fülle über dem welkenden Grün des Jasmins. Klara hatte ihre Kochkunst in einem königlichen Gugelhopfen verherrlicht; Lenchen saß bei einem

lodernden Feuer vor der Laube, zwar nicht hinter einem Kessel mit Katzen, aber doch hinter dem Kessel mit Kaffee, den sie ganz vortrefflich zu behandeln verstand; ihrem braunen Gesichtchen stand die helle Freudenröte wohl an, mit der sie die genesene Mutter betrachtete. Der Papa hatte sich auch vom Geschäfte losgemacht; die jungen Herren, die daheim des Ladens warten mußten, und Katharine, die das Haus hütete, waren bereits mit Festkaffee und Brezeln versorgt; denn die Mutter konnte nur vergnügt sein, wenn sie alle bedacht und befriedigt wußte. Rudolf hatte Ferien; auch Fritz, der ehemalige Lehrling, der damals das Eichhörnchen und die wilde Lene im Wald so gut gehütet, hatte längst ausgelernt und war eben auf einer Geschäftsreise als Gast da, um nun die Festfreude zu teilen. Herr Wagner hatte heute einmal die Geschäftsmiene abgelegt und blickte so recht vergnügt seine gute, treue Frau an, die von den emsigen Mädchen zur Ruhe gesetzt, noch etwas blaß und müde, aber mit heiterem Lächeln den kleinen Kreis überschaute.

Lenchen hatte den Kaffee kunstgerecht vollendet, auf dem Tischchen vor der Laube eingeschenkt, und bot ihn nun herum. „Na, braunes Kätzchen,“ sagte der Vater in seiner allerbesten Laune, „du gehörst auch dazu: da, macht Platz für sie! Darfst nicht wieder auf einen Eichbaum davonklettern!“ In dem frohen, dankenden Blick, mit dem Lene zu ihm herübersah, tauchte eine leise Wehmut auf; die Güte des neuen Vaters mahnte sie an ihren eigenen Vater, den sie nicht vergessen hatte und von dem sie nie mehr gehört seit jenem Wintertage.

In dem Augenblick ließ sich ein eigentümlicher, durchdringender Pfiff hören. Verwundert schaute die heitere Gesellschaft um sich; Lenchen aber war todesbleich geworden, die Tasse in ihrer Hand klirrte, ihr Auge schaute starr und gespannt nach der Richtung, woher der Ton kam. Noch einmal ertönte das Pfeifen und rasch wie ein Pfeil schnellte Lenchen auf und davon aus dem Garten. Erstaunt blickten ihr die anderen nach. „Sie wird bald wiederkommen, es kann gerade nichts Besonderes sein,“ meinte Klara; aber sie kam nicht wieder, und Heinrich ward endlich auf Kundschaft ausgeschickt, um nach ihr zu sehen.

Unweit vom Garteneingang, den man von der Laube aus nicht sehen konnte, war ein kleines Gehölz; dort auf der Bank saß ein verwildert aussehender, alter Mann, dessen weiße Haare seltsam abstachen gegen das schwarzbraune Gesicht; vor ihm lag Lene auf den Knieen und hatte ihr Gesicht auf seinem Schoß liegen; der rauhe, wilde Mann streichelte mit eigentümlicher, rührender Zärtlichkeit ihre glänzenden Haare. Heinrich, nun ein flotter Gymnasiast, stand zuerst wie versteinert; eine eigene Scheu hielt ihn ab, Lenchen zu rufen oder näher zu treten; er rannte wieder in die Laube zurück und rief: „Drunten im Wäldchen sitzt ein wilder Räuber oder Zigeuner, und Lene kniet bei ihm und weint.“ — „Das ist ihr Vater!“ sagte Frau Wagner, mehr erschrocken als erfreut. — „Ich muß gestehen,“ bemerkte ihr Mann etwas verdrießlich, „das kommt mir ungeschickt. Es ist jetzt mit dem Mädchen besser gegangen, als man gehofft; da war ich immer froh, daß der Alte nichts von sich hören ließ.“ Die Mutter ging leise hinaus und hinunter zum Wäldchen. Vater und Kind saßen beisammen, das reinliche, zierlich gekleidete Mädchen angelehnt an den rauhen, zerlumpten Mann, ihre Hand in der seinen; sie sprach kein Wort, er betrachtete sie nur fort und fort. Lenchen blickte auf und sah die Mutter. „Mein Vater ist da,“ sagte sie zu ihr mit fast wehmütigem Ton; die andere“ (sie hatte die Stiefmutter nie Mutter genannt) „die andere ist gestorben und er ist jetzt allein auf der Welt.“ — „Guten Abend,“ sagte Frau Wagner freundlich zu dem Mann; er nahm seine Mütze ab und nickte mit dem Kopf. „Geh' hinein ins Haus, Lene,“ sagte die Mutter, „ und hole deinem Vater einen frischen Trunk! er wird durstig sein, oder — nimmst du ihn lieber mit dir hinein? ihr könntet in dem unteren Stübchen beisammen sein.“ Sie sagte das etwas zögernd, weil sie doch nicht wußte, ob das hübsch gekleidete Mädchen, die fast als Tochter vom Hause gehalten war, sich nicht schämen würde, am hellen Tage mit dem verwilderten Zigeuner zu gehen. Das schien Lenchen gar nicht einzufallen. „Komm, Vater!“ sagte sie und stand mit ihm auf. Die Mutter gab ihr die Schlüssel; sie verstand nicht recht, warum das Mädchen sie beim Gehen mit einem so unbeschreiblich traurigen

Blick ansah. Sie kehrte zu den anderen in die Laube zurück, aber niemand mochte mehr viel reden; das unerwartete Ereignis lag wie ein Druck auf allen.

Katharine, die immer älter, immer getreuer und immer wunderlicher wurde, war nicht in der besten Laune, als die Kaffeegesellschaft gegen Abend nach Hause kam. „So, ich bin froh, daß der Herr kommt," brummte sie, „ich fürcht' mich mit dem Schlowaken da allein im Haus; hab' auch den Herren im Laden gesagt, daß sie alles gut schließen; wo eines ist von solchem Volk, da sind immer auch mehr. Ich bin gleich vorher erschrocken, wo er hergekommen ist und hat nach der Lene gefragt; hätt's ihm lieber nicht gesagt, daß sie im Garten ist." — „Wo ist Lene?" fragte Frau Wagner. — „Drunten sitzt sie bei ihm im Stübchen und hört und sieht sonst nichts; hab' ich mich fast tot geplagt, bis ich das Mädchen ein bißchen hergezogen hab', kommt jetzt der Schnurrant und bringt sie wieder ganz und gar aus dem Gleis. Ich tät mich ja zu Tod schämen, wenn so ein Heidentürk mein Vater wär'." Frau Wagner mußte lächeln; Katharinens Verdienste um Lenchens Erziehung waren wirklich nicht so groß, höchstens hatte sie sie in der Geduld geübt.

Sie dachte, es sei am besten, Vater und Tochter noch allein zu lassen, und schickte nur dem alten Mann etwas zur Stärkung und Erfrischung; erst später ging sie hinunter, um mit ihm zu reden. Er war voll Danks für alles, was sie seinem Kinde getan hatte; aber er versank in ein trübseliges Stillschweigen, so oft er Lenchen ansah.

Als Frau Wagner wieder oben allein im Zimmer war — während Klara von Rudolf im Nebenzimmer die neuesten schönsten Studentenlieder spielen und singen lernte — da kam Lene leise herein; sie setzte sich, wie sie gern tat, auf den Schemel zu der Mutter Füßen und sah sie traurig an. „Mutter," fing sie endlich an, „ich muß fort." — „Was fällt dir ein?" fragte die Mutter erschrocken. — „Ich muß fort," wiederholte sie betrübt; „mein Vater ist allein auf der Welt, der hat niemand, der ihn lieb hat." — „Aber du kannst nicht daran denken, wieder in ein

herumstreifendes Zigeunerleben zurückzukehren!" — „Ich muß doch," sagte Lenchen mit dem gleichen unbeweglichen Ton; „laß mich lieber! wie weh es mir tut, das weiß Gott." — „Nun sei indes ruhig, Kind; rüste deinem Vater ein Bett im unteren Stübchen! ich will mit meinem Mann reden."

Am andern Morgen hatte Herr Wagner eine lange Unterredung mit Lenchens Vater. Er stellte ihm vor, wie nachteilig es für das Mädchen wäre, wenn sie jetzt, nachdem sie sorgfältig erzogen und unterrichtet sei, wieder einem wilden, herumstreifenden Leben anheimfallen sollte. Er schlug ihm vor — und dieser Vorschlag kostete Herrn Wagner große Überwindung, da er auch etwas von dem Widerwillen der Katharine gegen deartige Leute hatte — im Orte bei seiner Tochter zu bleiben. „Ich kann Euch mit Packen und Arbeiten für den Laden und im Garten beschäftigen; die übrige Zeit könnet Ihr, da Ihr noch ein starker Mann seid, als Taglöhner ein Schönes verdienen. Lene bleibt bei uns, und könnte daneben doch für Euch sorgen, und Ihr wäret des elenden, nahrungslosen Lebens los . . ."

„Wird nicht mehr gehen, Herr," sagte der Zigeuner; „das könnt ihr Leute nicht wissen, wie's unsereinem ist, der all sein Leben lang frei und wild draußen gelebt hat; wenn ich auch wollt', ich könnt' mich nicht so einsperren an einem Ort. Ist's aber des Mädchens Glück, so will ich sie ja da lassen, wenn's mir auch ist, als ob man mein Herze herausrisse; — anspannen wie einen Stier am Joch kann ich mich nicht mehr." — „So geht denn Eures Weges, verblendeter Mann!" sagte der Kaufmann. „Wenn Ihr in sehr großer Not seid, so wendet Euch an mich! außerdem ist es wohl besser, Ihr stört Lenchens Ruhe nicht oft." Herr Wagner gab dem Zigeuner noch ein reichliches Geldgeschenk und nahm Abschied von ihm; er hatte gewiß getan und angeboten, was er konnte, um den Vater und sein Kind beisammen zu lassen. Er war ärgerlich über den eigensinnigen Mann, und doch konnte er das große Mitleid mit seiner Einsamkeit nicht los werden.

Den Tag über ließ man Vater und Kind noch beisammen, gegen Abend zog der Zigeuner fort. Lenchen begleitete ihn nicht

weiter als unter die Haustür; dann ging sie herauf, setzte sich wieder auf den Schemel an der Mutter Arbeitstisch und weinte lange und bitterlich.

Früh in der Morgendämmerung des nächsten Tages öffnete sich leise die Tür des Wagnerschen Hauses; Lene kam heraus in ihrem runden, braunen Hut, ein kleines Bündel unter dem Arm. Ringsum waren noch die Läden aller Häuser geschlossen, keine Seele wach. Das Mädchen setzte sich auf einen Eckstein, dem Hause gegenüber, und betrachtete noch einmal lange, lange das gute, alte Haus, das sie vor zehn Jahren als ein erfrorenes, hilfloses Kind aufgenommen; wo sie Liebe, Pflege und Unterricht gefunden, wo ihr niemand etwas zuleide getan und das sie jetzt doch verließ, freiwillig und heimlich. Nicht oft ist vielleicht in einem jungen Herzen ein schwererer Kampf gestritten worden, als in Lenens an diesem Morgen. An alles, was sich sonst wohl in ihr geregt hatte von Verlangen nach dem wilden, freien Leben ihrer Kindheit, dachte sie nicht in diesem Augenblick; sie dachte an die gute, warme, sichere Heimat; an die lieben, treuen Herzen; die guten, sanften Worte der Eltern und Geschwister; an den traulichen, runden Abendtisch und das friedliche Lampenlicht, das den kleinen Kreis erhellte — und dagegen an ein Leben voll Armut und Entbehrung, Hunger und Kälte, Schmach und Schande; sie dachte an ihrer Mutter einsames Sterbebett tief im Walde, an das erfrorene kleine Brüderlein — und doch mächtiger als das alles war der Zug der angeborenen Kindesliebe. Sie faltete noch einmal die Hände zu leisem Gebet, blickte lange, lange auf das Haus und schritt dann weiter, weiter, ohne sich ein einziges Mal umzusehen.

Draußen vor der Stadt, wo all die kleinen, zerstreuten Häuser der Vorstadt zu Ende waren, lag unter einer Hecke ein Mann, der vom ersten Tagesgrauen an unverwandt auf den Weg blickte, der zur Stadt führte. Als Lene näher kam, sprang er auf und drückte mit wilder Freude das Mädchen an sich. „Du bist's, du bist doch gekommen!" rief er; „du läßt mich nie allein! und du sollst's auch gut bei mir haben, sollst das erste und beste von allem haben, was wir bekommen, und der Herr lasse meine Hand ver-

dorren, wenn ich sie je im Zorne aufhebe gegen dich!" — Lenchen war diese Sprache nicht mehr gewohnt. „Nur eins, Vater, bitte ich dich," sagte sie ernst; „gib mir die Hand, und versprich mir, daß du mich nimmermehr zu etwas zwingen willst, das ich nicht für recht halte!" Und der Alte schwur's ihr zu mit einem der seltsam schaurigen Eidschwüre der Zigeuner, die sie unverbrüchlich heilig halten.

Und wie sie so dahinschritten miteinander, hinaus in den hellen, kühlen, duftigen Morgen, dem Walde entgegen, dem dunklen, rauschenden Wald, der schon begann, sich bunt zu färben, da regte sich auch wieder das alte Blut des Zigeunerkindes; der lockende Zauber der Ferne, der Freiheit, kam über sie; die erst noch so bitter geweint, so schwer geschieden, ging nun rasch und leichten Schritts mit dem Vater dahin, in die weite, weite Welt hinaus, — wohin?

9.

Daheim war großes Erstaunen, große Betrübnis, als man morgens Lenchens Bett leer und unberührt und die Haustüre offen fand. Hab's gesagt, hab's gesagt," sagte Katharine wieder, „das hat man von so Seiltänzers- und Schlowakenvolk! jetzt ist sie doch noch durchgegangen. Schauet nur nach, was sie alles hat mitlaufen lassen!" Damit war's nun nicht schlimm; von all ihren Sachen hatte Lenchen außer dem Kleid, das sie auf dem Leibe trug, nur ein ganz einfaches Gewand mitgenommen, etwas Weißzeug und Arbeitsgerät. „Sie kommt gewiß wieder," meinte Klara, „sie hält's nicht aus bei dem Zigeunerleben." — „Nachschicken sollte man einen Reiter, der sie einholt!" rief Heinrich im höchsten Eifer; „sie hat nicht gehen wollen, der böse Zigeuner hat sie gewiß gestohlen!" — „Dieser schnöde Undank verdiente, daß man sie ihrem Schicksal überließe," sagte der Vater, dem es mehr, als er selbst wußte, um das Mädchen leid tat.

Die Mutter hatte auf dem Tisch neben Lenchens Bett einen Brief gefunden, den sie öffnete und laut las:

„Liebe Eltern und Geschwister!

Ihr habt mir nichts als Gutes, nichts als lauter Liebe und Treue erwiesen, ich habe Euch nichts vergelten können, und nun, wo ich älter bin, wo ich Euch vielleicht den Dank für Eure Liebe zeigen könnte — nun gehe ich von Euch, für immer!

Ihr habt recht gehabt mit allem, was Ihr mir vorgestellt; aber — mein armer Vater ist so allein wie niemand auf der weiten Welt. Von den Leuten aus unserem Stamm ist er schon lang getrennt; sie, die andere, die er nach meiner Mutter genommen, hat mit jedermann im Hader gelebt; — und nun wird er alt und ist so ganz verlassen. Ihr alle habt mich lieb; aber Ihr seid reich und glücklich miteinander. Euch wird es nicht fehlen um die arme, braune Lene, die ihrem alten Vater ist wie Sonnenlicht und Himmelstau.

Der allmächtige Gott vergelte Euch, was ich nicht vergelten kann, mit tausendfältigem Segen! Ich bitte inständig, daß Ihr nicht nach mir fragen und forschen wollet; Ihr würdet nur mein armes Herz noch einmal so schwer und so traurig machen, als es heute ist. Ich habe vor Gottes Angesicht gelobt, daß ich Eurer nicht vergessen will, und nichts tun, was nicht recht ist vor Gottes Augen und vor den Augen meiner lieben Mutter. Betet für mich, daß ich es halten könne, und denket an mich in Liebe, als an eine, die gestorben ist!

Wenn ich in bittre Not oder in Gefahr der Sünde kommen sollte, so will ich zu Euch flüchten, das verspreche ich Euch; aber ich bitte noch einmal: fraget nicht nach mir! Lebet alle wohl und verzeihet mir! Bis in den Tod

Eure

dankbare Lene.“

Die Mutter konnte vor Weinen den Brief fast nicht zu Ende lesen; der Vater ging heftig auf und ab, um seine Bewegung zu verbergen. „Was ist da zu tun?“ fragte er endlich. — „Ich denke,“ sagte die Mutter nach stillem Nachsinnen, „wir tun, wie

sie bittet; wir wollen nicht nach ihr forschen, aber wir wollen für sie beten, und sie der Leitung des Herrn übergeben."

So geschah es, und sie hörten nichts mehr von dem braunen Lenchen.

10.

Zehn Jahre nach dieser Zeit war es, als Herr Wagner an einem schönen Sommerabend hinausging in seinen Garten am Tor. Er war gar allein, der alte Mann — denn ein alter Mann war er in wenigen Jahren geworden, seit man seine liebe, getreue Frau zu Grabe getragen hatte — so allein, wie er es in seinem Leben nie gewesen war. Er dachte der Zeiten, wo ihm sonst diese Abendstunde die liebste gewesen war vom ganzen Tag; wo seine liebe Frau ihm zur Seite ging und mit freundlichem Gespräch die Wolken zerstreut hatte, die Ärger und Mühe der Tagesarbeit auf seiner Stirn gesammelt hatten; er dachte an die munteren Knaben, die vorausgesprungen waren, der kleine Heinrich zu Pferde auf des Vaters Stock, der gesetztere Rudolf meist mit einem Buch unter dem Arm, und die sanfte Klara mit dem Vesperkörbchen. — Auch das Bild des fast vergessenen Zigeunermädchens tauchte vor ihm auf, und der gutmütige Fritz, der immer so gern Botschaft in den Garten getragen hatte. — Wie war das alles nun so anders geworden!

Keiner von den beiden Söhnen hatte den alten, vom Großvater her angestammten Laden übernehmen wollen, der doch schon im dreißigjährigen Krieg von den Kroaten geplündert worden war, und der Vater war zu gut und verständig gewesen, um sie wider ihre Neigung zu zwingen. Rudolf war Pfarrer, was der Herzenswunsch der seligen Mutter gewesen; Heinrich hatte Medizin studiert und war eben auf Reisen, wo er in den Spitälern von Wien und Prag nach Herzenslust kurieren half. Klara freilich hatte nach des Vaters Wunsch einen Kaufmann geheiratet, und zwar den gutmütigen Fritz, der ein recht stattlicher Mann geworden war, und Teilhaber an einer prächtigen, aber fern gelegenen Fabrik. Da wohnte jetzt Klara freilich schöner als in dem

alten Hause auf dem Marktplatz, in einem reizenden Landhause im schönsten, grünen Tal — kein Mensch hätte geglaubt, daß der Fritz es so weit bringen würde — aber weit, weit vom Vater war Klara nun eben doch.

So kam es denn, daß der alte Herr jetzt so gar einsam war. Katharine allein war von all den früheren Bewohnern noch im Hause geblieben; ich glaube, sie wäre gar nicht gegangen, selbst wenn Herr Wagner sie hätte fortschicken wollen; aber mit aller Treue und Anhänglichkeit war die gute alte Katharine mehr eine Last als eine Hilfe für ihren Herrn. Sie wollte noch alles selbst besorgen und selbst tun; sie konnte sich mit keinem anderen Dienstmädchen vertragen, was ihre zunehmende Schwäche doch nötig machte, und eine Haushälterin zu nehmen, daran konnte Herr Wagner vollends gar nicht denken; die hätte nicht acht Tage neben ihr bleiben können. Wie oft seufzte er nach seiner sanften, verständigen Frau, die so gut verstanden hatte, alles auszugleichen.

Seine Einsamkeit wurde ihm doppelt schwer, seit sein Augenlicht so sehr abgenommen hatte, daß er kaum mehr die nötigsten Arbeiten seines Kontors versehen konnte, und sich zur Ruhe setzen, ganz untätig sein wollte er doch auch nicht.

So wandelte er gar traurig die Gänge seines Gartens auf und ab. — Die Küchengewächse waren gedeihlich und in guter Ordnung; Katharine hielt sie noch in sorgsamer Aufsicht, und unter vielen Keifen und Zanken mußte sie Jakob, der Knecht, nach ihrer Angabe anpflanzen und behandeln; die Blumenrabatten aber, welche die selige Frau so sorgfältig gepflegt, so schön in Blüte erhalten hatte, die waren verwildert, und nur hier und da sah noch eine der schönen Blumen aus früheren Zeiten unter Gras und Unkraut hervor. Er setzte sich in die Laube, wo sie sonst so fröhlich beisammen gewesen waren; wo die gute Hausmutter den Kindern fürs Vesperbrot, dem Vater für seine Flasche Bier gesorgt hatte. — Die alte Katharine ließ sich's seit der Frau Tod nicht nehmen, ihren Herrn allein zu bedienen; heute aber hatte sie in der Eile eine Essigflasche statt der Bierflasche hingestellt, und er mußte durstig bleiben. Die Abendgesellschaft im Wirtshaus besuchte er nicht gern, seit er auch am Gehör litt.

„Ja, es ist alles, alles ganz anders geworden," sagte er traurig vor sich hin.

Da kam mit leisem, schüchternem Schritt den Gang herauf ein großes, schlankes Mädchen, sehr einfach, aber sauber und reinlich gekleidet; sie trug den großen, braunen Strohhut am Arm und hatte die glänzenden, schwarzen Flechten ihrer Haare sorgfältig aufgesteckt. Sie ging langsam, fast so langsam, wie der alte Herr vorhin; wie bei ihm, schienen auch bei ihr allerlei wehmütige und fröhliche Erinnerungen aufzuwachen, als sie so durch die verwachsenen Wege hinaufging; endlich stand sie vor der Laube. Der alte Herr, der ihren Schritt nicht gehört, sah unruhig nach der hohen, ihm unbekannten Gestalt. „Bist du allein übrig geblieben, Vater?" fragte sie traurig. — „Wer ist denn da?" fragte Wagner. — „Kennst du mich nicht mehr," fragte sie schüchtern, „darf ich noch kommen? denkt niemand mehr an die arme braune Lene?" — „Du bist's?" fragte Wagner, der ihre Stimme im Augenblick wieder erkannte, vielleicht weil er gerade so viel der alten Zeit gedacht hatte; „kommst du doch wieder? und brav bist du geblieben und unverdorben? Ach, wenn das die Mutter erlebt hätte! Sie hat oft an dich gedacht, noch in ihrer Todesstunde!" So wohl tat es dem alten Herrn, wieder eines aus der guten alten Zeit seines Hauses bei sich zu sehen, daß er allen Widerwillen gegen das Zigeunerkind vergaß, allen Groll, den er über ihr Entweichen empfunden.

„Aber, woher kommst du, Mädchen, so auf einmal, nach all' der langen, langen Zeit?" — „Aus der weiten Welt, von meines Vaters Grab!" sagte sie traurig. — „Komm, setz' dich zu mir her! du wirst müde sein," sagte er freundlich. Die Ehre war Lenen auch in früherer Zeit nie widerfahren, daß sie der Vater zu sich sitzen hieß. „Du wirst recht müde sein und hungrig," sagte er; „ich wollte dir so gern von meinem Bier geben, aber sie haben mir Essig gebracht." — „Du hast kein Bier, Vater!" rief Lene, die noch wohl wußte, wie sehr dem Vater sein Abendbier Bedürfnis war, „kann ich dir holen?" — „Nicht daheim," sagte der Vater lächelnd über die Dienstfertigkeit Lenens, die scheint's geradezu aus der weiten Welt kam, um ihm sein Vesperbier zu holen.

„Katharine würde schrecklich böse, wenn wir sagten, daß sie Essig statt Bier geschickt; aber in dem Bierhaus am Tor gibt es gutes Bier, wenn du da holen könntest.“ Rasch wie der Wind war Lene aufgesprungen und wollte fort. „Halt, Mädchen!“ rief Herr Wagner, „wie willst du's denn bezahlen? du hast ja kein Geld.“ — „Ich habe Geld,“ sagte Lene mit einigem Stolz und zog ein kleines, blaues Beutelchen, ein ehemaliges Geburtstagsgeschenk von Klara, hervor, in dem einige Münze war. — „Wo bringst du Geld her?“ fragte Herr Wagner etwas mißtrauisch; „deines Vaters Erbe wird nicht groß gewesen sein.“ — „Ich habe überall auf dem Wege daher den Leuten bei der Ernte geholfen und etwas Geld verdient.“ — „Nun, von dem sollst du mich jetzt nicht gerade freihalten,“ sagte gutmütig lachend der Vater und gab ihr Geld. „Geh' nun, wenn du willst, und komme bald, und erzähle mir, wie es dir in der langen langen Zeit gegangen!“

Lene eilte fort, unbekümmert um die Verwunderung der Leute, die ihr begegneten, und der Wirtin, die sich halb und halb des braunen Mädchens wieder erinnerte. Sie brachte dem Vater frisches, kühles Bier, Brot und Butter dazu, wie er es liebte; dem alten Herrn wurde auf einmal wieder ganz wohl und behaglich zumute.

Und doch war ihm, während Lene fort gewesen, erst manches Bedenken über sie aufgestiegen. Zehn Jahre hatte sich das Mädchen mit dem alten Zigeuner in der weiten Welt herumgetrieben; in zehn Jahren hatten sie nichts von ihr gehört, wie kam sie wieder zurück? Er ließ es diesmal gern geschehen, daß sie sich in bescheidener Entfernung von ihm setzte, obgleich er ihr freundlich einschenkte und zuredete. So ungern wie in früheren Zeiten mochte er jetzt noch feierliche Szenen und Rührungen; aber er fühlte doch, daß er etwas sagen mußte. „Lene,“ sagte er mit ernster Stimme, nachdem sie sich beide erfrischt hatten, „Lene, vor drei Jahren ist die Mutter gestorben; sie hat auf ihrem Sterbebette noch für dich gebetet, wie sie dich immer auf treuem Herzen getragen. Lene, kannst du mit reinem Gewissen an der Mutter Grab treten?“ — Lene legte die Hände zusammen und sah den Vater ruhig und mit klaren Augen an, wenn er sie

auch nicht deutlich sehen konnte. „Vater,“ sagte sie mit fester Stimme, „ich habe ein sündiges, fehlervolles Herz, ich habe nie all das Gute vollbringen können, was ich gewollt und gesollt; aber Gott, der mein Inneres sieht, weiß, daß ich das Bild der lieben Mutter und ihre Lehren nicht einen Tag aus dem Herzen verloren habe; daß ich mit reinem Aug' und reinem Herzen neben meine Schwester Klara mich stellen darf. — Aber, wo ist Klara?“ fragte sie auf einmal ängstlich, bange, ob nicht am Ende alle gestorben seien, die ihr so lieb gewesen.

Der Vater, erleichtert durch Lenens Erklärung, glaubte gern ihren steten ruhigen Worten; erzählte ihr von all seinen Kindern und wie er sich nun so allein fühlte, obgleich sie alle gut und liebevoll seien.

„Und nun wollen wir heim, es wird kühl und spät,“ sagte er; „daheim sollst du mir dann erzählen, wie es dir gegangen ist in all der Zeit.“

Davor war es Lenen etwas bang. Sie war weit hergekommen, weil sie nach ihres Vaters Tode sonst keine Heimat mehr auf Erden hatte; sie hatte gemeint, noch alle beisammen zu finden, wie vor zehn Jahren; jetzt scheute sie sich vor Katharine und den anderen Hausgenossen, als das fortgelaufene Zigeunermädchen nun wieder hergelaufen zu kommen. Aber der Vater wurde ärgerlich über ihre Bedenken: „Ich, der Hausherr, führe dich wieder ein in mein Haus und niemand soll dich darum scheel ansehen; meine ich doch, meine liebe Marie und all die Kinder müssen wiederkommen, seit ich deine Stimme höre,“ setzte er weich hinzu.

Es war niemand mehr im Hause, der das Zigeunerkind gekannt hatte, als die alte Katharine. Die rumorte eben ganz unwirsch in der Küche herum. „Was gibt's?“ fragte Herr Wagner, indem er unter die Küchentür trat. — „Ach, da ist mir das unverschämte Ding, das neue Küchenmädchen wieder fortgelaufen, weil ich sie hieß, das Wasser vom Brunnen bei Tag holen und nicht am Abend, wo der Brunnen nur eine Schwatzpartie ist. Und das grobe Ding sagte mir, von einer Frau wolle sie sich noch befehlen lassen, aber nicht von einer alten Magd. Ja wohl

da! und die Frau selig, wie's keine mehr gibt, hat selbst einen Rat von mir angenommen!" — „Da bringe ich Ihr eine Gehilfin," sagte der alte Herr gut gelaunt und schob Lene, die hinter ihm stand, in die Küche. — „Die?" fragte Katharine etwas mißtrauisch, „so ein großes schwarzes Weibsbild? Nehmen Sie's nicht übel, Herr Wagner, aber darauf verstehen sich die Herren nichts." — „Kennt Ihr mich gar nicht mehr, Katharine, die kleine Lene, die Ihr aufgezogen habt?" fragte Lene, die doch auch etwas von der Schlauheit ihres Stammes geerbt hatte. Zugleich hatte sie mit dem ihr eigenen scharfen Blick bemerkt, daß sich die alte Katharine vergeblich bemühte, einen schweren Kochtopf zum Feuer zu setzen; rasch und leicht hob sie ihn auf und stellte ihn an seinen Ort. „So," sagte der Vater beifällig, „da sind ein paar stärkere und jüngere Arme, die sollen Ihr tüchtig helfen." Katharine konnte das nicht so geschwind begreifen, wie es ihr Herr im Garten begriffen hatte. „Ja was? — wie denn?" fragte sie noch lange. Als ihr aber endlich klar wurde, daß wirklich das braune Zigeunerlenchen wieder da sei, da ging's ihr wie dem Vater: es war ihr, als sei ein Stückchen der guten alten Zeit des Hauses wiedergekommen; auch wiegte sie sich wirklich in die glückliche Täuschung ein, *sie* habe das Mädchen erzogen und hergebildet, deshalb könne es nicht so schlimm sein.

Lene weigerte sich, mit dem Vater und den Herren vom Laden, ihr lauter Fremde, zu Tische zu sitzen. „Laß mich mit der Katharine essen!" bat sie, „ich bin keinen solchen Platz mehr gewöhnt." Nach Tische aber, als die Herren sich entfernt hatten, mußte sie sich zu ihm setzen und alle ihre Schicksale von jenem Morgen an erzählen.

Sie war damals mit ihrem Vater hinausgezogen bis zu seinem Schlupfwinkel im Walde und hatte jahrelang mit ihm ein wanderndes Zigeunerleben geführt; der Vater hatte Geräte aus Holz geschnitzt, die sie verkaufte; hier und da auch Musik gemacht. „Es war ein herbes, schweres Leben für mich," gestand sie, „ich war das nicht mehr gewöhnt; ich wollte gern für andere nähen und stricken, aber niemand vertraute der Zigeunerin eine solche Arbeit an; nur hier und da ließen sie mich bei der Feld-

arbeit helfen. Bisweilen schloß sich der Vater auch wieder an eine Bande von unseren Leuten an; aber," sagte sie errötend, „ich konnte bei ihnen nicht bleiben. Es wäre mir da nicht mehr möglich gewesen nach dem Spruch zu leben, den mir der Herr Pfarrer am Konfirmationstage gegeben hatte: ‚Hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch tuest wider Gottes Gebot.' Ein Zigeunerkind war ich, aber ein Zigeunerweib wollt' ich nicht werden. Der Vater hat Wort gehalten und mich zu nichts gezwungen, was ich nicht für recht hielt. Aber ein schweres Leben war es oft, in Sonnenglut und Kälte, in Armut und Verachtung!"

„Warum bist du nie gekommen, warum hast du nie geschrieben?" fragte der Vater. — „Ich konnte nicht," sagte Lene; „den Vater verlassen durft' ich nicht, mit euch leben konnte *er* nicht, und mir wäre das Herz gebrochen, wenn ich wieder hereingesehen hätte in eure Heimat, die mir erschien, wie der Himmel selber; da wollt' ich lieber gar nicht, gar nicht zurückblicken und vorwärtsgehen, wußt' ich auch nicht wohin. Und über alles hatte ich doch immer das Gefühl, daß Gott mich nicht verlasse; — in mancher Christnacht, wo mir kein Baum mehr brannte, habe ich an den Sternenhimmel aufgeschaut und jenes Abends gedacht, wo ich bei dem Christbaumlicht zuerst die Freundlichkeit und Leutseligkeit des Heilands habe begreifen können.

„Einmal aber, als wir nichts verdient hatten — und betteln *konnte* ich nicht — blieb ich von Hunger und Müdigkeit erschöpft am Wege liegen; ich wäre vielleicht da gestorben, wenn nicht eine vornehme Dame, die dahergefahren kam, sich meiner erbarmt hätte. Die war fast so gut, wie die selige Mutter, und ich sah wieder, daß die Mutter nicht vergebens für mich betete, daß Gott mich nicht vergessen habe. Sie nahm mich in ihren Wagen, sie ließ mich pflegen in ihrem Schloß; und als sie meine ganze Geschichte hörte, da hat sie uns geholfen, wie nur wenig Menschen uns hätten helfen können. Sie machte den Vater zu ihrem Waldhüter, und der Vater, der wohl gesehen, daß ich zugrunde gehen müßte bei dem Zigeunerleben, hat die Stelle mir zuliebe angenommen. Da hatten wir noch eine gute Zeit: wir wohnten ganz allein in einem kleinen Häuschen im Walde; das

Brot war schmal, aber ich hatte gelernt, von noch schmälerem zu leben. Hier konnte ich doch alles wieder ordentlich halten, wie mich's die selige Mutter gelehrt hatte; mit den Leuten hatten wir nicht viel zu tun, sie fürchteten den Vater; gegen mich aber waren sie gut und freundlich. Er konnte nun wieder im Wald herumstreifen, wie er wollte, und so wurde ihm das stille Leben nicht zu drückend. In dieser Stille und Ruhe ward aber auch seine Seele stiller, und ich durfte ihm lesen und erzählen von dem heiligen Gotteswort, das die liebe Mutter mich zuerst gelehrt. Da fühlte er, daß er einen Heiland brauche, und ich glaube, daß der Herr ihn in der elften Stunde noch angenommen hat.

„Vor acht Tagen ist der Vater gestorben. Die Gräfin hat mich in Dienst nehmen wollen, aber mir hat es keine Rast und keine Ruhe gelassen; ich meinte, ich habe auf der weiten Welt keine Heimat mehr, als bei euch. So bin ich denn gekommen; nun aber ist die Mutter tot! Ich will dir nicht lästig fallen, lieber Vater; wenn du mich aber brauchen kannst, so bleibe ich, und sei's als die geringste Magd."

„Als ein Kind bist du wieder zum Vaterhause gekommen, und als ein Kind sollst du mir willkommen sein!" rief der gerührte Vater.

Und mit der Treue eines Kindes und mit der Demut einer Magd blieb Lene in dem Haus, das ihr wieder zur Heimat wurde. Ihre hellen Augen wurden das Augenlicht des erblindeten alten Mannes, ihr kräftiger Arm sein Stab und seine Stütze. Selbst die brummige Katharine versöhnte sich mit ihr, da sie bescheiden und demütig blieb und sie im glücklichen Glauben ließ, daß sie sie eigentlich aufgezogen habe.

Die Geschwister waren alle hocherfreut, als sie hörten, daß das braune Lenchen zurückgekehrt sei, mehr noch, als sie sahen, in wie treuen Händen der Vater war.

Und wenn Klara mit ihren Kindern nach Hause kam, wo hätten diese eine treuere Wärterin, eine fröhlichere Gespielin gefunden als Lene, die dann bescheiden zurücktrat und den eigenen Kindern den nächsten Platz bei dem alten Vater ließ? Sie zog mit den Kleinen in den Wald und veranstaltete lustige Zigeuner=

partien; sie wußte ihnen von der guten Großmutter und von den Onkeln, als sie noch klein gewesen, von ihrem eigenen, wechselvollen Leben so schön zu erzählen, daß sie nicht satt wurden.

Auch nachdem sie den Vater treulich verpflegt bis zu seinem Tode, blieb Lene die liebevolle Gehilfin der Geschwister. Die Lust am Zigeunerleben regte sich nicht mehr, aber ein Wanderleben führte sie doch; sie wanderte von einem Geschwisterhaus zum anderen, wo es zu helfen und zu schaffen gab; überall willkommen, überall am Platz, frisch und munter, liebevoll und demütig.

Das Zigeunerkind hat sich nicht in eine Prinzessin verwandelt, und doch hat die Wohltat der Mutter so reiche Zinsen getragen. So oft Klara von jenem Wintertage spricht, an dem das arme Lenchen zuerst in ihr Haus gekommen, sagt sie ihren Kindern: „Seid gastfrei, denn es haben etliche Engel beherbergt!"

Der Kinder Gebet.

In der schönen alten Stadt Moskau stand vor langen Jahren das stattliche Haus des Kaufherrn Wolskoi. — Er handelte mit Perlen und edlen Steinen, und da er ein rechtlicher und gottesfürchtiger Mann, daneben ein umsichtiger und verständiger Kaufmann war, so gedieh sein Gewerbe; er lebte mit den Seinigen in behaglichem Wohlstand und hatte stets eine offene Hand für die Armut.

Maria, seine Frau, war sanften, liebevollen Gemütes; seine drei Kinder wuchsen fröhlich auf. Iwan, der älteste, war ein kluger, fleißiger Junge; seine Lehrer lobten seinen Fleiß, und rügten nur hier und da seinen Vorwitz und ein altkluges, tadelsüchtiges Wesen.

Maschinka, bald acht Jahr alt, war ein frommes, liebes Kind, der sanften Mutter Ebenbild und des Vaters Liebling; der kleine Fedor aber war der Mutter Herzblatt und der Liebling von jedermann.

So konnte man das Haus Wolskois ein glückliches und gesegnetes nennen. Maria sagte oft, daß ihr fast bange werden könnte bei diesem ungetrübten Glück, wenn nicht die sorgenvolle Zeit während der Reise, die ihr Gatte alljährlich unternehmen mußte, einen Schatten auf diesen Sonnenschein geworfen hätte.

Es war nämlich nötig, daß Wolskoi jeden Herbst seine Einkäufe selbst machte, und Reisen war damals, namentlich in Rußland, keine so leichte und angenehme Sache wie in unseren Tagen, wo man sich in den Eilwagen setzt oder auf die Eisenbahn und ohne Mühe und Gefahr die halbe Welt durchziehen kann.

Wo jetzt eine schön angebaute, hügelige Ebene sich hinter Moskau hinzieht, da war fast überall dichter Wald, und die Wege, die hindurchführten, waren oft so eng, so steinig und bergig, daß man höchstens mit gut zugerittenen Pferden durchkommen konnte. Die Wölfe waren in der besseren Jahreszeit noch nicht so sehr zu fürchten wie im Winter; desto mehr aber die Räuber, die in jener Zeit fast alle Wege und Wälder unsicher machten und besonders den Kaufleuten gefährlich waren, bei denen die sicherste und reichste Beute zu holen war. Nur starke und beherzte Leute wagten daher eine solche Reise zu unternehmen, und sie bewaffneten sich dazu mit Degen und Pistolen, als ob es in den Krieg ginge.

Wolskoi war ein kräftiger, rüstiger Mann von unerschrockenem Mute; er hätte vielleicht ebensowohl einen Kriegsmann als einen Kaufmann gegeben. Zur Beruhigung seiner ängstlichen Frau hatte er sich früher meist größeren Zügen von Kaufleuten angeschlossen, die unter dem Schutz einiger Soldaten ihre Reisen machten. Solche große Züge wurden aber viel leichter von den Räubern ausgekundet; es war schon einmal zu einem heftigen Kampf gekommen, aus dem Wolskoi kaum sein Leben gerettet hatte. Seitdem machte er seine Reisen lieber allein und so still als möglich, war auch in den letzten Jahren immer ungefährdet wieder nach Hause gekommen.

Die Zeit der Abreise nahte wieder. Frau Maria nähte und sorgte emsig, um den Vater recht gut auszustatten; von ihren Besorgnissen redete sie nicht gern, das Wort Räuber mochte sie nicht einmal aussprechen hören. Desto wichtiger waren die Gefahren, denen ihr Vater entgegenging, für die Kinder. Iwan, der schon viel Geschichten gelesen hatte, erzählte den Kleinen allerlei schauerliche Abenteuer von Wölfen und Räubern, und machte sehr kluge Pläne, wie es der Vater angreifen könnte, sich vor ihnen zu schützen: wenn er zum Beispiel eine gefüllte Sandbüchse mitnähme und sie dem Räuber, der ihn angreifen wollte, in die Augen schüttete, und dann, bis dieser wieder sehen könnte, auf und davon ritte. „Aber wenn einen der Räuber von hinten erschießt?“ fragte Maschinka. Darauf wußte der kluge Iwan keine Antwort. „Wachsen denn die bösen Räuber im Wald, wie die Wölfe und

Bären?" fragte der kleine Fedor. — „Ach, nein," sagte Iwan, „manche sind wohl vorher rechte, ordentliche Menschen gewesen, viele unter ihnen aber von Haus aus Burschen, die keiner Obrigkeit gehorchen wollten; oft waren es auch nur arme Leute, die kein Brot hatten; diese haben vielleicht zuerst nur gebettelt, dann sind sie immer kecker geworden und haben mit Gewalt genommen." Fedor bewegte diese Reden in seinem kleinen Köpfchen.

Am Tage der Abreise verließ in aller Frühe ein kleiner Zug Wolskois Haus: Peter, der alte getreue Knecht, führte das stattliche, wohlaufgezäumte Roß seines Herrn am Zügel; Nikolas, ein junger, rüstiger Diener, welcher die Reise mitmachen sollte, ritt langsam daneben auf seinem Pferd; Frau und Kinder wollten den Vater noch bis auf den nahe gelegenen Hügel begleiten, von dem aus man die Stadt übersieht.

Die eine Seite des Hügels war damals noch mit Wald bedeckt, der immer dichter wurde und sich weit in das Land hineinzog; die Vorderseite, gegen die Stadt gewendet, war nur mit einzelnen Bäumen bewachsen. Oben am Eingang des Waldes stand ein hohes, steinernes Christusbild, daneben ein Stein, auf dem fromme Pilger ihre Andacht zu verrichten pflegten.

Langsam stieg der Kaufmann am Arme seines treuen Weibes den Berg hinan. Den kleinen Fedor führte er an der Hand, Maschinka und Iwan folgten. Oben setzten sie sich auf den Stein und blickten stille hinab auf die schöne, wunderbare Stadt, deren Kuppeln und Türme im goldenen Morgenlicht glänzten. „Da bin ich schon manch liebes Mal gestanden," sagte Wolskoi, „habe mich an dem Anblick meiner schönen Vaterstadt ergötzt, und unter all den vielen Giebeln den Giebel unseres Hauses gesucht, und mich gefreut, euch wiederzusehen. Sei's um zwei Monate, so halte ich, so Gott will, wieder da, und sehe unser Haus, darin euch Gottes Walten treu behütet hat." — „Das gebe Gott!" seufzte die Mutter, die nie ihre Besorgnisse ganz überwinden konnte. — „Gott wird's geben," sagte der Vater zuversichtlich. In diesem Augenblick kam Peter und Nikolas, die auf einem anderen Weg heraufgekommen waren, mit den Pferden; es war Zeit zum Scheiden. Wolskoi küßte seine Frau und Kinder; er versprach

ihnen etwas Schönes mitzubringen, und befahl sie noch einmal in Gottes heilige Obhut; dann ritt er mit Nikolas in den Wald hinein. Die Kinder grüßten und winkten mit ihren Tüchern, so lange sie ihn sehen konnten; die Mutter drückte ihre weinenden Augen in das Tuch.

Als die zwei Reiter längst verdeckt waren von den dichten Bäumen des Waldes, da sank die Mutter mit ihren Kindern auf die Knie und schickte ein heißes Gebet zum Himmel, daß Gott den Vater glücklich wieder zu den Seinen zurückführen möge; der alte Peter kniete andächtig hinter ihnen. Nachdem sie gebetet, erhoben sie sich, und kehrten stille und langsam in ihre Wohnung zurück.

2. Iwans Zweifel.

Es waren schon einige Tage seit des Vaters Abreise verflossen. Die Kinder lebten stille und gehorsam bei der Mutter, denn jedes wollte, daß der Vater Gutes von ihm höre, wenn er zurückkomme. Auch bemühten sich alle, ihm noch eine besondere Überraschung zu bereiten bis zu seiner Rückkehr. Iwan zeichnete mit vielem Fleiß eine Landkarte, von der er sich einbildete, sie werde dem Vater bei späteren Reisen recht nützlich sein; Maschinka strickte ihm eine Börse von schöner farbiger Seide; der kleine Fedor aber malte allerlei absonderliche Sachen: Räuber, Wölfe und Löwen, von denen er den Leuten erst sagen mußte, was sie vorstellten; die wollte er alle für den Vater aufheben.

Die Mutter machte einen Besuch bei einer kranken Freundin und hatte den Kindern erlaubt, in Peters Begleitung in den Garten zu gehen, der vor dem Tore lag. Maschinka aber lächelte schlau bei dieser Erlaubnis und flüsterte Fedor etwas ins Ohr, das dieser jedoch nicht recht verstand. Sie setzte ihr Hütchen auf, und auch die Knaben nahmen ihre hübschen Mützen, mit einer Feder geziert.

„Gehst du mit uns, Iwan?“ fragte Maschinka, als sie vor die Haustür kamen. — „Ich weiß noch nicht,“ sagte dieser etwas hochmütig; „vielleicht spiele ich mit den großen Knaben, und gehe nicht mit euch Kindern in den Garten.“

„Wir gehen gar nicht in den Garten," sagte Maschinka mit bedeutsamem Blick. — „Nun, wohin denn?" fragte Iwan. Maschinka hob sich auf die Zehenspitzen, zog seinen Kopf zu sich herunter und flüsterte ihm ins Ohr: „Wir gehen auf den Hügel, wo des Heilands Bild ist, und beten da für den lieben Vater, daß er gesund heimkommt." — „O, das ist unnötig," sagte Iwan, „beten könnt ihr überall." — „Das weiß ich wohl," sagte Maschinka; „aber auf dem schönen Hügel, wo der Himmel so hoch und blau über uns ist, wo wir den Vater zuletzt gesehen haben, und wo die Mutter mit uns gebetet hat, da bete ich doch am liebsten." — „Und dann," fuhr Iwan hochweise fort, „glaube ich auch gar nicht, daß so ein Beten etwas hilft. Gott regiert die Welt nach weisen, ewigen Gesetzen, da kann er er nicht jedem Kind zulieb etwas wieder anders machen. Alle Sterne über uns sind lauter Welten, hunderttausend Millionen, die fast alle viel größer sind, als die, auf der wir leben; jetzt denke einmal, wieviel da der liebe Gott zu tun hätte, wenn er auf jedes kleine Kind hören wollte! Er tut schon selber, was recht ist."

Da kamen ein paar Kameraden und riefen Iwan zum Spiel ab; er ließ die Kleinen gehen, wohin sie wollten, und Maschinka ging still und traurig weiter mit Peter und dem kleinen Fedor. Sie hatte nicht einmal selbst recht verstanden, was der große Bruder gesagt hatte; allein die Freudigkeit zum Gebet hatte er ihr genommen. Da fiel ihr aber nach und nach, wie sie so weitergingen, alles wieder ein, was ihr die Mutter schon von Gott und vom lieben Heiland erzählt hatte: wie er die Kinder zu sich gerufen und gesegnet hatte, wie er selbst einmal ein armes, kleines Kindlein gewesen sei, und so auch die Kinder verstehen werde. Ihr kleines Herzchen wurde wieder leicht, und fröhlich trippelte sie mit Fedor ihren Weg auf den Hügel. Wie sie da aufblickte in das milde Antlitz des gekreuzigten Heilandes und höher hinauf zum blauen Himmel, da ward sie voll getroster Zuversicht und konnte vor Gott ihre kindliche Seele ausschütten, wie vor einem Vater, und sie lehrte auch den kleinen Fedor beten für den lieben Vater draußen.

Als sie nach Hause zurückkehrte, da glänzten ihre Augen hell

und freudig, wie von einem verborgenen Glück; eh' sie zu Bette ging, faßte sie Iwan noch um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Und ich weiß doch, daß mich der liebe Gott hört!"

3. Die Rückkehr.

Die Zeit war da, wo der Vater wieder zurückerwartet werden durfte. Briefe gingen zu jener Zeit langsam und unsicher, so hatte er auch den Tag der Ankunft nicht genau bestimmen können; doch machten sie festliche Anstalten daheim, damit er auf allen Fall das Haus wohlbereitet finde.

Aber ein Tag um den anderen verging, lang über die festgesetzte Zeit; die Mutter konnte ihre Sorge nicht mehr verbergen, und die Kinder wagten gar nicht mehr zu fragen, ob denn der Vater heute wieder nicht komme.

Es war schon gegen den Abend eines trüben, nebligen Tages, als durch den Wald hinter dem Hügel ein Mann langsam und vorsichtig heraufschlich. Er hatte ein wildes, sonnenverbranntes Aussehen; in dem ledernen Gurt, den er unter dem Mantel trug, steckte ein Dolch und zwei Pistolen; dazu trug er noch einen scharfen, kurzen Säbel. Er machte leise und sachte seinen Weg durch das dichteste Gebüsch; wenn er nur entfernt ein Geräusch hörte, bückte er sich tief nieder und blieb ruhig, bis es vorüber war.

Das war Michael Peruf, der weit gefürchtete Räuber, das stärkste Mitglied einer großen Bande, die weit ins Land hinein die Wälder unsicher machte. Er hatte mit seiner Bande, die ihn nicht zum Hauptmann machen wollte, Streit bekommen und wollte nun für sich allein Geschäfte machen. Da er weit umher bekannt war und viele hatte, die ihm aus Furcht dienstbar waren, so hatte er auch ausgekundschaftet, daß heute noch der reiche Kaufmann Wolskoi, von einem einzigen Diener begleitet, durch den Wald heimkehren werde. „Der kehrt nicht heim," sagte er mit rohem Lachen bei sich selbst. Und nun war er hier, um sich ein sicheres Versteck zu suchen, aus dem er ihn am besten überfallen

könnte. Er wußte, daß kein Kaufmann unbewaffnet reiste, und obgleich er so stark war wie ein Löwe und es im Kampf mit vieren aufnahm, so fürchtete er doch, wenn er sie mitten im Walde überfalle, könnte leicht einer entfliehen und um Hilfe rufen. Nun hatte er aber gehört, daß gewöhnlich vor dem Christusbilde alle Reisenden, die dieses Weges kamen, abzusteigen und ihre Andacht zu verrichten pflegten. Da hielt er es denn für leicht, wenn er hinter dem Kreuze ein sicheres Versteck fände, einen der zwei Reisenden von da aus niederzuschießen; mit dem anderen wollte er dann rasch fertig werden. So nahe an eine große Stadt hatte er sich seit vielen Jahren nicht gewagt; aber er war frech und unerschrocken und wußte, daß er im schlimmsten Falle sich selbst durchschlagen könne.

Endlich hatte er den Hügel erklommen und sich in dem dichten Gebüsch hinter dem Kreuze einen sicheren, tiefverborgenen Schlupfwinkel ausgesucht; die eine Hand hatte er an die scharfgeladene Pistole gelegt, um so in jedem Augenblick bereit zu sein.

Da hörte er von der Stadt her leise, leichte Schritte den Hügel heraufklimmen — es waren zwei Kinder, ein Mädchen und ein Knabe, die sich an der Hand führten. Der Räuber sah durch das dichte Laubwerk die feine, zierliche Kleidung der Kinder; aber außer einem Kreuzchen von Golde, welches das Mädchen um den Hals trug, bemerkte er nichts Kostbares an ihnen und um das, dachte er, ist's nicht der Mühe wert, Lärm zu machen.

Maschinka und Fedor, denn diese beiden waren es, hielten nun oben auf dem Hügel; Peter war noch daheim beschäftigt, und die Mutter hatte ihnen auf ihr dringendes Bitten erlaubt, allein vorauszugehen. Die goldene Abendsonne beschien das Kreuz, und Maschinka, die seit des Vaters Abreise schon manchmal hier oben gebetet und ein immer freudigeres Herz dazu bekommen hatte, kniete nieder und erhob ihre sanfte, liebliche Stimme: „O du lieber Heiland, du bist ja selbst einmal ein Kind gewesen, und du hast die Kinder lieb gehabt; nicht wahr, du weißt wohl, wie wir Kinder uns freuen auf den lieben Vater, und daß die Mutter daheim sterben würde vor Jammer, wenn er nicht mehr käme? O, lieber Heiland, schick ihm doch deine Engel, daß sie ihn be-

gleiten und gesund zu uns bringen! Nicht wahr, du tust's, lieber Heiland?" schloß sie mit inniger, kindlicher Zuversicht.

Und dem Räuber hinter dem Kreuze ward es gar wunderbar zumute. Ferne, ferne Tage kehrten ihm zurück; alte Klänge, die er längst vergessen in seinem rauhen und wüsten Leben. Er sah seine Mutter wieder, wie sie an seinem Bettchen gekniet und mit ihm gebetet hatte; er hörte ihre brechende Stimme noch einmal, als sie auf ihrem Totenbette ihn gesegnet und zu Gott gebetet hatte, daß er sie und ihren Sohn einmal im Himmel wieder zusammenführe. Und jetzt? — heiße Tränen, die er seit langen, langen Jahren nicht geweint, traten in sein wildes Auge, das er mit den rauhen Händen deckte.

Aber horch! jetzt erhob der kleine Fedor sein helles Kinderstimmchen, er wollte auch beten wie die Schwester, und er begann: „O, du lieber Heiland, du bist ja nun in dem großen Himmel, da kannst du weit herumsehen; nicht wahr, gib nur recht acht, daß dem lieben Vater nichts geschieht, er bringt mir ja ein Schwert mit! Und nicht wahr, lieber Gott, wenn ein böser Räuber kommt und will den Vater totschießen, so gib ihm recht viel Brot und auch Geld, daß er dem Vater nichts tut, oder schick ihn nur zu uns! ich geb' ihm dann schöne Sachen, und mach' ihn wieder brav, lieber Gott, daß er kein Räuber mehr ist, und einmal auch in den Himmel darf!"

Da war es dem rauhen Manne, als hätte ein Engel für ihn gebetet und als spräche ihm eine Stimme vom Himmel: auch du kannst noch Gnade finden! und er legte sein Haupt nieder auf den Stein des Kreuzes, als wäre es die Schwelle seines Vaterhauses und — weinte. Die Kinder hörten nichts, denn eben kam Peter, der sie abholen wollte; sie hatten gehofft, der liebe Vater werde vielleicht noch kommen, aber Peter wollte nicht länger mit ihnen warten, und sie gingen gehorsam heim. Fedor erzählte dem Peter vergnügt: „Jetzt weiß der liebe Gott alles, wie er's machen soll, ich hab's ihm gesagt."

Eine Stunde darauf, wie es schon dunkel war, kam Wolskoi mit seinem Diener den Wald heraufgeritten; er hatte Eile, denn er war durch einen Unfall, der seinem Pferde zugestoßen, um

viele Tage verspätet worden, und er wollte die Seinigen nicht länger warten lassen.

Nikolas, der Diener, war gar nicht zufrieden, daß sein Herr noch so spät abends unterwegs war; er hielt sein Roß dicht an dem des Herrn und fuhr bei jedem Geräusch zusammen, obgleich er sich am Tage gerühmt hatte, er wolle drei Räuber auf einmal niederschießen, wenn sie ihm in den Weg kämen. Nahe dem Kreuze hörten sie wirklich ein Rascheln und Rauschen, als ob jemand durch die Zweige und Gesträuche bräche; der Kaufmann legte die Hand an sein Gewehr, aber sie sahen niemand. Als sie oben am Kreuze waren, funkelten tausend Lichter von der Stadt herauf, das Bild des Erlösers aber war vom klaren Mondlicht erhellt; so sehr es Wolskoi verlangte, seine Lieben zu sehen, so stieg er doch ab an der Stelle, wo er von ihnen geschieden, um Gott zu danken für seine gnädige Bewahrung. Dann aber ritten sie in raschem Trab den Hügel hinab, durch die wohlbekannten Straßen zu dem Hause, wo nur noch das eine Lichtlein brannte, bei dem Frau Maria im Gebetbuch las, um ihr sorgenvolles Herz zu stillen.

Das war ein Jubel, als der Vater raschen Schrittes die Treppe heraufeilte und seinem treuen Weibe die Tränen von den Augen küßte. Die Kinder sprangen noch aus ihren Betten und konnten kein Ende finden ihrer Freude. Der kleine Fedor vergaß nicht zu fragen: „Vater, hast du mir ein Schwert mitgebracht? Die anderen aber freuten sich zunächst nur, daß sie den Vater wieder hatten. Als sie sich endlich bewegen ließen, wieder zur Ruhe zu gehen, da flüsterte Maschinka leise dem Bruder Iwan ins Ohr: — „Nicht wahr, der liebe Gott hat's doch gehört!"

Am anderen Tage packte der Vater die reichen Juwelenschätze aus, die er eingekauft, und die Geschenke für seine Lieben. Fedor bekam ein Schwert und eine kleine Pistole dazu; Iwan das schönste Gerät zum Zeichnen und Malen und schöne Bücher; Maschinka ein blaues Samtkleidchen und ein zierliches Körbchen von Silberdraht: das war große Freude. Fedor meinte, sein altes Schwertchen könnte man jetzt einem Räuber schenken, der so lieb gewesen sei und den Papa nicht totgeschossen habe.

Am Nachmittag zogen sie alle zusammen auf den Hügel, um sich dort des glücklichen Wiedersehens zu freuen und gemeinsam Gott zu danken, der sie wieder wohlbehalten zusammengebracht. Iwan war stille und sagte nichts mehr gegen das Gebet; doch dachte er wohl bei sich, der Vater wäre eben auch ohne dieses glücklich heimgekommen.

Während nun Vater und Mutter Hand in Hand auf dem Stein am Kreuze saßen und sich erzählten von den letzten Wochen, trieben sich die Kinder im Gebüsch herum; plötzlich rief Iwan: „Was ist das?“ Die furchtsame Maschinka floh zur Mutter, und der Vater sah nach, was die Knaben hätten. Da lagen im Gesträuch hinter dem Kreuze zwei starke Pistolen, eine lange Büchse und ein scharfer Säbel hingeworfen, ohne daß weit umher die Spur eines Menschen zu finden gewesen wäre. „Das sind Räuberwaffen, so trägt sie kein Soldat!“ rief Peter, der auch seine Herrschaft hatte begleiten dürfen, und sein Herr mußte ihm recht geben. Der Mutter und den Kindern wurde ganz grausig zumute beim Anblick der Mordgewehre; es kamen eben einige Bürger der Stadt des Weges, Peter zeigte ihnen den Fund, und sie suchten zusammen im Walde nach weiteren Spuren.

Es fand sich nichts; nur an zerknickten Zweigen und Gebüschen sah man, daß hier ein Mensch hinunter ins Dickicht des Waldes gedrungen war. In tiefem Nachdenken ging der Vater mit den Seinen heim. Ganz konnte er nicht begreifen, wie es zugegangen war; aber das war ihm klar, daß er Gott für eine ganz besondere wunderbare Behütung zu danken habe.

4. Der fremde Knecht.

Bald ein Jahr war seit diesem Wiedersehen verflossen; zu großem Troste seiner Frau fand Wolskoi diesmal nicht für nötig, zu reisen. Da meldete man ihm eines Morgens, daß ein fremder Mensch unten sei, der dringend frage, ob Herr Wolskoi ihn nicht in seinem Dienst brauchen könne.

Nun kam ein guter Diener wie gerufen; dem alten Peter war in seiner Heimat ein kleines Haus als Erbe zugefallen, und

er wollte sich da zur Ruhe setzen. Freilich war seine Stelle schwer auszufüllen.

Der Fremde war ein hagerer, großer Mann mit sonnenverbranntem Angesicht und sorgfältig geschorenem Bart und Haar. Sein Aussehen war gar nicht einnehmend; aber er hatte so traurige Augen, daß man unwillkürlich zum Mitleid mit ihm bewegt wurde.

„Wie heißt du, mein Freund, und woher stammst du?“ fragte Wolskoi. — „Heißt mich Nepomuk,“ sagte der Mann; „nach weiterem Namen und Herkommen fragt mich nicht, Herr; versucht, ob Euch eine Seele auf Erden treuer dienen kann, als ich es will!“ — „Ich habe Leibeigene genug auf meinen Gütern,“ sagte Wolskoi, „die ich zu Dienern nehmen kann, und bin nicht geneigt, einen fremden Menschen ohne Namen aufzunehmen.“ — „Stoßt mich nicht zurück!“ bat Nepomuk mit herzlicher Stimme; „wenn der Herr im Himmel schon auf Eure Bitten gehört hat, so hört Ihr auch auf die meine! Wer weiß, ob Ihr nicht eine Seele vom Tode rettet?“ Die Kinder hatten sich dem Vater nachgeschlichen; Maschinka, obgleich sie sich ein wenig fürchtete vor dem braunen Manne, wurde doch von seinen Bitten so gerührt, daß sie den Vater schmeichelnd am Arme nahm und ihm zuflüsterte: „Vater, behalt' ihn!“ Selbst bewegt, beschloß Wolskoi, es einmal mit dem seltsamen Menschen zu versuchen.

Einen stilleren, treueren und aufmerksameren Diener, als der neue Knecht war, hätte man nirgends finden können. Er schlief bei den Pferden im Stall und war nicht zu bewegen, ein besseres Lager zu nehmen. Kein Dienst war ihm zu niedrig, keine Arbeit zu mühevoll; mit dem übrigen Gesinde hielt er wenig Gemeinschaft und nahm nie teil an einer Lustbarkeit. Da er aber allen half, für alle arbeitete und mit dem Geringsten zufrieden war, so gewannen sie ihn doch lieb und ließen ihn in seiner stillen Weise gehen. Wenn es ihm nicht befohlen wurde, verließ er des Herrn Haus nur, um in die Kirche zu gehen oder um Beistand zu leisten, wo etwa Feuer ausgebrochen oder sonst eine Gefahr war. Dann zeigte er die Stärke eines Löwen; daheim aber war er stille und fügsam wie ein Lamm. Sein Höchstes war, wenn er den Kindern

des Hauses, die nur langsam ihre Scheu vor ihm verloren, einen Dienst tun durfte, zumal dem kleinen Fedor. Er strahlte vor Freude, wenn der Knabe auf der Rohrpfeife blies, die er ihm geschnitzt hatte; wenn er sich von ihm aufs Pferd heben ließ und in kindlicher Zutraulichkeit mit ihm plauderte: er hätte sein Herzblut für das Kind gegeben.

Manches Jahr war schon über dem Hause Wolskoi hingegangen, noch manchmal war er fortgezogen und glücklich heimgekehrt. Seit er die Treue des neuen Knechtes erprobt, durfte dieser ihn begleiten, und Frau Maria vergaß ihre Sorgen, wenn sie wußte, daß Nepomuk mitging; denn sie kannte seine löwenhafte Stärke und wußte, daß er sich eher zerreißen, als ihrem Gatten ein Haar krümmen ließe. Er hatte diese Treue in mancher Gefahr erprobt.

So oft schon hatten sie sich ruhig niedergelegt und waren alle zusammen fröhlich erwacht, daß sie glaubten, es müsse so sein. Da wurden sie in einer Nacht furchtbar aufgeschreckt durch den Ruf: „Feuer!“ Ein Warenmagazin dicht neben ihrem Hause brannte; ehe man die Flamme bemerkt, hatte sie schon Wolskois Haus ergriffen, und an dem gluterhellten Fenster des oberen Stocks, wo Iwan und Fedor schliefen mit ihrem Lehrer, zeigte sich dieser, da der Ausweg durch die Türe von Flammen und Rauch versperrt war, mit den Knaben am Fenster. Der kecke Iwan wollte sich hinausschwingen; aber im Grauen vor dem entsetzlichen Sprung, der ihm den sicheren Tod gebracht hätte, zog er sich zurück.

Die Löschanstalten waren zu jener Zeit mangelhaft. Bis Leitern herbeigeschafft und zusammengebunden waren, konnte das Zimmer mit den Menschen darin in Glut und Schutt versunken sein; die verzweifelnde Mutter wollte sich in die Flammen stürzen; der Vater wollte durch die Treppe hinaufdringen, sank aber vom Rauch betäubt zu Boden. Da erschien Nepomuk, der mit der Geistesgegenwart der Verzweiflung auf den ersten Blick die Gefahr übersehen und im selben Augenblick alle starken Seile und Stricke vom Stall und Magazin zusammengeflochten hatte.

Mit übermenschlicher Gewandtheit, wie eine wilde Katze,

kletterte er außen an dem Haus hinauf, ohne Anhalt, als die Simsen und Verzierungen, bis er den Strick in dem noch unversehrten Fensterrahmen oben befestigen konnte. Er faßte Fedor an den Armen und glitt wie der Blitz mit seiner festgehaltenen Last am Stricke hinab. Ehe der Lehrer und Iwan sich entschlossen, auf dem verzweifelten Wege zu folgen, war er noch einmal oben, um ihnen beizustehen; auch sie brachte er sicher herab. Kaum aber waren sie auf dem Grunde, so fiel das oben angebrannte Seil auf die Erde.

Als ob nichts geschehen wäre, begann Nepomuk aufs neue das Rettungswerk, wo es zu retten galt, Menschen, Vieh, Güter; er war überall. „Das ist ein Teufel und kein Mensch!“ schrie das Volk entsetzt über seine Tollkühnheit. — „Nein, ein Engel!“ rief die Mutter, ihre geretteten Söhne in den Armen.

Der Brand war gelöscht ohne ein weiteres Opfer als Wolskois Haus; all sein wertvollster Besitz an Gold, Juwelen und Geld war gerettet, und ob auch am Gebäude und Hausgeräte der Schaden noch ungeheuer war, so achtete er das nicht; waren doch die Seinen alle unversehrt um ihn; das dünkte ihm ein unermeßlicher Reichtum.

Nepomuk aber, der treue Knecht, lag zum Tode verletzt in der Halle eines Nebenhauses; die Schranke zwischen Herr und Diener war gefallen, und wie einen lieben Freund umstanden ihn alle mit tränenvollen Augen, bemüht, seine letzten Leiden zu lindern.

Maschinka bot seinen heißen Lippen einen erquickenden Trank; die Mutter legte kühle Tücher auf seine Brandwunden, Iwan und Fedor eilten mit dem Arzt und Geistlichen herbei, die sie nach des Vaters Willen gerufen.

Der Arzt fand, daß hier keine Hilfe mehr möglich sei, und der Kranke bat, ihn mit dem Priester und der Familie allein zu lassen. Fedeor kniete bei seinem Retter und hielt dessen erkaltende Hände in den seinen.

„Ich habe nicht lange Zeit zur Beichte,“ begann der Kranke mit schwacher Stimme, seine Schmerzen niederkämpfend; „ich war Michael Peruf, der Räuber!“ Mit einer Gebärde des Entsetzens

fuhren die anderen zurück; nur Fedor hielt seine Hände fest und sah den Sterbenden, dessen sonst so traurige Augen in wundersamer Klarheit aufleuchteten, mit liebevollem Blicke an. „Wie ich auf diese verfluchte Laufbahn kam, wie viel Raub und Blutschuld ich auf mich geladen, kann ich nimmer enthüllen," fuhr er fort. „Ihr alle wißt den Abend vor sieben Jahren, an dem Wolskoi, jetzt mein gütiger Herr, von seiner Reise heimkehrte. Ich lauerte ihm hinter dem Kreuze auf, um ihn zu berauben und zu morden. Da kamen die zwei Kinder und beteten vor dem Kreuze. Schon des Mägdleins Gebet hat mein Herz wunderbar bewegt; aber als sie geendet, wachte der Teufel aufs neue wieder in mir auf, und ich dachte: du bist doch verloren, schieß den Kaufmann tot und sieh, ob du nicht mächtiger bist, als der Gott, der ihn beschützen soll! Da erhub das Knäblein seine Stimme, und wie er in seiner Unschuld selbst für den armen Räuber betete, da klang mir's wie eine Engelsstimme, daß auch ich noch Rettung finden könne, und als der Kaufmann kam, warf ich die Waffen von mir und schlich mich fort.

„Es ist nicht leicht für einen Räuber, wieder ehrlich zu werden, und ich dachte oft, mich geradezu dem Gericht auszuliefern, um im Tode mein Recht zu finden und Ruhe. Aber in meinem Herzen war's so Nacht, und ich hätte so gerne Gewißheit gehabt, ob mir droben noch ein Pförtlein offenstehe, ehe ich sterbe.

„Da trieb mich's immer und immer in die Nähe des Kindes, das mir zum Engel geworden, und so kam ich in Eure Dienste." Er schwieg im Übermaß seiner Schmerzen.

„Armer Nepomuk, und du büßest deine Treue mit so qualvollem Tod!" sagte weinend Maschinka.

„Möge ihn der Himmel als Buße nehmen für einen Teil meiner Schuld!" sagte der Sterbende, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet; „mir ist Erbarmung widerfahren." Sein Auge brach im Tode, ehe ihm der Priester im Namen der Kirche Vergebung verkünden konnte; der wunderbare Frieden seines bleichen Gesichts aber verkündete, daß seine letzten Worte keine Lüge gewesen waren.

Die schuldvolle Vergangenheit des Räubers wurde mit ihm ins Grab gesenkt; das Andenken an seine Treue aber lebte in dankbaren Herzen fort.

Das Haus des Kaufmanns wurde schön und stattlich wieder aufgebaut; nach dem Tode der Eltern lebte Maschinka darin an der Seite eines braven Gatten. Fedor übernahm die Güter seines Vaters und wurde seinen Untergebenen ein milder, guter Herr; er vergaß nie, daß wir in jeder Stunde von Gott berufen sein können, anderen ein Engel zu werden. Iwan folgte seinem Forschungstrieb und hat ferne Länder und Meere durchzogen; als den reichsten Gewinn eines reichen Lebens hat er aber erkannt: daß er beten gelernt hat.

Die drei Schwestern vom Walde.

1. Waldleben.

Es ist ein fröhliches und friedliches Leben im grünen Walde, wo es keine Neuigkeiten gibt, als junge Sprossen und reife Beeren, und kein Geschwätz, als das der Elstern und Dohlen. So mochte wohl auch Frau Martha, die Försterswitwe, denken, und darum konnte sie sich nicht losreißen von dem stillen Waldhause, darin sie geboren war; wo sie als Kind gespielt und als Jungfrau geträumt hatte; über dessen Schwelle ihr seliger Mann dereinst als schmucker Jägerbursch getreten war; wo sie ihr Hochzeitfest gefeiert, ihre Kindlein gewiegt und mit ihrem Gatten in Liebe und Frieden gelebt, bis sie ihn vor sieben Jahren hinabgeleitet hatte auf den Dorfkirchhof zu seiner letzten Ruhestatt. Der reiche Graf, der Besitzer des Forstes, hatte Mitleid mit der alten Frau gehabt, als er sah, wie ihr Herz und Leben an den langgewohnten Räumen hing: er wies dem neuen Förster ein Nebengebäude des Schlosses an, und Frau Martha blieb unvertrieben im Waldhause mit ihren drei Töchtern, trotz aller Widerrede ihrer Freunde in Stadt und Dorf. Die Gegend war ruhig, das Waldhaus war nicht zu sehr außer dem Bereich menschlicher Hilfe; so war denn bis jetzt keine Störung in ihr stilles Leben gekommen, und sie hielten gar gute Nachbarschaft mit den Tieren und Vöglein des Waldes.

Das Waldhaus war nicht groß; doch hatte es unten eine geräumige, recht behagliche Stube, deren grüne Wände behangen waren mit der Abbildung von manchem „sehr alten und raren Stück Wild", das vordem auf fürstlichen Jagden geschossen worden war; oben unter dem Dache waren die Kämmerlein der drei Mädchen.

In der Wohnstube stand am Ofen der gepolsterte Lehnstuhl, den jahraus, jahrein die Mutter einnahm; ihre Augen waren etwas getrübt, so spann sie nach dem Griff und brauchte nicht viel Licht; die grüne Dämmerung vom Schatten der hohen Buchen tat ihr gerade wohl. Die Stube hatte drei Fenster, und jedes derselben nahm eine ihrer drei Töchter ein. Vorn an dem ersten, das auf den Weg zum Schlosse ging, saß die schlanke, schwarzlockige Kunigunde. Sie sagte, es sei da am hellsten für die feine, schöne Stickerei, mit der sie meistens beschäftigt war; aber ihre schwarzen Augen schauten so sehnsüchtig nach dem stattlichen Giebel des gräflichen Schlosses, der fernher durch die Bäume blickte, daß man wohl sah, ihr Sinnen und Trachten gehe über den stillen Wald hinaus. Die Kunigunde war immer etwas hochfahrenden Sinnes; schon als Kind hatten die Schwestern sie das Prinzeßlein genannt. Seit sie aber bei der Muhme in der Stadt gewesen, um feine Arbeiten zu lernen, hatte sie vollends kein Herz mehr für das Waldleben mitgebracht; der Wald war ihr zu still, das Haus zu klein, der Vögel Lied zu eintönig. Die Kunkel, an der sie die Mutter spinnen gelehrt, wurde in die Bodenkammer verbannt, seit sie so glücklich war, sich mit den neuerlernten zierlichen Arbeiten für die Frau Gräfin beschäftigen zu dürfen. Hatte sie dann etwas beendigt, so putzte sie sich stundenlang, um es selbst aufs Schloß zu tragen; von dort kam sie meist spät zurück. Nicht daß sie sich eben lang bei der Gräfin verweilt hätte: der stolze, herablassende Ton, in dem die Dame mit ihr sprach, gefiel ihr nicht besonders; aber die samtnen Sofa, die hohen Spiegel in Goldrahmen, die lange Reihe stattlicher Ahnenbilder in den prächtigen Zimmern, das sah sie sich allemal an, als könne sie es in den Augen mit forttragen. Dann ging sie langsam nach Hause, träumte sich die Herrlichkeiten noch einmal durch, malte sich viel herrlichere Säle mit prachtvollerem Gerät aus, und darin sich selbst in rauschenden Seidengewändern. Kam sie endlich doch im Waldhause an, so schien ihr das Haus viel kleiner, das Gemach viel ärmlicher als sonst, und es brauchte lange, bis Mutter und Schwester wieder ein freundliches Wort von ihr hörten.

Am zweiten Fenster auf derselben Seite war Judiths Platz;

von da konnte sie ein wachsames Auge auf den kleinen Gemüsgarten haben, ob nicht die Hühner oder das Rehlein sich unberufen eindrängten und ihre Pflanzung verderbten. Gar zu viel wollte Judith aber nicht zum Fenster hinaussehen; sie nähte und flickte für den Haushalt und dabei hatte sie immer ein kleines Schreibtäfelchen zur Seite liegen, denn die Judith hatte stets etwas zu rechnen; was, wußte man nicht, und die Schwestern neckten sie oft darüber. Zwar war Judith die Zahl- und Rechenmeisterin des Hauses; sie besorgte den Einkauf zu Kunigundens Arbeiten, den Verkauf der Leinwand oder des Garns, das die Mutter und die jüngste Schwester spannen, aber das alles schien doch nicht so vieler Zahlen zu bedürfen. Die Judith wurde durch ihr Rechnen selten aufgeheitert. Der Erwerb war ihr meist zu gering, die Ausgaben zu groß, besonders die der Kunigunde, welche die schlichten Stoffe, die Judith zu Kleidern besorgte, stets für sich noch zu schmücken und zu verschönern verstand. Judith war die mindest schöne der drei Schwestern; ihre Farbe war nicht so blühend, wie sie in der kräftigen Waldluft hätte werden sollen, und ihre Gestalt zu dünn und mager für ihre Jugend. Ihr Platz am Fenster war am häufigsten leer, denn sie hatte im Haus so vielerlei zu suchen oder nachzusehen; auch führten sie ihre Geschäfte gar oft zur Stadt, die ein paar Stunden vom Waldhause entfernt lag.

Das dritte Fenster, das sah so recht unmittelbar in den grünen Wald hinaus; bei jedem Windhauch klopften leichte Zweiglein an die Fenster, und der Vöglein Zwitschern und Singen tönte so hell und dreist, daß man nicht wußte, nisteten sie auf dem Hause oder auf den Bäumen und Büschen davor. Da saß ein gar stilles freundliches Kind, die blonde Sibylle mit ihren langen Zöpfen, die so glänzend und seideweich waren, wie der Flachs, den sie spann. Wenn Schwester Kunigunde gut aufgelegt war, so nickte sie wohl zu dem blonden Kinde hinüber und sang:

„Und die Sibylle,
Die singt in der Stille.“

In der Tat schien auch stets eine anmutige Liederweise auf Sibyllens rosigen Lippen zu schweben, obwohl so leise, daß es

kaum die Vöglein vernehmen konnten, die an warmen Sommertagen vertraulich zu dem geöffneten Fenster aus- und einflogen. Sibylle war die geschickteste Spinnerin weit und breit, und die Frauen der Stadt schätzten sich glücklich, wenn sie ihren edelsten Flachs dem fleißigen Försterstöchterlein anvertrauen konnten; diese seidefeinen Fädlein konnte keine andere Hand hervorbringen. Kunigunde war es nie zufrieden, daß Sibylle ihre geschickten Finger zu keinem feineren Geschäfte verwende. Aber obschon diese zu jeder Hilfeleistung stets freundlich bereit war, so kehrte sie eben doch immer am liebsten zu ihrer Kunkel zurück, sei es, weil das auch ihres lieben Mütterleins Geschäft war, und sie es bei ihr gelernt hatte; sei's, weil sie dazu am besten in den Wald und nach ihren Vöglein hinausschauen, oder die schönen frommen Weisen vor sich hinsummen konnte, die sie aus dem Liederbüchlein lernte, das auf dem Sims neben ihr lag. Die Sibylle wanderte niemals aufs Schloß, die Stadt hatte sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen; aber ihr Fenster ging auf einen schmalen grünen Pfad, der sich in den Bäumen verlor; der führte hinab ins Dorf, und dort sah man sie manchmal in der Dämmerung mit leichtem Tritte hinwandeln. Im Dorf war sie ein gern gesehener Gast: die Kinder sprangen ihr entgegen, die Alten nickten ihr freundlich zu, und wo ein Krankes lag, da rief man gerne das „Waldsibylle"; denn niemand hatte eine so leichte Hand, Kranke zu pflegen, eine so sanfte Stimme, ihnen fromme Trostworte vorzulesen als das stille Waldtöchterlein.

Und so waren schon manches Jahr die drei Schwestern an ihren drei Fenstern gesessen.

2. Das Waldweiblein.

Der Winter, der war nun freilich minder anmutig im Walde. Da wandte sich Kunigunde seufzend von dem gefrorenen Fenster ab, obgleich man durch die entlaubten Bäume viel deutlicher als sonst das Schloß erblicken konnte; die Judith schloß gar ihre Läden, damit sich ja die Wärme nicht überflüssigerweise hinaus-

ziehe, und auch Sibylle, nachdem sie für die Vöglein Körner und Brosamen hinausgestreut hatte, schaute nicht mehr nach ihren lieben Bäumen, die in dem schweren Winterschlaf gar nicht dran dachten, an ihr Fensterlein zu klopfen; sie setzte sich mit ihrer Kunkel neben ihr Mütterlein an den runden Tisch, wo schon die Schwestern saßen.

Doch war's auch da nicht so schlimm. Wenn die Bäume schneeweiß schimmerten, sah der Wald aus wie eine große Kirche mit weißen Säulen; die Rehlein wagten sich oft dicht ans Haus, im Stübchen war's behaglich warm und die Mutter gestattete mittags wohl auch ein Täßchen Kaffee. Wenn der Abend kam, rückte man noch enger um die Lampe zusammen; Kunigunde erzählte eine der prächtigen Rittergeschichten, die sie so gern las, oder wußte Judith ein Märchen von den Bergmännlein, wie sie die Leute unverhofft reich machen, und die Sibylle sang nicht nur in der Stille, sondern mit klarer lieblicher Stimme eine hübsche Volksweise oder ein frommes Lied; und so ging der Winter vorüber, ehe man sich's versah.

Es war schon in der Zeit des beginnenden Frühlings, an einem Tage, wo der kalte Schnee und der warme Regen miteinander streiten; da sandte die todkranke Muhme aus der Stadt ihren Sohn, um Frau Martha noch einmal zu sich zu berufen. Martha war nicht mehr gewohnt, sich bei so rauhem Wetter aus dem Hause zu wagen, und hätte gern wenigstens eine der Töchter mit sich genommen, aber des Vetters Wägelein faßte nur zwei Personen. So ließ sie sich denn von Sibylle sorgsam einhüllen und fuhr ab, nachdem sie den Mädchen streng eingeschärft hatte, ja niemand in das Haus zu lassen, bis sie wieder zurück sei.

Noch war die Mutter nicht lange fort, als sich ein ängstliches anhaltendes Klopfen an der Haustüre vernehmen ließ. Die wachsame Judith sah nach; da stand draußen ein altes, zitterndes Mütterlein, das dringend um Einlaß bat. Sibylle sah, daß sie nicht vom Dorf war, wo sie jede Seele kannte; darum beschloß Judith zuerst, man müsse der Mutter folgen und nicht öffnen. Aber auch ihr Herz erweichte sich bei Sibyllens Bitten und dem Gedanken an den rauhen Wind und Regen draußen; wie konnte

auch die schwache Alte gefährlich sein? So öffnete sie denn vorsichtig, während Sibylle den Kaffee wärmte, und selbst Kunigunde ließ sich herbei, der Mutter Lehnstuhl näher zum Ofen zu rücken, als sie das ärmliche Weiblein hereinhumpeln sah. Das Führen überließ sie Sibyllen; für ihre zarten Hände war der Gast viel zu sehr in Lumpen gehüllt.

Das Weiblein taute recht auf bei dem guten Kaffee am warmen Ofen, lobte die mildherzigen Mädchen; bewunderte die schöne Jagdtasche, die Kunigunde eben für den Grafen stickte, und das feine Gespinst Sibyllens; woher sie komme und wohin sie gehe, darüber wollte sie aber nicht recht Auskunft geben. Das machte Judith aufs neue mißtrauisch, und als mit einbrechendem Abend die Mutter nicht zurückkam und die Alte flehentlich um ein Nachtquartier bat, da war sie sehr gesonnen, sie doch fortzuweisen: das Dorf war ja nur eine halbe Stunde entfernt. Aber draußen pfiff der Sturm und fiel der Regen; Sibylle bat wieder, und Kunigunde erklärte es kurzweg für unmöglich, das Weib fortzuschicken. Aber wohin mit der Alten? Im Lehnsessel oder in der Mutter Schlafkammer wollte sie Judith nicht lassen, weil unten die ganze Habe der Familie verwahrt war; in ihr eigenes Stübchen noch weniger, da hatte Judith allerlei Vorräte auf eigene Hand gesammelt, die ihr höchst wichtig waren; und Kunigunde — ja, die konnte gar nicht daran denken, das schmutzige, zerlumpte Weib in ihr Stübchen zu lassen, das mit allerlei geschenkten Kleinigkeiten aus dem Schloß besonders zierlich ausgeschmückt war. Sibylle aber, die hatte nichts zu fürchten: der Rosmarin und der Rosenstock am Fenster waren wohl nicht in Gefahr; die Bibel und das Liederbuch, ihre liebsten Schätze, nahm sie herunter in der Mutter Stube, und ihre wenigen Kleider lagen in der Mutter Truhe; nur die großen Schwestern hatten eigene Schränke. So führte sie denn das alte Weiblein sorgfältig in ihr Kämmerlein, bettete sie mit herzlicher Freundlichkeit in ihr reinliches Lager und schlief bald sanft und süß in der Mutter Bett, während Judith lange noch ängstlich horchte. ob alles sicher sei, und Kunigunde nach den kerzenhellen Fenstern des Schlosses blickte, die durch die weißen Bäume schimmerten.

3. Die Wünsche.

Frühmorgens waren die Mädchen auf, und Judith beschloß, nun müsse das Weiblein weiter; auch Sibylle fügte sich aus Gehorsam gegen die Mutter. Sie wollte ihr eben das Frühstück bringen, als diese zu aller Erstaunen viel rüstiger als gestern ins Zimmer trat. „Wollte nur noch meinen Dank sagen für die gute Herberge, und den Jungfräulein noch ein Andenken zum Danke lassen. Ja, ja," fuhr sie fort, als die Mädchen sie verwundert, zum Teil fast spöttisch, ansahen, „habt ihr nie vom Waldweiblein gehört, das alle hundert Jahr ins Land kommt, und dann einem Menschenkind eine Wohltat erweist? Sind nun eben hundert Jahr, daß ich der Mutter der Gräfin Lukrezia die Henne mit den goldenen Eiern verehrte. Ihr habt mich freundlich bei euch aufgenommen, so soll nun jede von euch sagen, was ihr Herz wünscht und ich will's ihr gewähren."

„Reichtum!" fuhr Judith heraus; fast unwillkürlich war ihres Herzens Sinnen und Trachten auf ihre Zunge getreten. — „Macht und Glanz!" rief mit funkelnden Blicken Kunigunde, die sich daheim fühlte in dem Reich der Wunder. — „Und du, mein stilles Töchterlein, was willst denn du?" fragte die Alte Sibyllen, die stumm und errötend dastand; es wollte ihr auch nicht ein einziger Wunsch beifallen. Da, sie wußte selbst nicht wie, kamen ihr die vielen armen Kranken im Dorfe zu Sinne, die in der rauhen Winterszeit aus Mangel an eines Arztes Hilfe oft lange krank liegen und hinsterben mußten. „Ich möchte den Kranken helfen können," sagte sie schüchtern. — „Gut Kind!" sprach die Alte freundlich; und indem sie eine geschwärzte Büchse aus der Tasche zog, wandte sie sich zuerst an Kunigunden, der sie einen goldenen Ring mit rotschimmerndem Edelstein an den Finger steckte. — „Da, trage den Ring! wem er in die Augen scheint, der wird dir helfen zu dem, was dein Herz begehrt." Fast mit denselben Worten hing sie der Judith ein seltsames Goldstück an einer feinen Silberkette um den Hals; der Sibylle aber gab sie ein Fläschchen mit einer kristallhellen Flüssigkeit an einem schwarzen Bande. — „So, ihr Kinder, nun lebt wohl! Die

Gaben habt ihr. Was ihr gewünscht, wird euch bald werden; den Segen dazu, den kann ich aber nicht geben; den sucht, wo er zu suchen ist. Gebraucht gut, was ihr habt! Hütet euch, davon zu sprechen; gehabt euch wohl!" Und ehe die erstaunten Schwestern danken konnten, war das Weiblein fort. Die Mädchen sahen sich an wie im Traum. Kunigunde verbarg sorgfältig ihren Ring, Judith ihr Goldstück; sie wagten kaum, von dem seltsamen Geschenke zu sprechen, und selbst Sibylle, die nie vor der Mutter ein Geheimnis gehabt, hätte es unmöglich gefunden, als diese am Nachmittag von dem Sterbebette der Muhme zurückkam, ihr eine Silbe von dem wunderbaren Gast zu sagen. Die Mutter aber wußte nicht recht, warum es in den nächsten Tagen gar nimmer war, wie sonst, und was die Mädchen so schweigsam machte. Selbst Sibyllens leiser Gesang war verstummt.

4. Kunigundens Glück.

Kunigunde vermochte es nicht lange mehr, ruhig am Fenster zu sitzen, obschon sie noch nicht wußte, wie sich die Verheißung der Alten erfüllen würde. Als ihre Jagdtasche vollendet war, schmückte sie sich sorgfältiger als jemals; ordnete besonders zierlich ihren schönsten Schmuck, ihr prächtiges schwarzes Haar; steckte den Ring an den Finger und schritt mit klopfendem Herzen dem Schlosse zu, achtlos auf die Herrlichkeit des wieder erwachten Frühlings. Wäre sie nicht so sicheren Trittes dem Schloßweg zugewandelt, man hätte sie eher für eine verirrte Königin, als für ein Försterstöchterlein gehalten, so hoch und stolz trug sie ihr Haupt.

Als sie im gräflichen Schloß ankam, wurde sie in den Garten gewiesen, wo die Gräfin eben frühstückte mit einer benachbarten fremden Fürstin, die zum Besuche da war. Die Frauen saßen in tiefem Gespräche. — „Sie glauben nicht, Liebe, wie einsam ich mich fühle, seit dem Tode meiner Tochter," sagte die Fürstin; — „all diese Hofdamen sind und bleiben mir fremd, jede ist eifersüchtig auf die andre, keine faßt ein rechtes Herz zu mir; wenn nur Sie noch eine Tochter hätten, ich würde Sie bitten, sie mir

zu überlassen, nicht als Hoffräulein, als Kind.“ In dem Augenblick sah die Fürstin auf und bemerkte die hohe, schlanke Gestalt Kunigundens, die in einiger Entfernung neben der Laube stehen blieb, da sie niemand sah, der sie hätte melden können.

Wunderbar überrascht von der gebietenden Schönheit des Mädchens, fragte die Fürstin kaum nach ihrer Herkunft; als sie vernommen, daß sie einer Witwe Tochter sei, sprach sie ohne zu zögern: „Wolltest du mit mir gehen, mein Kind, und bei mir bleiben?“ — „Ich danke, gnädigste Frau, ich gehe nicht in Dienste,“ antwortete Kunigunde. Die Fürstin war etwas verletzt von der stolzen Antwort, aber der rote Stein an Kunigundens Finger leuchtete ihr wunderbar in die Augen; sie wußte nicht, warum sie von dem Mädchen nicht lassen konnte. Und so war in wenigen Minuten, bevor Kunigunde selbst es sich versah, festgesetzt, daß sie mit der Fürstin ziehen sollte, als ihr Kind, nicht als Dienerin behandelt; freilich durfte sie nicht als Tochter einer armen Försterswitwe erscheinen, sondern sollte für eine elternlose Nichte der Gräfin gelten.

Mit glühenden Wangen und strahlenden Blicken kehrte Kunigunde heim, um Mutter und Schwester ihr Glück zu verkünden. Daß sie des Vaters ehrlichen Namen, daß sie die Mutter verleugne um des neuen Glanzes willen, das wagte sie nicht zu gestehen.

Nur mit Mühe konnte sie Frau Martha abhalten, selbst der hohen Dame für ihre Güte zu danken, und ihr ihr Kind zu empfehlen. Mit bereits fürstlicher Freigebigkeit verteilte sie ihre Habe unter die Schwestern und lächelte über Judiths Ermahnungen zur Sparsamkeit in der neuen, glänzenden Lage. Um die weinende Mutter und die Schwestern, wohl auch um ihr eigen Herz zu beschwichtigen, gab sie ihnen die glänzendsten Verheißungen. Sie wollte schreiben, sie besuchen, ihnen Geschenke schicken, ja, sie zu sich holen lassen.

Die Mutter und Sibylle waren wenig dadurch getröstet und Kunigunde eilte fortzukommen; ehe noch die Mutter sich recht besann, wie denn das alles so schnell sich ereigne, und warum sie denn ihr Kind verlasse, dem ja nichts gefehlt habe bei ihr, war Kunigunde über alle Berge.

5. Judiths Glück.

Wenn auch Kunigunde nicht immer sanft und freundlich mit den Ihrigen gewesen, die Mutter und Sibylle hatten doch recht schmerzliches Heimweh nach ihr, und sahen oft wehmütig nach dem sonnenhellen Fensterlein, wo der Platz nun leer war. Judith aber hatte jetzt keine Ruhe mehr daheim; sie war vorsichtiger Natur und hatte bis daher noch nicht recht an die Verheißung des Waldweibleins geglaubt; nun aber, da sie bei Kunigunden so rasch in Erfüllung gegangen war, mußte die Schwester doch Tag und Nacht darüber denken, auf welche Weise denn sie zu dem versprochenen und ersehnten Reichtum gelangen werde. Sibylle hatte eben den feinen Flachs gesponnen, welcher der reichen Kaufmannswitwe in der Stadt gehörte; damit machte sich denn Judith alsbald auf den Weg und trug Sorge, als sie aus dem Walde heraus war, das Goldstück sichtbar um den Hals zu hängen.

In diesen Gedanken, wie sie die Schätze wohl erringen und wie sie dieselben verwalten werde, hatte sie die Stadt und das düstere steinerne Haus erreicht, in dem Frau Lehner wohnte.

Es war eine recht reinliche, schmucke und doch etwas öde und unheimliche Stube, wo die Frau sie empfing und ihr das Garn abnahm; sie hatte den kühlen, modrigen Geruch von Zimmern, die sparsam geheizt und noch seltener gelüftet werden; da alle Fenster mit Eisen vergittert waren und das Zimmer auf der Rückseite des Hauses lag, konnte auch nicht viel Luft und Sonnenlicht eindringen. Frau Lehner war heute besonders freundlich; sie setzte Judith gewärmten Kaffee von etwas bläulicher Farbe vor, fragte sie viel über ihr Leben daheim, und bemerkte sehr wohlgefällig, wie Judith jedes Geldstück, mit dem sie ihr das Gespinst bezahlte, sorgfältig auf allen Seiten betrachtete; wie sie aber doch einige Kreuzer zurückgab, weil, wie sie sagte, einer der Stränge nicht die volle Fadenzahl habe. Von dem Goldstück an Judiths Hals konnte sie aber die Augen gar nicht abwenden. — „Höre Judith," fing sie endlich an, „ich hätte dir einen Vorschlag zu machen. Du siehst, ich werde älter, und obgleich ich längst die Handlung aufgegeben, um mich nicht mit so

vielen Leuten plagen zu müssen und mein bißchen Erspartes in Ruhe verwalten zu können, so bin ich doch zu alt und werde zu hinfällig, um allein bleiben zu können. Mit Dienstboten ist's nichts: die Ehrlichen sind unklug und leichtsinnig, und die Pfiffigen sind nicht ehrlich. Da sollte ich denn ein kluges, redliches Mädchen bei mir haben, das auf meinen Vorteil sähe und mich in kranken Tagen pflegte. Möchtest du nicht bei mir bleiben? du solltest als meine Tochter gehalten sein, ich habe weder Kinder noch nahe Verwandten; bin ich mit dir zufrieden, so sollst du nach meinem Tod mein Hinterlassenes bekommen, wenn du mir redlich geholfen, es zusammenzuhalten: besinn dich, ob du willst!"

Es war der Judith doch, als ziehe ihr etwas das Herz zusammen bei diesem Antrag. Sie verglich die lange magere Gestalt, das gelbliche Gesicht und die kühle, trockene Stimme der Kaufmannsfrau mit dem freundlichen, wohlhäbigen Aussehen ihrer Mutter; das trübe Zimmer, dessen vergitterte Fenster auf Mauern und Winkel gingen, mit der sonnigen Stube des Waldhauses, wo die grünen Bäume so freundlich hereinnickten; aber dann sah sie auf die schwere eiserne Kiste in der Ecke des Zimmers und erwog, daß all dieser Reichtum, der nach dem allgemeinen Glauben unermeßlich war, einst ihr eigen werden könne. Das Goldstück an dem Halse schien sie wie ein Magnet zu den andern in der Kiste zu ziehen. Aber die Judith war gar vorsichtig; sie sprach von der Pflicht, ihre Mutter nicht zu verlassen, von dem bescheidenen und doch sichern Auskommen daheim, bis die Frau ihr ein festes schriftliches Versprechen gab, daß sie, wenn sie mit ihr zufrieden sei, nach ihrem Tode ihre Erbin werden solle. Da versprach Judith, in den nächsten Tagen einzuziehen, nur wollte sie zuvor die Mutter von diesem Entschlusse benachrichtigen.

Schmerzlich erstaunt war die Mutter, als sie vernahm, daß auch ihrer zweiten Tochter das Waldhaus zu eng sei, wenn ihr gleich der Reichtum, auf den ihre Judith nun Aussicht hatte, fast ein größeres und sichereres Glück erschien, als die Herrlichkeit Kunigundens. Judith konnte die letzten Tage im Waldhause nimmer in Ruhe genießen. Es ward ihr bange, der ge-

hoffte Besitz könnte ihr entrissen werden, ehe er ihr eigen sei; die Frau könnte ihr Versprechen bereuen. Ein unruhiges Drängen und Treiben kam über sie; doch nahm sie sich Zeit, all ihre Habseligkeiten äußerst sorgfältig zusammen zu packen. Sie beruhigte die Mutter, wie sie ja nur wenige Stunden von ihr entfernt sei und wie sie ihr dereinst ein gutes Alter durch ihren Reichtum bereiten werde. So zog sie ab, von der Mutter Tränen, von Sibyllens liebevollen Wünschen begleitet, hastig vorwärts getrieben vom Verlangen nach ihrem Ziel. Und auch das zweite Fenster im Waldhause stand nun leer.

6. Sibyllens Gabe.

So blieb denn die Mutter mit Sibylle allein im Waldhause, und es war zuzeiten recht still darin, obwohl nicht trüb und nicht freudlos. Die sanfte Sibylle schien ihre Lebenskraft verdreifachen zu wollen, um der Mutter die Schwestern zu ersetzen, und so schmerzlich sie oft diese vermißte, so ward sie doch frischer und lebendiger, seit die Sorge für die Mutter und das ganze kleine Hauswesen auf ihr allein ruhte.

Noch hatte sie nicht gewagt, von der wunderbaren Gabe der Waldfrau Gebrauch zu machen; ja, sie hatte seitdem nicht ins Dorf gehen wollen, weil sie nicht wußte, ob sie auch recht tue, wenn sich wirklich die Kraft des Geschenks bewähre.

Die Mutter redete ihr an einem schönen Abend endlich zu, doch auch wieder nach den Bekannten drunten zu sehen, und Sibylle selbst fühlte einen besonderen Trieb dazu. So wanderte sie denn leichten Trittes mit ihrem Körbchen, leise vor sich hinsingend, den schmalen grünen Pfad, der ins Dorf hinabführte. Es ging nicht zu schnell bei ihr; sie hatte da und dort nach einem Blümlein zu sehen, einen rückwärts gestürzten Käfer aufzurichten, ein neues Vögelein zu bewundern; doch kam sie noch bei guter Tageszeit ins Dorf. Da sah sie gleich vor einem der ersten Häuser den kleinen Jakob, ihren besonderen Freund, in bittern Tränen sitzen. Schluchzend antwortete er auf ihre mitleidige

Frage: „Ach, meine Mutter liegt drinnen und will sterben und wir haben dann eben gar keine Mutter mehr!“ — Sie ließ sich von dem weinenden Knaben in die Stube führen. Da lag todesschwach in großen Schmerzen die fleißige Taglöhnersfrau, die seither sich und ihre fünf Kinder in treuer Gemeinschaft mit ihrem Manne so redlich durchgebracht hatte; in stummem Jammer stand ihr Mann, in lautem die Kinder um das Bett; sie selbst war zu matt, zu gequält um sprechen zu können, sie sah nur mit recht schmerzlichem Blick auf die armen Kindlein.

Da betete Sibylle still, aber innig, Gott möge das Werk gelingen lassen, wenn sie dadurch seinem Rate nicht vorgreife; nun beugte sie sich und hielt der Kranken, unbemerkt von den andern, das geöffnete Fläschchen vor. In langen tiefen Zügen atmete diese den starken Duft der Flüssigkeit ein; dann, während Sibylle mit zitternder Hand das Fläschchen wieder verschloß, legte sich die Kranke müde wie ein schläfriges Kind auf die Kissen zurück; der Schmerzensausdruck in ihren Zügen wich dem einer behaglichen Mattigkeit und bald hörte man den gleichmäßigen Atemzug des gesunden Schlummers.

Die Ihrigen glaubten, sie sei in Sibyllens Armen verschieden und wollten aufs neue jammern; diese aber winkte leise, die Schlafende nicht zu stören, und nachdem das Mädchen in kurzem innigen Gebet am Lager gekniet war, entfernte sie sich still. Ehe sie das Dorf verließ, wo sie noch bei einer Freundin einiges zu sprechen hatte, sprang ihr der Jakob jubelnd nach: „Die Mutter ist aufgewacht, sie ist fast gesund.“ Noch wagte Sibylle nicht sich zu freuen; ihr bangte selbst vor der wunderkräftigen Gabe und doch trieb sie wieder ihr mitleidiges Herz, sie zu erproben, auch bei minder schwer Erkrankten. Ganz verborgen konnte der heilskräftige Einfluß von ihren Besuchen bei Kranken nicht bleiben; da sie aber zuvor schon eine hilfreiche Pflegerin gewesen war und die Rettung nicht immer so rasch erfolgte, so blieb das eigentliche Wundermittel doch geheim.

Einmal betrat sie auch die Hütte eines alten Mannes, der die Bürde der Armut und eines gebrechlichen Alters lange Jahre mit schmerzvoller Geduld getragen hatte; jetzt lag er ächzend in

den letzten Zügen; seine weinende Tochter bat Sibylle: „Ach, wenn du kannst, so hilf ihm!“ Zögernd, ob sie auch recht tue, legte diese die Hand, worin sie das Fläschchen verborgen, auf seine Decke: der Mann ächzte nicht mehr, er lächelte sanft; am Abend aber war er entschlafen für immer. Von nun an wirkte Sibylle getrost: wußte sie doch, daß ihr Wundermittel nicht unbedingt helfe, nicht vermessen eingreife in höheren Rat.

Sie blühte fröhlicher auf denn zuvor, und oft erklang ihr Lied mit dem der Vögelein um die Wette.

7. Die Fürstenbraut.

Während die Mutter und Sibylle gar still und vergnüglich zusammenlebten, hatten sie der Schwestern nicht vergessen, und daß sie so wenig von ihnen vernahmen, trübte oft die stille Freudigkeit ihres Lebens.

Kunigunde vor allem, die in ihrer stolzen Schönheit stets heimlich der Mutter Liebling gewesen, lag dieser am Herzen, und mit jedem Tage wuchs ihr Verlangen, etwas von ihr zu hören; die Daheimgebliebenen konnten nicht glauben, daß sie so ganz von ihr vergessen sein sollten. Die gräfliche Herrschaft hatte eine große Reise unternommen; so wußte die Mutter nicht, woher Kunde erhalten. Endlich beschloß sie, sich selbst aufzumachen und den Weg nach der fürstlichen Stadt zu suchen, wohin ihre Kunigunde gezogen war. Sibylle, wie sehr sie sich vor weiten Reisen scheute, wollte doch die Mutter nicht allein ziehen lassen: so verschlossen sie sorgsam das Waldhaus und zogen dahin, immer von einem Orte den Weg zum nächsten erfragend.

Nach vier Tagen kamen sie ungefährdet und wohlbehalten in der Hauptstadt des kleinen Nachbarlandes an; sie hatten unterwegs viel freundlichen Beistand gefunden, so daß sich Frau Martha nicht zu viel mit Gehen anstrengen durfte. Von dem vielen Geräusche der großen Stadt wurden sie ganz betäubt, zumal da sich diesmal eine besondere Bewegung kundgab; sie vernahmen, daß heute die Verlobung des jungen Fürsten mit einer

schönen, fremden Gräfin gefeiert werde und er soeben mit derselben durch die Straßen fahre. Da sie in diesem Augenblick nicht hoffen durften, Kunigunde im Schlosse aufsuchen zu können, so blieb ihnen keine Wahl, als einen ruhigen Zufluchtsort zu suchen, wo sie den glänzenden Zug ansehen könnten. Bereitwillig halfen die Leute der ehrwürdigen alten Frau und dem freundlichen schönen Mädchen.

Bald kündigten stattliche Reiter, glänzende Wagen das Nahen des hohen Paares an. Nun fuhr langsam ein prachtvoller offener Wagen daher; an der Seite des jungen Fürsten saß in goldgesticktem Gewand, strahlend von Juwelen, die schöne fürstliche Braut, Gräfin Adelma. Jetzt kam sie der Mutter zu Gesicht, Sibylle hatte sich bescheiden in den Hintergrund drängen lassen. Da rief in das laute Jubelgeschrei des Volks die Mutter, außer sich vor Erstaunen: „Kunigunde! Kunigunde, mein Kind!“ Nur die nächsten Umgebenden hörten diesen Ruf und ahnten nicht, daß er der fürstlichen Braut gelten sollte. Die Braut selbst aber mußte aus allem Getöse den Ton gehört haben; ihr Gesicht ward glühendrot, sie erhob sich halb und wandte sich nach der Seite, woher er getönt. Da zog sie der Fürst zu sich nieder und befahl rasch zu fahren; in einem Augenblick war der Zug fern und bald sah man ihn zum Schlosse einziehen.

Wenig achteten der alten Frau. Sibylle suchte sie zu beruhigen, bat sie, zu schweigen. Frau Martha aber trieb vorwärts zum Schloß, sie dachte nichts mehr, als ihr Kind wiederzusehen; daß es ihr in dem neuen Glanz verloren gehen könnte, meinte sie gar nicht. Sibylle mußte ihr den Willen tun und mit ihr gehen.

Indes war das schöne fürstliche Brautpaar heimgekehrt, der Fürst zog Adelma rasch in ein Kabinett. — „Sag’ mir, Adelma, was bedeutete der Ruf aus der Volksmenge? was dein Auffahren und Erröten dabei?“ — „Meine Mutter war’s,“ rief Kunigunde, überwältigt von dem wieder erwachenden Kindesgefühl; „du hast’s wohl schon geahnt, daß ich keine Gräfin bin, laß mich zu meiner Mutter!“ — „Nun,“ rief der Fürst und hielt sie fest; „was ich auch geahnt, ich will nichts anderes wissen, als daß du die Gräfin Adelma bist. Willst du dies Weib als deine Mutter er-

kennen, so zieh mit ihr, wohin du magst; so lieb du mir auch bist, ich darf nicht zum Gespött meiner Untertanen werden! Willst du aber mir überlassen, die alte Frau einstweilen gütlich abzuweisen, so steht dir's später frei, wenn niemand mehr an deiner hohen Abkunft zweifelt, sie zu beschenken oder heimlich zu besuchen."

Gewaltig kämpfte es in Kunigundens stolzem Herzen; da stand sie inmitten all der Herrlichkeit, von der sie lange Jahre so hoffnungslos geträumt; der deckenhohe Spiegel strahlte ihre schöne Gestalt wider, den goldgestickten Atlas des Unterkleides, das purpurrote Übergewand, das funkelnde Juwelenkrönchen in den schwarzen Locken: und all dieser Herrlichkeit sollte sie entsagen? sollte als das geringe Förstersmädchen verhöhnt, verachtet, zurückziehen in das stille Waldhaus? Unmöglich! Da spiegelte sie sich vor, wie sie später der Mutter alles vergüten wolle — und als der Fürst mit schmeichelnder Frage sich wieder nahte, da winkte sie ihm zu, er möge tun, was er wolle und trat in den schimmernden Kreis der geschmückten Hofleute, um ihr strafendes Gewissen zu betäuben.

Mit Mühe hatte die schüchterne Sibylle die Mutter bis zum Schloßeingang gebracht und sie vermocht, nicht überall laut um ihr Kind zu rufen. Sie drangen endlich in die Vorhallen, und wollten einen Lakaien bitten, sie zur Fürstin zu führen. Da trat ihnen schon der vertraute Diener des Fürsten entgegen: „Ah, die alte Jägersfrau! Mein liebes Kind," wandte er sich zu Sibylle, „Ihr seht ein, daß Gräfin Adelma heute nicht gestört werden darf; sie schickt Euch hier ein Reisegeld und läßt Euch bitten, Eure blödsinnige Mutter unverzüglich heimzubegleiten; wo nicht," fügte er drohend hinzu, „muß freilich das irre redende Weib sonst irgendwo untergebracht werden."

Wie erstarrt horchten die beiden diesen Worten, die von Kunigunden kommen mußten, denn wer hätte sie denn sonst erkannt? Sibylle fürchtete, die Mutter werde in Klagen und wilde Verwünschungen ausbrechen, aber sie war zu tief erschüttert. Lautlos ließ sie sich zum Portal drängen; dort nahm sie die Börse, die der Diener Sibyllen gegeben und die diese noch unbewußt in

der Hand hielt und schleuderte sie zurück: „Das ist verwünschtes Geld, womit ein Kind sich von dem Mutterherzen loskaufen will; o mein Gott! Ich will ihr nicht mehr fluchen, auf solcher Hoheit liegt ja doch kein Segen.“ Und die alte Frau verhüllte ihr Gesicht und ließ sich, ohne ein Wort mehr zu sprechen, von der weinenden Sibylle bis zur Herberge bringen, wo sie einen leichten Wagen mieteten, der sie zu der alten trauten Waldheimat brachte.

8. Der Fund im Walde.

Die Mutter sprach nicht mehr von dem undankbaren Kind; aber sie war schwer gebeugt, und nur allmählich konnte Sibyllens freundliches Walten, ihre sanften Worte und schönen Lieder wieder Licht und Frieden in die verdüsterte Seele bringen.

Von Judiths kindlicher Liebe hoffte sie auch nicht viel. Sie hatte sie zweimal besucht; da war sie aber immer sehr in Eile, hatte so viel zu tun und zu sorgen in den Geldgeschäften ihrer Herrin; so viel zu jammern und zu klagen über die schlimmen Leute, die keine Zinsen bezahlten; über das wohlfeile Korn, an dem ihre Herrin so viel verliere, daß es Sibyllen und der Mutter ganz eng ums Herz wurde bei dieser Welt von Sorgen und Kümmernissen, die ihnen ganz fremd war.

Auch wurde die Judith so mager und gelb, daß sie ihnen oft mehr wie ein verjüngtes Abbild der alten Kaufmannsfrau, als wie ihre eigene Judith erschien. Ein Besuch in der Stadt bei ihr schien auch weder ihr, noch der Frau besonders angenehm, und darum sahen sie sie fast gar nicht mehr.

So zog der Winter ins Land, und im Waldhause war es noch viel stiller als sonst, wenn nicht hier und da eine Botschaft kam, um Sibylle zu einem Kranken zu bitten. Es war ein bitterkalter Winterabend; da trug Sibylle noch Futter hinaus für die Rehlein, die sich um diese Zeit oft ganz nah zum Hause machten; sie war sorgsam in der Mutter Pelze gehüllt, welche ihr der selige Vater aus selbsterlegtem Wild hatte verfertigen lassen. Es war schon etwas spät, die beschneiten Bäume glänzten silbern in

klarem Mondlicht, und Sibylle wollte sich eilig wieder heimwärts wenden: da hörte sie ein dumpfes Stöhnen zur Seite; sie überwand ihr Grauen und ging dem Tone nach. Am Fuße einer hohen Tanne lag ein schwer verwundeter junger Mann, unfähig sich zu rühren; vergebens bemühte sich Sibylle, ihm aufzuhelfen. Das Blut strömte aus einer tiefen Kopfwunde, für die der Duft des Fläschchens nicht hinreichte. Einen Augenblick bedachte sich Sibylle, ob sie die edle Flüssigkeit selbst opfern wolle; aber ihr blieb keine Wahl beim Blick auf das bleiche, junge Gesicht. Sie träufelte einen Tropfen darauf und die Wunde hörte auf zu bluten; sie ließ ihn den Duft einatmen: nun war er fähig, sich aufzurichten, und halb bewußtlos ließ er sich von Sibyllen nach dem Waldhause führen. Wie staunte die Mutter, die schon in Sorge um Sibylle ihr Laternchen angezündet hatte, als ihr Töchterlein mit dem bleichen, fremden Weidmann über die Schwelle trat! Doch staunte sie nicht lange; sie sah, daß Hilfe not tat und machte für den todmüden Verwundeten ihr eigen Lager zurecht, auch schickte sie sich an, die Nacht bei ihm zu wachen. Sibylle hielt ihm, ehe sie schlafen ging, noch einmal ihr Fläschchen vor, und als sie früh morgens herabkam, fand sie die Mutter auf dem Kanapee und den Gast im Bett in gesundem Schlafe.

Ohne Schmerzen, wenn auch noch matt, erwachte der Fremde und sah sich verwundert in der neuen Umgebung um; er erzählte den hilfreichen Frauen, daß er Franz heiße und Jäger in den Diensten eines schlesischen Grafen gewesen sei; wie er seinem Herrn als Freiwilliger vom Weidwerk in den Krieg gefolgt; wie er nun, da der Krieg zu Ende und sein Herr in demselben gefallen, weitergezogen sei, um sich einen neuen Dienst zu suchen. Da habe ihn hier in dem unbekannten Walde die Nacht überfallen; er sei auf einen Baum gestiegen, um zu sehen, ob nirgends ein Lichtchen scheine, und bei diesem Versuch herabgestürzt. Er wäre in der kalten Nacht ohne Rettung erfroren, wenn sein guter Engel ihm nicht Sibylle zugeführt hätte. Die zwei Frauen pflegten recht getreulich den Kranken, der ein gar ehrliches Blut war; bald konnte er wieder im Zimmer umhergehen, und Frau Martha verjüngte sich vor Freude, als er ihres Mannes verrostete Büchsen

lobte und herstellte und ihr und Sibylle zum Spinnen Jagdabenteuer und Kriegsgeschichten erzählte. Sibylle blühte auf wie ein Röschen, das aus der Stube zuerst ins freie Gartenland kommt, und wenn Frau Martha die beiden so zusammen plaudern sah, oder lauschte, wie Sibyllens sanfte Stimme in frischen Waldliedern harmonisch zusammenklang mit dem kräftigen Baß des jungen Jägers: da lebte sie sich wieder in die Tage zurück, wo ihr seliger Mann um sie geworben. Als der Franz ihr sein Herz eröffnete, wie er eben die Sibylle gar gerne heimführen möchte, geleitete sie ihn selbst zum Grafen, der gerade wieder im Schlosse war, um ihn zu bitten, dem Jäger einen Dienst zu verschaffen. Das traf sich nun ganz prächtig. Der Graf hatte eben beschlossen, seinen Förster auf seine entfernteren Güter mitzunehmen und suchte einen treuen Mann, dem er den Forst hier anvertrauen könnte. Das offene Aussehen des schönen jungen Mannes, die rühmlichen Zeugnisse, die er sich in seinem Jagd- und Kriegsdienst erworben, seine tüchtige Kenntnis des Forst- und Waidwesens, die sich im Gespräch kundgab, stimmten den Grafen alsbald zu seinen Gunsten, und noch am Abend war Sibylle das fröhliche Bräutchen von Franz. Man beschloß, daß bis zum Frühling die Hochzeit sein und Franz bis dahin beim Förster bleiben solle, um seinen künftigen Wald recht gründlich kennen zu lernen.

9. Verschlossene Hand, verschlossenes Herz.

Frau Martha strahlte vor Glück und hatte so viel zu sorgen und zu denken, wie seit ihrem Brautstand nicht mehr. Ihre Sibylle, ihr treuestes und bestes Kind, sollte nun doch hübsch ausgestattet werden; auch das Häuschen bedurfte so mancher Erneuerung und Verbesserung, und sie wagte nicht, den Grafen darum zu bitten, da er dem jungen Paar schon die hübsche Försterwohnung beim Schloß angeboten hatte, Sibylle aber gar nicht daran denken konnte, das liebe Waldhaus zu verlassen.

Da hörten sie, daß die Kaufmannsfrau gestorben sei und

der Judith ihren ganzen großen Besitz hinterlassen habe. Das schien der Mutter eine Fügung vom Himmel, um ihr aus ihren Sorgen zu helfen: Judith würde ihr gewiß beistehen! so fremd, wie Kunigunde, war sie ihnen doch nicht geworden, und solch ein unerwartetes Glück hatte sie sicher weich und mitteilsam gemacht. Franz und Sibylle zeigten sich geneigt, die Schwester zu besuchen, und stolz auf das schöne Pärchen zog die Mutter mit ihnen zur Stadt. Sie trafen Judith schwarzgekleidet in der trübseligen Stube, wo sie bei ihrem Eintritt eilig den Tisch voll Geld und Papieren zudeckte, mit denen sie sich eben beschäftigt. Sie war höchlich verwundert über den neuen Schwager und begrüßte die Eintretenden mit einer Freundlichkeit so säuerlich wie der Wein, den sie ihnen vorsetzte. Die Mutter wünschte ihr Glück zu dem reichen Erbe; da kam aber ein Strom voll Klagen dagegen: wieviel Mühe und Not sie damit habe, wie unsicher das meiste stehe, wie sie von dorther angefeindet, von daher angebettelt werde, und fast ihres Lebens nicht sicher sei.

Dem jungen Paar wurde es ganz eng und bang ums Herz; Franz schlug Sibylle vor, ihm ein wenig die Stadt zu zeigen, und Judith ließ sie ziehen ohne viel Hindernis. Nun brachte die Mutter schüchtern ihr Anliegen vor wegen eines Beitrags zu Sibyllens Ausstaitung und der Herstellung des Waldhauses, das ja auch Judiths alte Heimat sei. Die Judith wollte gar nicht begreifen, wie die Mutter nur daran denken könne; das Häuschen sei ja Eigentum des Grafen; wenn der nichts dafür tun wolle, so sei es doch viel klüger, die Försterwohnung zu beziehen. Und warum Sibylle eine Ausstattung brauche, sehe sie vollends nicht ein; sie selbst und Kunigunde haben das Waldhaus ohne Ausstattung verlassen: da sei Sibylle gar noch im hellen Vorteil, wenn ihr erlaubt werde, die Sachen der Mutter zu benützen.

Schmerzlich zog sich der Mutter Herz zusammen, sie erwiderte nicht ein Wort mehr; mit zitternder Hand nahm sie die zehn Taler, die ihr Judith als Hochzeitsgeschenk für Sibylle sehr gewichtig vorzählte. Zurückweisen durfte sie es nicht; sie wollte dem Kinde noch ein Pförtlein offen lassen zum Mutterhause; aber sie vermochte kaum ihre bitteren Tränen zurückzuhalten, bis sie im

Freien war. „Ach, wieder ein Herz, das mir das Glück zugeschlossen!“ seufzte sie, und sah mit stiller Angst nach Sibyllen, die eben an des Bräutigams Seite auf sie zukam. „Wird sie mir auch fremd werden?“ Aber Sibylle sprang ihr mit so herzlicher Freude entgegen, suchte auf dem Heimweg so sorgsam die besten Pfade für sie aus; schalt im Scherz den Franz, daß er die Mutter den Bündel mit einigen Einkäufen tragen lasse; tröstete sie so liebevoll über das Mißlingen bei Judith, daß Frau Martha sich getrost zur Ruhe legte, voll Dank für den Segen, der ihr in diesem Kinde geblieben. Freundlicher als Schwester Judith zeigte sich der Graf in Erfüllung der bescheidenen mütterlichen Wünsche.

10. Sibyllens Glück.

Der allerschönste Frühling kam ins Land; die Vögelein sangen die fröhlichsten Brautlieder, und an einem klaren Sonntagmorgen geleitete Franz in schmucker Jägertracht sein holdseliges Bräutchen den grünen Pfad hinab, den sie so oft als hilfreicher Engel gewandelt, zum Dorfkirchlein. Im Dorf war größerer Jubel, als wenn die Königin eingezogen wäre; denn Sibylle hatte ihnen mehr Gutes getan, als die reichste Fürstin vermocht hätte; und als die liebliche Gestalt in schneeweißem Gewand zwischen dem schlanken Bräutigam und der freudeweinenden Mutter, die ihren höchsten Festtagsstaat angelegt hatte, sittsam errötend durch die Reihen der grüßenden Dorfbewohner schritt, da meinten alle, einen so schönen Brautzug habe man niemals gesehen.

Schwester Judith hatte die Einladung zur Hochzeit abgelehnt; der ehrwürdige Pfarrherr aber verschmähte nicht, an dem einfachen Hochzeitmahl teilzunehmen; die freundlichen Dorfbewohner kamen am Abend, keines mit leeren Händen, und das Waldhaus wurde in die reichste Vorratskammer verwandelt, so daß Frau Martha vor Freude weinte über den unverhofften Segen.

In ungetrübtem Frieden sahen sie im Waldhause Frühling, Sommer und Herbst vorüberziehen. Treulich und freudig versah

der junge Förster seinen Dienst und freute sich jeden Tag der Heimkehr zu seinem lieben Weibchen, welches das alte Waldhaus mit ihrem neuen Besitz so zierlich auszuschmücken verstand, daß Mutter Martha meinte, schöner könne es nirgends auf der Welt mehr sein. Nur einmal hatte Schwester Judith flüchtig eingesprochen und wieder viele Gründe gewußt, warum sie ihnen nie werde mit Geld aushelfen können. Sie begehrten dessen gar nicht; sie waren so reich an Gottvertrauen und Herzensfreudigkeit!

In Fried' und Freud' ging auch der Winter vorbei, und als es wieder Frühling wurde und die Vögelein ihre alten Quartiere auf den Bäumen vor den Fenstern des Waldhauses bezogen, da hatten sie diesmal Wiegenliedlein zu singen; ein herziger, rotwangiger Knabe lag drinnen, den der Vater mit lautem Jubel, die Großmutter mit glückseliger Bewunderung und Sibylle mit stillen Freudentränen begrüßt hatte.

11. Kunigundens Rückkehr.

Da saß einmal Sibylle wieder an ihrem alten Fenster, das jetzt der beste Platz für die Wiege war, und sang mit den Vögelein um die Wette, um den helläugigen Burschen zur Ruh' zu bringen, als sie eilige Schritte zum Haus kommen hörte. Hastig ward die Tür aufgerissen und herein trat Kunigunde mit glühendem Antlitz und zerstörtem Anzug; nicht mehr die stolze Fürstin, ach, auch nicht mehr das blühende Waldmädchen. „Wollt ihr mich aufnehmen?" fragte sie scheuen Tons die erschrockene Schwester. — Die Liebe trägt alles und überwindet alles. Ohne Fragen und Klagen, ohne Verwunderung und Vorwürfe eilten Sibylle und die Mutter der müden Verstörten liebevoll entgegen und halfen ihr zur Ruhe und Erquickung; auch Franz, als er heimkam, begrüßte sie freundlich und hielt Neugier und Erstaunen zurück. Erst nach einem ruhigen Schlummer im Mutterhaus, nachdem sie sich in die alten Gewänder aus ihrer Mädchenzeit gekleidet, die Sibylle sorgsam aufbewahrt hatte; nachdem eine herzliche Verzeihung ihrer Bitte zuvorgekommen war, vermochte Kunigunde in kurzen

Worten mitzuteilen, was sie zum Walde zurückgetrieben. „Ach, Mutter, ich hatte nicht nur vergessen, daß ich dein Kind, daß ich ein armes Mädchen, ich hatte fast vergessen, daß ich ein schwaches, sterbliches Geschöpf war. Den Stolz meines Gatten suchte ich zu überbieten, um ihm zu zeigen, daß meine niedere Geburt mir nicht anhänge. Nicht zu zählen sind die Handlungen des Übermuts, durch die wir unsere Untertanen gereizt, bis das Maß voll wurde. Eine verhältnismäßig unbedeutende Gewalttat meines Gemahls gab den Anlaß zu einer Empörung. Mein Mann fiel beim Versuch, ihr entgegenzutreten; seine Mutter floh; auf mich wandte sich der ganze Haß, die ganze Wut des Volkes. Ein barmherziger Diener half mir zur Flucht; seit drei Tagen irre ich in den Wäldern umher, bis ich euer Haus fand. Da, in der Stille des Waldes, ist mir meine Schuld und mein Herz recht klar geworden; die Macht und Hoheit kann zur segensreichen Sonne werden, in meiner Hand ist sie zur Brandfackel geworden; auf immer werfe ich sie von mir," und durchs offene Fenster, weit in den Wald hinaus, schleuderte sie den Rubin, der allein noch an ihrem Finger geblieben war, das letzte Abzeichen ihrer stolzen Vergangenheit.

12. Judiths Rückkehr.

Nicht lange war's, seit Kunigunde wieder heimgekehrt, als früh vor Tag ein ängstliches Pochen an der Haustür die Mutter weckte. Sie eilte zu öffnen und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Da stand Judith wie ein Gespenst, totenbleich, mit eingesunkenen Augen, kaum fähig, sich auf den Füßen zu erhalten, und bat mit hohler Stimme um Einlaß. Wo Hilfe not ist, vergißt eine Mutter schnell den Schrecken; auch das zweite Kind ward mit Liebe im Mutterhaus aufgenommen. Mit schmerzlicher Verwunderung sahen sich die zwei älteren Schwestern wieder, und es brauchte langer Zeit und treuer Pflege, bis die zum Tod erschöpfte Judith den Grund ihrer eiligen Flucht der Mutter erzählen konnte; sie tat es jetzt noch mit leisem Grauen.

„Ihr wißt es wohl, wie das Gold allmählich meine ganze

Seele eingenommen, mein Herz erkaltet hatte; neben dem Stolz kann die Liebe vielleicht noch Platz finden, neben der Geldgier niemals. Mißtrauen und Furcht zogen mit der Lieblosigkeit in meine Brust ein. Ich konnte niemand mehr im Hause leiden aus Furcht, bestohlen zu werden; allein mit meinem Mammon, so war mir wohl. Nicht nur das Bewußtsein des Besitzes genügte mir — von Genuß war keine Rede — der bloße Anblick, das Befühlen des Geldes gab mir Erquickung. Diesen Golddurst habe ich nicht erst von meiner Herrin gelernt, so weit hat sie ihn nie getrieben; er schlummerte in meiner Seele und wäre in unserer stillen Heimat nie so erwacht, auch bei der reichen Frau nicht, wenn ich nicht das Beten verlernt hätte. Da ich ohnehin nur mit Mißtrauen mein Geld in fremde Hände gab, so hatte ich mir einen baren Schatz gesammelt, der in einem nur mir bekannten, tief verborgenen Gewölb meines alten Hauses verwahrt war; diesen Schatz zu vermehren, zu zählen, zu betrachten, war die einzige Lust meines armseligen Lebens. Vor einigen Tagen schlich ich mich wieder in tiefer Nacht hinab; der Weg zum Gewölb geht durch Keller und Gänge, die innerste Türe mußte an eine Kette gehängt werden, um offen zu bleiben. Diesmal tat ich dies nicht fest genug; mit voller Wucht fiel die schwere, eiserne Tür ins Schloß, und vergeblich waren meine verzweifelten Anstrengungen, sie zu öffnen.

„Da war ich denn allein mit meinem Götzen! wie lange weiß ich nicht; mir dünkte es eine Ewigkeit, eine entsetzliche! Das dunkle Gewölb war nur von meiner Lampe erhellt, bis auch diese erlosch. Daß niemand mein Rufen, mein Klopfen, mein Jammergeschrei hören könne, wußte ich nur allzuwohl: alle äußeren Türen waren verschlossen, das Haus selbst wohl verriegelt, keine Seele darin; die fremden Leute, die meine wenigen Bedürfnisse ins Haus brachten, kehrten natürlich vor der verschlossenen Haustür um; so war ich hilflos, rettungslos allein, allein mit meinem Mammon! Hunger und Durst fingen an, mich zu quälen, grauenvolle Angst überwältigte mich. Am Ende dünkte mich, ich sei gestorben und das sei nun meine Verdammnis, in alle Ewigkeit mit dem Gelde allein zu bleiben. Keine Zunge kann die Qual dieser

Tage schildern, keine Hölle könnte das Gewissen besser aufrütteln.

„Endlich hörte ich Schritte oben; ich hörte klopfen, Türen öffnen und schließen; die Schritte kamen näher — in den Keller — ich täuschte mich nicht — allem nach waren es Diebe, Räuber, die das Haus plünderten; ach, mit welcher bangen Hoffnung dachte ich an die Möglichkeit, daß sie bis hierher dringen könnten! Nun hörte ich sagen: ‚Es muß mehr da sein,‘ — nun hörte ich die äußeren Türen einschlagen — jetzt standen sie mit einem Freudengeschrei vor der Eisentür!

„Ein seltsamer Instinkt gestattete mir nicht zu rufen; ich ersehnte und fürchtete ihre Ankunft; ich dachte, sie würden mich töten: aber nur hinaus! Sterben, sterben in freier Luft, schien mir Seligkeit.

„Zuletzt wich das Schloß ihren Werkzeugen, die Tür fuhr auf, und mit dem lauten Schrei: Luft, Luft! stürzte ich hinaus. Sie glaubten, ein Gespenst zu sehen, und flohen mit Entsetzen. Ich sah nicht mehr zurück; so schnell meine bebenden Knie mich trugen, eilte ich hinauf, hinaus, schloß die Türen des verwünschten Hauses, und hier bin ich! Behaltet mich, oder verstoßet mich! ich möchte gern sterben, nur Luft, Licht, nur freundliche Menschengesichter und kein Gold!“ — Und mit Grauen warf sie das Goldstück der Alten weit von sich, das sie noch an ihrem Halse fühlte.

Was treue Pflege, was liebevolle Freudigkeit, was frommes Gebet tun konnten, das geschah, um die arme Verstörte zu heilen, und bald wieder saß sie, genesen an Leib und Seele, im Kreis der Ihrigen.

Schluß.

So saßen die drei Waldschwestern wieder in dem alten Stübchen beisammen. Aber Kunigunde und Judith fühlten wohl, daß hier ihre Stätte nimmer sei, es war zu nahe bei dem Schauplatz ihres Glückes und ihres Elendes; ihrer Dienste bedurfte man hier nicht, und ohne es zu wollen, warf ihre Gegenwart einen Schatten auf das junge Glück der schuldlosen Schwester.

Franz war in die Stadt gegangen, um nach Judiths ver=

lassener Wohnung zu sehen; es schien, die Diebe seien zurückgekehrt; der Schatz war geplündert, doch wurde aus dem verkauften Hause, von ausgeliehenen Geldern noch vieles gerettet — Judith war das gleichgültig.

Da kam Franz aus seiner alten Heimat die Kunde zu, wie dort infolge des Krieges noch so viel Elend, so viel hilflose Waisen seien. Das regte in Kunigunden den Gedanken an, dorthin zu ziehen, um Kraft und Mittel, die ihnen noch geblieben, zu verwenden zur Rettung und zum Trost für andere, und Judith stimmte ihr freudig bei.

So schieden sie wieder von der Wadheimat, nicht in freudiger Erwartung wie das erstemal: — stillen Sinnes, in tiefer Wehmut, aber mit friedevollerem Herzen als damals. Die edle Gräfin, die Witwe von Franzens ehemaligem Herrn, unterstützte sie mit Rat und Beistand, und bald wurde denen daheim der Trost, daß sie nun geborgen im Frieden und wohltätigen Wirken lebten.

Das Waldhaus war und blieb eine Heimat stillen Glückes. Tüchtige Knaben und liebliche Mädchen blühten darin auf; frühe lernten sie von der Mutter ihre Wünsche bescheiden beschränken, ihre Begierden zähmen, das Ihre tun, und in Stille zu warten, was Gott ihnen b e s ch e i d e. Das Fläschchen behielt seine wohltätige Kraft und wirkte ganz in der Stille noch oft mit Segen. Einer der Söhne Sibyllens, der hinauszog und später Arzt wurde, hat einen so großen Namen erlangt, daß man vermutete, der Mutter Fläschlein habe sich ihm vererbt.

Vom Waldweiblein haben sie nichts mehr vernommen. Bald sind nun die hundert Jahre verflossen, nach deren Verlauf sie wieder erscheinen wird. Sollte sie eines von euch, meine lieben Leser, mit einer wunderbaren Gabe bedenken, so sehet wohl zu, daß ihr nicht versäumt, dazu den rechten Segen zu suchen, da, wo er zu suchen ist!

Die Ferien auf Schloß Bärenburg.

1. 's ist Vakanz.

In der Schulstube zu Steinheim war es hübsch warm, fast wie in einem Bratofen, obgleich die sehr verblichenen grünen Rouleaux die Sonne abhalten sollten. An solchen Tagen will Lernen und Lehren nicht recht vorwärts gehen, und der gute Herr Schulmeister hatte in diesem besonders heißen Sommer oft alle Mühe, sich und seine liebe Jugend wach zu halten. Wenn er auf dem schmalen Raum, der zwischen dem Katheder und den Schulbänken blieb, hin und her schritt wie ein Löwe, so fragten sich die Kinder ängstlich: „Du, warum ist er so bös?“ und wußten nicht, daß er das nur tat, um nicht auf dem Katheder einzuschlafen. Unter den Kindern war weniger Gefahr des Schlafes; denn wenn eins etwa den Kopf senken wollte, so kitzelte es das andere mit einer Feder unter der Nase, daß es rasch und erschrocken auffuhr.

Heute waren die Schüler nun gar nicht schläfrig, fleißig waren sie aber auch nicht. Sie sollten lesen, aber gar zu oft sahen sie vom Buch auf nach der Tür, als ob sie jemand erwarteten, und gewöhnlich kam doch zu dieser Zeit niemand, als etwa einmal eine allzu zärtliche Mutter, die sich beklagen wollte, wenn nach ihrer Meinung ihrem Michele oder Jakoble zuviel geschehen war. Heut aber war, nach alter Sitte, Schulmeisters Minchen und Amtmanns Emma zum Herrn Pfarrer gegangen, um zur Vakanz anzuhalten. So oft nämlich die Zeit der Ferien herannahte, verfaßte Herr Erdmann, der Schulmeister, wie das so der Brauch war, ein sehr höfliches Schreiben im Namen der Kinder, worin der Herr Pfarrer gebeten wurde, „da nun die Zeit der Ernte herannaht“, den Kindern Erlaubnis zu geben, die Schule zu ver-

säumen, „damit wir unsere Eltern bei der so beschwerlichen Feldarbeit unterstützen können“. Diese Bittschrift wurde sodann von dem besten Schüler schön abgeschrieben; um sie dem Herrn Pfarrer zu überreichen, wurden aber gewöhnlich Mädchen erwählt, weil diese manierlicher und zierlicher waren, als das ungeschlachte Bubenvolk.

Es war noch nie ein Fall vorgekommen, daß der Herr Pfarrer die erbetene Vakanz nicht erteilt hätte, und doch war unter all den Kindern eine Bewegung und Unruhe, die sie nicht zum Stillsitzen kommen ließ: beinahe wäre eine kleine Revolution ausgebrochen; selbst Schulmeisters Fritz wollte nicht mehr recht ruhig auf seinem Platze bleiben und rutschte ungeduldig hin und her. Und Fritz war doch der Erste und der Geschickteste in der Schule, war zum Theologen bestimmt und wurde von dem Herrn Pfarrer in Latein und Griechisch unterrichtet, und hatte die Verpflichtung, den anderen mit gutem Beispiel voranzugehen! Dieser ehrenvolle Posten hatte ihm freilich auch eine ungewöhnliche Anzahl Schläge von seinem Vater eingetragen, bis er so weit hergezogen war, daß der Schulmeister mit väterlichem Stolz sagen konnte, wenn die anderen faul oder unartig waren: „Da, sehet auf meinen Fritzle!“

Endlich ging die Türe auf, und die Mädchen, die diesmal sogar in den Augen der Buben eine besondere Wichtigkeit hatten, traten ein, recht hübsch herausgeputzt mit glatten, schöngeflochtenen Zöpfen und rosenfarbenen Kleidern: — „'s ist Vakanz!“ berichteten sie mit rotglühenden Gesichtern dem Herrn Schulmeister. — „'s ist Vakanz!“ flüsterte es laut und leise; der Schulmeister aber schlug gewaltig mit seinem Haselstock auf den Katheder, daß eine Stille eintrat und rief mit mächtiger Stimme: „Silentium! — das heißt: haltet's Maul! Der Herr Pfarrer haben Vakanz bewilligt. — Fritzle, sag's du auf lateinisch!“ — „Hodie ferias habemus,“ verkündete Fritz mit schallendem Tone. — „So, das heißt: heute haben wir Vakanz,“ erklärte der Schulmeister. — „Ihr verstehet's zwar nicht, ist auch nicht nötig; aber nutzt's nichts, so schadet's nichts; ihr wißt nicht, wo ihr's brauchen könnt. Also, drei Schönschriften schreibt jedes, ferner repetiert ihr die sechs bezeichneten Lieder und zwei Seiten Sprüche; neu auswendig zu

lernen ist das Lied ‚Die Ernt' ist da, es winkt der Halm!‘ Nun haltet euch gut und seid fleißig und gehet fein still und manierlich nach Haus!“

Ja, fein still und manierlich! Wie eine wilde Herde brach die kleine Schar aus der geöffneten Schultüre ins Freie hinaus. „Juheh, Vakanz!“ riefen sie frohlockend; selbst der musterhafte Fritz tat einen so ungebührlichen Juhschrei, daß ihn sein Vater, der gerade auch nicht schlimm aufgelegt war, ermahnend hinten am Haar zupfte. Draußen verteilte sich das wilde Heer; manche unter ihnen traten in eine so erbärmliche, so freudlose Heimat, daß ihnen die Schule dagegen ein Paradies hätte scheinen sollen, und doch jubelten sie, daß es Vakanz war und wir können es ihnen nicht verargen: es ist der Segen der Arbeit, einer regelmäßigen Beschäftigung, der das Gefühl der Freiheit zu einem so goldenen macht; der verwahrloste Junge, der Tag für Tag müßig herumschlendern darf, hat gewiß nie das glückselige Gefühl der Vakanz empfunden.

Der Herr Schulmeister daheim vertauschte sein dünnes Schulröcklein mit dem Hauswams und setzte sich behaglich aufs hölzerne Kanapee, auf das ihm die Frau ein Polsterchen genäht hatte; zu Schlafrock und Sofa hatte er's noch nicht gebracht. — „So, gottlob, auch wieder ein Abschnitt!“ sagte der müde und vielgeplagte Mann, „soll mir gut tun ein bißchen Ausruhen und meinem Garten auch. — Der Amtmann hat mir schöne Nelkenabsenker versprochen, und zu den Sommerpflanzen ist es immer noch Zeit; das wollen wir recht schön machen, Mutter!“ — „Ja, ja, Vater,“ sagte die gefällige Frau, „nur aber frühmorgens und nicht in der ärgsten Mittagshitze.“

Fritz hatte indes mit Minchen eifrig und geheimnisvoll in einer Ecke geflüstert. „Sag' du's!“ sagte endlich Minchen. — „Nein, sag's lieber du!“ erwiderte Fritz. Nun, Minchen, die ja heut beim Herrn Pfarrer gewesen war, konnte schon ein Wort bei dem Vater wagen und hub, zuerst schüchtern, dann herzhaft an: — „Aber, Vater, wird's wahr?“ — „Was wahr?“ fragte der Vater. — „Dürfen wir?“ fragte Minchen wieder schüchtern. — „Was dürfen?“ fragte der Vater wieder. — „Zur Frau Dote

Kastellanin!“ rief Fritz jetzt mutig aus, erstaunt über seine eigene Keckheit. — „Ja, o ja, Vater!“ bat jetzt Minchen dringend und schmeichelnd, „nicht wahr, Mutter, du erlaubst's? — und gelt, Vater, wenn's die Mutter erlaubt hat, so ist dir's auch recht?“

„Und die Frau Dote hat uns eingeladen,“ versicherte Fritz ernsthaft, und du hast's versprochen; weißt du, Vater, du hältst immer dein Wort.“ — „Nun ja, was meinst du, Mutter?“ sagte etwas unschlüssig der gutmütige Vater. — „Ich weiß nicht,“ sagte bedenklich die Mutter, „ob's der Frau Dote so ernst gewesen ist, und der Weg ist so weit . . .“ — „O, Mutter!“ rief Fritz, „fünf Stunden auf dem nächsten Weg, das können wir wohl.“ — „Du wirst auch Minchen nicht entbehren können?“ meinte der Vater. — „Nun, was das betrifft,“ sagte lächelnd die Mutter, „so denke ich schon zurechtzukommen; Paulchen kriecht ja schon allein herum und Adolf tut im Garten bei uns gut. — Ich meine,“ setzte sie mit verstohlenem Lächeln hinzu, „wenn du es erlaubst, Vater, so könnte man ihnen diesmal die Freude lassen; habe auch schon ihr Bündelein ein bißchen gerüstet.“ — „O Mutter, du bist noch viel braver, als du's merken läßt,“ rief jubelnd Minchen; Fritz warf seine Mütze in die Höhe und rief: „Juchhe, in die weite Welt!“ — Die Einwilligung des Vaters wurde schweigend vorausgesetzt und die Reise mit einem Eifer besprochen, als ob es eine Fahrt um die Welt gälte.

2. Die Reise.

Früh vor Tag am anderen Morgen waren die Kinder schon auf. Minchen hatte sich ohne Hilfe gekämmt und geflochten, um der Mutter zu zeigen, daß man sie wohl allein in die Fremde schicken könne; auch Fritz war gekämmt, gebürstet und gewaschen, fix und fertig; an den heißen Sommertagen mußte man früh ausgehen.

Der Schulmeister hatte den Kindern eine ganz genaue Beschreibung des Weges und aller Ortschaften, durch die sie kommen mußten, aufgesetzt; die Mutter legte in Minchens Körbchen Brot

und Frühbirnen zur Wegzehrung und schöne frische Butter für die Frau Dote, sorgsam in feuchte grüne Blätter gewickelt. Fritzens Ranzen war reichlich vollgepackt; er trug zu seinem Sonntagsanzug auch noch ein Kleid von Minchen darin und allerlei Gegenstände, die ihm für eine so unerhört große Reise notwendig schienen. Minchen durfte nur das Körbchen tragen und den ungeheuerlichen, roten Regenschirm, ein altes Familienerbstück, das die Mutter ihnen für alle Notfälle mitgab; mit Brot und süßer Milch hatten sie sich reichlich gelabt. Nun nahm Fritz sein Mützchen und den neugeschnittenen Haselstock in die Hand, Minchen setzte den runden Strohhut auf und hängte das Körbchen an den Arm; das Herzchen wurde ihr fast ein wenig schwer bei diesem ersten größern Abschied ihres Lebens, und die gute Mutter wurde gar nicht fertig mit Ermahnungen und Ratschlägen und Grüßen und Empfehlungen für die Frau Dote. Endlich aber war das letzte Lebewohl gesagt; einträchtig mit all dem seligen Reisemut junger Herzen zogen die Geschwister ihres Weges. Die Eltern blickten ihnen noch nach, bis sie um die Ecke waren; dann ging der Vater in sein liebes Blumengärtchen und die Mutter ins Haus, um nach ihren schlafenden Kleinen zu sehen.

Minchens schweres Herz wurde bald leicht, als sie so in der klaren Morgenfrische dem hellen Tag entgegenschritten. Die Schulmeisterskinder waren nicht verwöhnt durch Lustpartien und Vergnügungen; all ihre Reisen waren noch nicht weiter gegangen, als eine Stunde Weges, nach Elfingen, wo die Großmutter wohnte, und jetzt galt es eine so große Reise, und zu der Frau Kastellanin, die in einem fürstlichen Schlosse wohnte! Wie fröhlich klopften ihre Herzen, wie glänzend malten sie sich die Herrlichkeiten aus, die ihrer warteten!

Die Frau Dote Kastellanin war Kammerjungfer bei der Herrschaft in Erlichhofen, dem ersten Dienstorte des Schulmeisters, gewesen; sie hatte sich damals mit der Familie herzlich befreundet und sich als eine erfahrene Person der jungen Frau Schulmeisterin treulich angenommen, so daß der schwarzäugige Fritz als Patchen ihrem besonderen Schutz empfohlen wurde. Später war der Schulmeister weit weg befördert worden und sie hörten wenig

mehr von Jungfer Lisette, bis diese ihnen einen Besuch machte mit ihrem Gemahl, dem alten Kastellan auf dem fürstlichen Jagdschloß Bärenburg, den sie, selbst schon in sehr gesetzten Jahren, geheiratet hatte. Schulmeisters hatten einmal den Besuch erwidert, aber zum Gehen war der Weg für die etwas zarte Frau zu weit, und fahren ist für einen Schulmeister eine zu kostbare Sache. Die Frau Kastellanin aber wurde gar bald die Pflegerin ihres kränklichen Mannes und nun, da ihr seit seinem Tode die Verwaltung des Schlosses allein übergeben war, konnte sie sich nicht entschließen, die anvertrauten Räume nur einen Tag zu verlassen. Aber seit lange schon hatte sie ihr Patchen und seine Schwester zu sich eingeladen, und heute endlich sollte dieser Plan in Erfüllung gehen.

Unter fröhlichen Gesprächen schritten die Kinder vorwärts; bald waren sie über das wohlbekannte Gebiet des nächsten Dorfes hinausgekommen, und nun gab es lauter neue Entdeckungen. — „Aber sieh, das Bächlein, das läuft viel lustiger, als unser langweiliger Steinbach daheim!" — „Sieh mal, da liegt am Berg ein Kirchhof mit lauter weißen Kreuzen," sagte Minchen wehmütig. — „Ein schöner Kirchhof!" lachte Fritz hell auf, „eine Gansherde ist's; hörst du jetzt, wie sie schnattern?" — „Wirklich ja," sagte Minchen, der es leid tat, daß sie vergebens so traurig geworden war. „Ei, welch seltsamer Kirchturm! siehst du, da sind vier junge Türmlein um einen großen alten; und guck einmal, da haben sie das Storchennest auf dem Rathaus, wie närrisch! ein Storchennest gehört doch auf die Kirche."

Allmählich aber erlahmte der Eifer, neue Entdeckungen zu machen, das muntere Geplauder verstummte und die Schritte wurden matter und matter; die Sonne brannte schon heiß und die Kinder waren des weiten Gehens ungewohnt. Daheim hatten sie sich so sehr ihrer Kraft gerühmt, daß sich nun jedes scheute, dem andern zu gestehen, wie müde es war, bis endlich Minchen sagte: „Du, Fritz, wie weit ist's noch?"

„Da müssen wir uns setzen, damit ich meine Reiseroute studieren kann," sagte Fritz wichtig, und sie suchten sich ein hübsches, schattiges Plätzchen an einem Rain im Weidengebüsch;

mit großer Erleichterung warf Fritz den Ranzen auf die Erde und dehnte sich behaglich auf dem weichen Sitz. „Mösigheim ½ Stunde," studierte er auf der Anweisung des Vaters, „da sind wir vorbei; Erlach, 1 Stunde, das war der Ort mit dem seltsamen Kirchturm; Rotenhof, 2 Stunden, das wird das schöne Bauernhaus sein, das dort unten zwischen den Obstbäumen liegt; dann kommt Dieselsburg: dort, hat der Vater gesagt, sollen wir zuerst ausruhen. Nun, wir mußten doch die Reisekarte mit Ruhe studieren; wir bleiben lieber noch ein bißchen sitzen." — „Ach ja," seufzte Minchen, die recht gründlich müde war, „sind wir bald am Schloß?" — „Das gerade nicht," sagte Fritz kleinlaut; „wir sind nun zwei und eine halbe Stunde gegangen und haben noch drei und eine halbe zu gehen." — O, das ist doch unmöglich," rief Minchen, „es ist ja nur fünf Stunden." — „Da sieh!" sagte Fritz und mit größter Wichtigkeit zog er des Vaters silberne Uhr, so dick und schwer wie ein Bettwärmer, hervor, die ihm zu dieser Reise anvertraut worden war; „wir sind um fünf ausgegangen, jetzt ist's acht Uhr; wir gehen nur ein bißchen länger, als auf den Wegzeigern steht." — „Erst acht Uhr und schon so heiß!" seufzte Minchen; „du, ich möchte ein wenig schlafen." — „Schlaf nur!" sagte Fritz in väterlichem Ton, „ich hüte dich derweil; wenn du eine halbe Stunde schläfst, so können wir immer noch bis Mittag bei der Frau Dote sein." Minchen legte ihr zusammengewickeltes Tuch, das ihr die Mutter für kühle Abende mitgegeben hatte, unter den Kopf und schlief süß ein. Fritz dachte, er könne die schöne Gegend auch besser liegend ansehen; sein vollgestopfter Ranzen gab ein prächtiges Kopfkissen, und bald schliefen die zwei Kinder, die vergangene Nacht fast gar nicht geruht hatten, um die Wette. Sie vergaßen Hitze, Müdigkeit und den quälenden Durst, den die genossenen Birnen, die nicht sehr saftig waren, noch verstärkt hatten. Fritz vergaß sogar, daß er nicht nur seine Schwester, sondern auch die kostbare Uhr des Vaters zu behüten hatte; sie schliefen und schliefen, so sanft und fest, wie in ihrem Bette daheim.

„Na, was liegen da für zwei Wandersleut'?" hörte endlich Fritz rufen, als er aus einem langen, gesunden Schlaf aufwachte; verwundert sah er auf und rieb sich die Augen, als er grüne

Bäume und blauen Himmel über sich sah, statt der weißgegipsten Stubendecke daheim, und ein großer, wohlbehäbiger Bauersmann vor ihm stand. „He, Bürschlein, wo kommt ihr her?“ Fritz war bald wieder besonnen, und während Minchen langsam erwachte und, wie er, erstaunt um sich blickte, erzählte er dem Bauern ihre Herkunft und ihren Reiseplan und zeigte ihm zur Beglaubigung die silberne Uhr des Vaters und die Reiseroute.

„So, so, nach Bärenburg geht's; die Frau Kastellanin kenne ich wohl, das ist eine rechte Frau; aber vier rechtschaffene Stunden sind's noch bis dahin; wie steht's mit dem Fußwerk?“

Fritz sprang auf und fühlte sich bald wieder rüstig auf den Füßen, Minchens Beine aber waren von der Ruhe erst steif geworden, und die ersten Schritte gingen gar mühselig. — „Na, das Jungferle ist das Weitlaufen noch nicht gewöhnt,“ sagte der Bauer gutmütig, „bis zu meinem Haus dort unten wird's wohl noch reichen; dann müssen wir weiter sehen.“

Was war das ein schönes, stattliches Bauernhaus, mit dem netten Gärtchen davor und der prächtigen Wiese dahinter und der guten kühlen Stube, die durch das tief herabgehende Strohdach vor der Sonne geschützt war! dazu die freundliche Bäuerin, die sie mit köstlicher Buttermilch und frischem Flammkuchen erquickte, da sie eben heute Brot gebacken hatte. Den Kindern ging es ja gar zu gut. Minchen hatte schon allerlei gehört und gelesen von den Gefahren der Welt; wenn aber überall in der Welt die Leute so gut waren, so konnte es nicht so schlimm darin aussehen. Die Bäuerin, die auf diesem Hof erzogen und ihr Leben lang nicht weiter als bis Dieselsburg gekommen war, hatte großes Mitleid mit den Kindern, die so weit herkamen; sie ließ sie durchaus nicht vor dem Mittagessen fort, obgleich sich die beiden an Kuchen und Buttermilch schon so reichlich gelabt hatten, daß sie dem prächtigen geschmälzten Haferbrei fast keine Ehre mehr antun konnten.

Die Kinder des Hofbauern, die wohl erhitzt von der Schule heimkamen, betrachteten sehr verwundert die gereisten Kinder, die ihnen ganz städtisch erschienen, obgleich Steinheim eben auch keine Residenz ist; bald aber wurden sie zutraulich, nahmen sie mit in den Stall und zeigten ihnen ein Kalb und junge Zicklein.

Es wäre den Kindern so wohl gewesen in diesem freundlichen Hause, aber die vier rechtschaffenen Stunden, die der Bauer genannt, standen Minchen schwer vor der Seele; wie sollte das noch möglich sein?

„Wißt ihr was?“ sagte der Bauer, als sie nachmittags daran dachten, ihr Bündel zu schnüren — „ich hab' schon lang versprochen, einen Wagen Stroh nach Kochendorf zu führen; heut nachmittag kann ich mit den Rossen nicht viel mehr anfangen, da führ' ich mein Stroh und ihr könnt weich darauf sitzen. Von Kochendorf habt ihr noch ein nettes Halbstündlein ins Bärenschloß hinunter; ich fahr' in der Abendkühle heim und ihr kommt an euer Ziel.“

Gesagt, getan! Fritz tat es ein wenig leid, daß nichts aus der Fußtour wurde, mit der er sich so mausig gemacht hatte; Minchen war nicht ehrgeizig, sie nahm mit großem Vergnügen Platz hoch oben auf dem weichen Strohpolster. Die schöne Butter, die ihr die Mutter für die Frau Dote mitgegeben, war ein bißchen weich geworden und beinah zerschmolzen; die freundliche Bäuerin gab ihr dafür von der ihrigen, die ganz frisch und noch viel schöner gelb war und die sie in eiskaltem Wasser fest erhalten hatte.

Ein bißchen hin und her gerüttelt und gestoßen, dann aber auch wieder sanft gewiegt, da es nicht allzu rasch ging, kamen die Kinder gegen Abend in Kochendorf an. Der Knecht half ihnen von ihrem hohen Thronsitz herab, Minchen reinigte sich und Fritz sorgfältig von den anhängenden Strohhalmen; dann nahmen sie ihre Bündelein zur Hand, und nach freundlichem, dankbarem Abschied von dem gutmütigen Bauern, schritten sie mit neugestärkten Kräften munter und rüstig in der kühleren Abendluft auf dem bezeichneten Wege vorwärts.

Es ging zuerst einen schmalen, grünen Pfad zwischen dichten Hecken, wo sie kaum ein paar Schritte voraussahen, bis der Weg in eine breite, prächtige Allee von alten Lindenbäumen führte, die den herrlichsten Duft ausströmten. Erwartungsvoll, mit klopfendem Herzen, schritten die Kinder auf diesem Wege weiter, der schon ganz vornehm und ungewohnt für sie war.

3. Die Frau Dote.

Da — mit einem Male öffnete sich der Weg und in altertümlicher Pracht hob sich das Schloß vor ihren erstaunten Augen! Zwei riesige Bären von Stein, die ihm den Namen gegeben, lagen als Wächter davor; springende Hirsche an den Pfeilern, ein ungeheures Hirschgeweih auf der Krone bezeichneten es als ehemaliges Jagdschloß. Vom Schloß führten aus hohen Glastüren breite Stufen zu dem grünen Rasenboden des Vorplatzes, wo unter Blumengebüschen ein prachtvoller Springbrunnen in die Höhe stieg. Die goldene Abendsonne erleuchtete mit ihrem letzten Strahl den schönen, alten Bau; die Kinder standen wie verzückt, sie glaubten, ins Feenland eingetreten zu sein.

„Nu, wohin soll's gehen?" fragte etwas verwundert, aber nicht eben unfreundlich, ein alter, wohlbeleibter Herr in blauer Uniform mit weißen Tressen besetzt, der, einen Stock mit Schnüren und Quasten in der Hand, langsam auf und ab spazierte, und den Fritz wenigstens für einen General hielt; es fiel ihm gar kein vornehm genuger Titel ein, mit dem er einen solchen Herrn anreden könnte. „Verzeihung, Euer Liebden" (er hatte diesen Titel für einen vornehmen Herrn in einem alten Kalender gelesen), „Verzeihung, aber wir wollten nur zu der Frau Kastellanin. Sie ist meine Dote," setzte er mit einigem Stolz hinzu.

„Ah so, zu der Frau Kastellanin Walter," sagte jetzt gnädig und wohlgefällig, über den vornehmen Titel lächelnd, der Portier, denn das war der vornehme Herr; „da müßt ihr dort auf der Seite an der kleineren Tür läuten; die Frau Kastellanin hat mir gesagt, daß sie Besuch erwarte." Und er zeigte ihnen mit seinem Stock die Richtung, nach der sie gehen mußten.

Ermutigt durch diesen gnädigen Empfang und doch wieder ängstlich, traten die Kinder an den bezeichneten Seitenflügel des Schlosses, der nach dem innern Hofe zu ging; und hier erschien ihnen das Schloß, das nach dieser Seite hin schon in tiefem Schatten lag, noch ehrwürdiger und geheimnisvoller als von vorne. Zur Seite auf der Bank in einem kleinen Gärtchen saß eine stattliche Frau, die Hände behaglich ineinander gelegt und

wandte den Kopf nach den schüchtern nähertretenden Kindern. „Ei, ei, da kommen am Ende gar meine Schulmeisterlein!“ rief sie ihnen freundlich entgegen, „nu, das ist schön, daß es einmal wahr geworden ist! Ja, ja, Berg und Tal kommen nicht zusammen, aber die Leute! wie hätt' ich gedacht, als ich den kleinen, kleinwinzigen Fritz auf meinem Arm zur Taufe trug und so geschweigte, um ihn ja recht still zu erhalten, daß er als so ein netter Bursch zu mir kommen werde! Grüß euch Gott, Kinder! kommt nur mit hinein, ihr werdet hungrig sein.“

Behaglicher als das Stübchen der Frau Dote konnte man sich gar nichts vorstellen; die Kinder meinten, die Fürstin selbst könne nicht schöner wohnen. Es war mit alten, geschnörkelten Möbeln, die im Schlosse entbehrlich geworden, ausgestattet: ein kleines Sofa und hochlehnige Stühle von verblichenem, blauem Seidendamast, eine Kommode und Tischchen von künstlicher Arbeit mit Vergoldung; ein bunter Ofenschirm, auf dem eine Schäferin mit längstverblichenen Wangen eine Herde kunstvoll gestickter Schafe weidet; am Ofen ein wollengefüttertes Körbchen, in dem ein fetter Mops schlief und nur schlaftrunken ein wenig knurrte beim Eintritt der Kinder; in einem sehr schönen Käfig am Fenster ein Kanarienvogel, der aus Altersschwäche nicht mehr singen konnte; Vasen mit künstlichen Blumen; alte Bildnisse fürstlicher Personen, allerlei im Schlosse entbehrliche Pracht gaben dem Zimmer in der Tat ein fürstliches Ansehen, und die Kinder, die noch nichts Schöneres gesehen, als das bunte Zitzsofa der Frau Pfarrerin daheim, verstummten in ehrfurchtsvoller Bewunderung.

Bei Frau Walter konnte man aber nicht zu lange schüchtern bleiben; sie war lebhaft und gesprächig und wußte bald der Kinder Vertrauen zu erwecken. Sie ließ sich erzählen von ihrem Leben daheim, von Vater, Mutter und Geschwistern; sie erzählte ihnen von der Zeit, wo sie mit ihren Eltern beisammen gelebt hatte. — „Ich hatte keinen leichten Lebensweg damals,“ sagte sie, „war früh verwaist und lange Jahre unter Fremden herumgestoßen. Mein gnädiges Fräulein, obgleich nicht von sehr hohem Adel, war gar wunderlich und stolz, wie denn überhaupt die, welche nur ein bißchen vornehm sind, meist weniger Leutseligkeit haben, als die

ganz Vornehmen. Ich hatte keine Eltern und keine Geschwister und kam mir so gar allein auf der Welt vor. Da kamen eure Eltern, und weil ich selbst ein Schulmeisterskind bin, so habe ich immer viel auf die Schulmeister gehalten; eure Mutter war gar sanfter, schüchterner Natur, ich war viel älter und wußte Bescheid unter den Leuten. Ich konnte ihr mancherlei helfen und ich fand bei euren Eltern ein Geschwisterhaus; wir haben gute Zeiten miteinander verlebt in Freud und Leid. Ich hätt's nicht mehr ausgehalten, als sie fort waren, wenn ich nicht meinen seligen Mann, den Kastellan, hätte kennen lernen und hierher gekommen wäre, wo es doch ein ganz ander Ding ist, als auf so einem simpeln freiherrlichen Schloß."

„War der Herr Kastellan so vornehm wie der Herr draußen mit dem blauen Rock?" fragte Fritz.

„Wie der?" fragte Frau Walter mit beleidigtem Stolz; „geh' das ist ja ein simpler Portier und war sein Untergebener! Nein, meinen Mann selig hättet ihr sehen sollen in seiner stattlichen Amtsuniform mit seinen schönen weißen Haaren, wie er mit dem Schlüsselbund den Herrschaften voranging durch das Schloß und alles zu erzählen wußte von den alten Fürsten selig bis hinauf zu dem höchstseligen Karl dem Großen! Ich habe alles gut von ihm gelernt und es ist mir, als sei ich in dem Schloß hier geboren und erzogen. Aber nun, Kinder, laßt's euch schmecken! Babett hat uns ein Rosinenmüslein gekocht; heute müßt ihr bald ins Bett, weil ihr müde seid, morgen dürft ihr dann auch alles ansehen."

Die Kinder hätten freilich gar zu gern heute nochmal ein wenig das Schloß angesehen; — durchs Fenster sahen sie nur im Mondschein geheimnisvolle Steinbilder in den Gebüschen und hörten den Springbrunnen rauschen: — aber sie fügten sich willig, und nachdem sie dem Rosinenmus der Babett gehörige Ehre angetan, ließen sie sich zu ihrer Schlafstätte führen, die ein neues Vergnügen für sie war. Für Minchen war in dem netten Schlafstübchen der Frau Kastellanin ein Bett bereit; Fritzens Lager stand in einem Rumpelkämmerlein, wo allerlei Raritäten aufgehäuft waren. Sie vergaßen nicht, daß sie der Mutter versprochen, vor dem Einschlafen Gott zu danken, wenn er sie glücklich ans Ziel

geführt habe. Minchen sah im Entschlummern auf ein großes Bild irgendeines fürstlichen Kindes mit rosenrotem Reifröcklein und hoher Frisur; Fritz aber hatte eine alte spanische Wand vor Augen, auf der eine indische Prinzessin auf einem Elefanten ritt. Sie schliefen beide bald ein zu gar wunderbaren Träumen.

4. Schloß Bärenburg.

Das Erwachen war noch viel wunderbarer. Wie sie die Augen öffneten und gar nicht wußten, wo sie waren und dachten, sie seien noch daheim zu Steinheim in dem engen Schlafstübchen, bis ihnen einfiel, daß sie nun wirklich und wahrhaftig in einem Schloß aufwachen — wie Minchen ein hübsches porzellanenes Lavoir bereit fand, während daheim alle Geschwister nacheinander die eine blecherne Waschschüssel an dem Brunnen hatten füllen müssen — dann der Frühstückstisch mit dem zierlichen altmodischen, blau und weißen Porzellangeschirr und Anisbrötchen, denn frisch Brot gab es nicht alle Tage auf Schloß Bärenburg: das alles war wie in einem Feenmärchen.

Und doch war das erst der Anfang zu den Herrlichkeiten, die sich ihren entzückten Blicken auftaten, als die Frau Kastellanin den großen ehrwürdigen Schlüsselbund nahm und die Kinder durch die Gemächer und Säle des Schlosses führte. Leise, ganz leise und vorsichtig schritten sie auf dem schmalen Teppichpfad dahin, der über die gebohnten Parkettböden gelegt war; mit ehrfurchtsvollem Schauer nur hier und da entfuhr ihnen ein lauter Ausruf des Erstaunens, wenn ihnen ihre eigene Gestalt aus einer hohen Spiegeltür entgegentrat, oder wenn sie sonst etwas sehr Prächtiges und Ungewohntes erblickten.

Durch die Stufen, die vom Garten aus zu der hohen Glastüre führten, trat man in den Speisesaal, wo sonst die Herren nach der Jagd zu tafeln pflegten. Die schöngemalten Tapeten stellten einen Wald vor, aus dessen dichtem Gebüsch hier und da ein schlankes Reh hervorlauschte, oder wo in einem klaren See ein prächtiger Edelhirsch seinen Durst stillte, oder an einem Baum-

stamm ein gewaltiger Eber seinen Zahn wetzte. Oben am Plafond schwebten Edelfalken und Reiher in schöngemalten Wolken; die Trinkgeschirre und Tafelgeräte, die ein altertümlicher Glasschrank zeigte, waren alle aus Hirsch- und Rehgeweihen geformt oder damit verziert; stattliche Hirschgeweihe waren an den Wänden befestigt und darunter die Inschrift, wann dieser oder jener hochselige Fürst das Stück Wild geschossen, dem dieser Hauptschmuck einst gehörte. Dann kamen kleinere Zimmer, immer eines schöner als das andere: das Lieblingsgemach der letztverstorbenen Fürstin, mit himmelblauer Seide ausgeschlagen; ein Tanzsaal mit den prächtigsten Wandgemälden: Frauen und Herren in altertümlichen Gewändern und Reifröcken, die zierliche Pas und Verbeugungen gegeneinander machten; ein düsteres Gemach mit dunkelrotem Seidendamast, darin eine große Bettstelle mit reicher Vergoldung stand, in der einmal ein verfolgter Kaiser geschlafen hatte. Minchen fürchtete sich fast in diesem Zimmer und drängte sich dichter an die Frau Kastellanin. „Da setz dich, Kind!" sagte diese, „du wirst müde sein," und deutete auf einen prächtigen Armsessel von blauem Seidenzeug, der zur Seite des Bettes stand. Schüchtern ließ sich Minchen nieder, aber sie fuhr erschrocken wieder auf, als in diesem Augenblick aus dem Sessel eine Melodie ertönte in den lieblichsten Flötentönen: „Freut euch des Lebens", was ihnen der Vater, wenn er gut aufgelegt war, auf dem alten Spinett daheim oft vorgespielt hatte. Das war noch das Wunderbarste: ein Sessel, der Musik machte und dazu noch schönere, als der Vater selbst! Von da an traten sie noch leiser auf und schauten oft scheu um sich, ob nicht noch einmal so ein Wunder auftauche.

Die Frau Kastellanin hatte sich durch ihren seligen Mann, der als der Sohn des gar alten Kastellans hier geboren und großgewachsen war, so eingelebt in das Schloß, daß sie es wie ihr Eigentum ansah; die Freude und das Erstaunen der Kinder über seine Herrlichkeiten taten ihr wohl, mehr als wenn man sie selbst gelobt hätte. „Nicht wahr, da ist's schön?" fragte sie Minchen, als sie die letzte Zimmertür geschlossen. „Arg schön zum Angucken," sagte diese unschuldig; „aber drin bleiben möcht' ich,

glaub' ich, nicht; ich weiß gar kein Plätzchen, wo ich mit meinem Strickzeug hinsitzen möchte."

Aber solche Plätze fanden sich um so schönere und liebere in dem Garten, der den Kindern eine neue Wunderwelt auftat. Nach ihrem Garten daheim, der im Dorf und sogar in der Umgegend berühmt war, hatten sie sich unter einem Garten ein schönes ebenes Stück Land gedacht, in gerade Gemüsebeete geteilt, die mit hübschen Blumenrabatten eingefaßt waren, und oben in der Mitte eine grün angestrichene Lauberhütte: hier aber war's so ganz anders.

Zunächst dem Schloß war der Garten noch im Zopfgeschmack, wie die Frau Kastellanin sagte, mit zierlich verschnörkelten Beeten, die Wege mit bunten Kieseln bestreut, dazwischen Taxusbäume in allerlei seltsame Formen verschnitten: Kugeln, Pyramiden, sogar Menschengestalten, in der Mitte ein Springbrunnen, fast höher als der auf der Vorderseite. Aber weit hinter dem Schlosse zog sich der Park hin mit Gebüschen, in denen wundersame Bildsäulen standen; mit grünen Rasenplätzen, aus denen die herrlichsten bunten Blumenbeete erblühten; ein kleiner See mit einem weiß und rot bemalten Schifflein; eine Hütte von Baumstämmen, darin saß ein alter Einsiedler in brauner Kutte mit weißem Bart vor einem großen Buch: der wandte den Kopf und schob seine Brille in die Höhe, wenn man die Türe öffnete.

Minchen, selbst der beherzte Fritz, war zuerst schreiend davongesprungen, bis sie sich allmählich an das Wunder gewöhnten und der Dote glaubten, daß der Alte nur eine gemachte Figur sei, ohne daß sie jedoch die künstliche Einrichtung begriffen.

Da waren denn köstliche Plätzchen im Gebüsch auf weichen Rasenbänken vor dem See, auf dem zwei alte müde Schwäne aus früherer Zeit herumschwammen; hier konnten sie zusammensitzen und sich Märchen und Geschichten erzählen. Sie wurden gar nicht fertig mit neuen Entdeckungen im Garten, und Fritz kam schwer dazu, die ausführliche Reisebeschreibung zu verfassen, die er dem Vater hatte versprechen müssen.

Die beiden Kinder waren an ein gar einfaches, arbeitsames Leben gewöhnt; so waren ihnen denn diese Ferientage ein Zeit

des reinsten Genusses. Minchen, zum Frühaufstehen erzogen, war immer morgens zuerst fix und fertig und streckte ihren Kopf in Fritzens Kämmerchen, der meist noch schlief. Alle Morgen fragte Fritz: „Du, Minchen, ist's kein Traum?" und Minchen sagte lachend: — „Nein, 's ist kein Traum!" Neben all der lautern Lust und Freude an der schönen Umgebung taten sie auch ihr möglichstes, sich der Frau Dote nützlich zu machen. Fritz spaltete ihr klein Holz und schichtete es ordentlich in der Küche auf; zusammen halfen sie ihr das kleine Gärtchen besorgen, das sie zur eigenen Nutznießung hatte; Minchen fädelte ihr die Nadel ein, was nicht so recht mehr mit ihren alternden Augen gehen wollte. Die Frau Dote lehrte sie dagegen allerlei Kunstgriffe im Nähen und erzählte ihr von den prächtigen Garderoben, die sie verfertigt und hergestellt, als sie noch Kammerjungfer gewesen.

„Ach, wie gut haben's die vornehmen Leute!" seufzte Minchen; „wenn ich denke, wie sich die Mutter besinnt, bis sie sich ein kattunenes Kleidchen kauft, und die Gräfinnen haben Atlas und Samt und Seidenflor! . . ."

„Laß dich's nicht anfechten, Kind!" sagte Frau Walter, „sind oft schwere Herzen unter dem leichten Flor und glänzenden Seidenzeug; ich bin meines bescheidenen Standes erst recht froh geworden, als ich tiefer hineinsehen lernte in das vornehme Leben."

„Ja, ich muß sagen," meinte Fritz, der an einem Nebentischchen an seiner Reisebeschreibung schrieb, „der Herr Portier drunten kam mir zuerst so gar vornehm vor; wenn ich aber alle Tage meines Lebens so auf- und abspazieren müßte vor dem schönen Schloß . . ."

In diesem Augenblick klopfte es und herein trat zu Fritzens großer Verwunderung und Verlegenheit eben der vornehme Herr Portier, den Fritz um die Last seines hohen Standes bedauert hatte. Es war sehr selten, daß er seinen Posten verließ, obgleich an der Türe des Schlosses nicht viel zu hüten war, da monatelang sich oft niemand außer den wenigen Dienern dem Schlosse nahte; Frau Walter sah darum erwartungsvoll auf das große Schreiben, das er in der Hand hielt. „Da, lesen Sie, Frau Kastellanin!"

sagte er mit wichtigem Ton, „das ist soeben angekommen; nun gibt's Arbeit für uns."

„Wirklich," rief Frau Walter, „die Frau Prinzessin Klothilde mit ihren Kindern! Nun, das ist schön; dauerte mich doch immer das prächtige Schloß, daß es so unbenützt steht, und freut mich, daß gerade die gute Dame kommt. Morgen schon? Nun, ich darf mich finden lassen; ist alles bereit, nur die Betten dürfen überzogen werden. Gut, gut, Herr Schnallenberger." Herr Schnallenberger zog mit wichtiger Miene ab; Frau Walter erhob sich geschäftig und nahm den klirrenden Schlüsselbund. „Komm, Minchen, du sollst mich begleiten, kannst mir helfen." — „Ach, eine rechte, lebendige Fürstin?" sagte Minchen, „da fürchte ich mich, wenn ich ihr begegne." — „Ich gar nicht," sagte Fritz mutvoll, „vor Gott sind alle Menschen gleich, Fürst oder Bauer oder Edelmann; da ist kein Unterschied."

„Du schwatzst, wie d's verstehst, dummer Junge," sagte die Frau Dote, zum erstenmal ernstlich böse. „Freilich hat Gott alle Menschen gleich erschaffen; aber der Herr selbst hat jeden an seinen besonderen Platz gestellt, den einen hoch hinauf, den andern niedrig, und der niedrige soll fein in Respekt bleiben; der Hohe wird auch einst vor dem Herrn verantworten müssen, ob er gut verwaltet hat, was ihm anvertraut war." — „Aber in jener Welt wird nicht Rang und Stand entscheiden," sagte Fritz etwas kleinlaut. — „In jener Welt," eiferte Frau Walter, „wird unser Herr freilich nicht nach Rang und Stand richten, sondern einen jeglichen nach seinen Werken; nach dem Gehorsam des Glaubens, mit dem er des Vaters Willen getan hat. Und des Vaters Willen ist: daß jeder bescheidentlich ohne Neid und Hochmut an seinem Platze bleibe; das merk dir, du naseweiser Junge, mit deiner Gleichheit!" Fritz hielt für geraten, gänzlich zu schweigen, obwohl er es eben nicht so schlimm gemeint hatte. Minchen durfte mit an die alten Weißzeugschränke, wo das köstliche, etwas vergilbte Linnen mit feinen Spitzen besetzt, zum Überzug der Betten und zu vollständiger Einrichtung der Zimmer hervorgeholt wurde.

5. Die Frau Fürstin.

Gegen Abend des nächsten Tages war die Frau Fürstin an Schloß Bärenburg angefahren. Die Frau Kastellanin in ihrem höchsten Putz, einem violettseidnen Kleide und einer prachtvoll geputzten Spitzenhaube, hatte sie mit der andern Dienerschaft feierlich unten an der Treppe empfangen. Die Kinder hatten aus dem kleinen Fenster des Portierzimmers die Ankunft mit angesehen, und selbst dem freigesinnten Fritz klopfte ehrfurchtsvoll das Herz, als der Wagenschlag geöffnet wurde und die Frau Fürstin herausstieg. Aber auf den ersten Anblick fühlten sie sich sehr getäuscht — wie so ganz anders hatten sie sich eine Fürstin gedacht! — eine hohe prächtige Dame in einem rotseidnen Kleid und einem kleinen Krönchen auf dem Kopf, wie die Königin Esther oder Pharaos Tochter in der Bilderbibel: nun aber stieg eine schlanke, zartgebaute Dame aus, in einem grauseidnen Kleid und einfachen weißen Hut, den sie abnahm, wie sie auf der Schloßtreppe stand und, wie es schien, angenehm überrascht das schöne altertümliche Gebäude und seine Umgebung betrachtete. Ihre braunen Haare waren unter einem lichten Blondenhäubchen gescheitelt; ihre blauen Augen blickten so sanft aus dem feinen, bleichen Gesicht, daß die Kinder ihre getäuschte Erwartung vergaßen und Minchen dem Fritz leise zuflüsterte: „Aber du, die muß arg brav sein!"

Während die Kinder die Frau Fürstin betrachteten, hatte der Diener zwei schöne Kinder aus dem Wagen gehoben, die fröhlich, mit lautem Ausruf der Bewunderung, die Schloßtreppe heraufsprangen; es war ein Knabe und ein Mädchen, etwas jünger als Fritz und Minchen, beide so zierlich und elegant gekleidet, als man nur von Fürstenkindern erwarten konnte. „Aber, Mama, hier ist's schön, hier sollen wir wohnen?" rief die Kleine. „Ja, mein Kind," sagte die Prinzessin sanft und küßte sie auf die Stirne. — „Sind noch Hirsche im Park?" fragte der Knabe mit sehr fürstlicher Miene den respektvollen Portier, „und kann ich hier eine Flinte bekommen, um sie zu schießen?" Die Mutter lächelte und schien fast verlegen über den gebietenden Ton, den

ihr junger Sohn annahm. — „Hier sind die Parkanlagen des Gartens,“ sagte der Rentamtmann, der zum Empfang der Fürstin aus der Nachbarschaft gekommen war; „weiter hinten beginnt der Wildpark, und der Jäger, der dort wohnt, wird dem jungen gnädigen Herrn schon zum Schießen helfen können.“

„Das muß ein hochmütiger Bursche sein!“ dachte Fritz, und doch fühlte er eine Zuneigung, als er in das schöne, offene Gesicht des jungen Hugo blickte, wie er an der Hand seiner Mutter in das Schloß ging.

Es wurde spät, bis Frau Walter aus den fürstlichen Zimmern zurückkam, wo sie die Dame eingeführt hatte. „Die gnädigste Frau haben nur eine Kammerjungfer mitgebracht,“ sagte sie geschäftig, „und ein Mädchen für die kleinen Herrschaften: da war denn allerlei zu tun und zu helfen.“

„Keine Hofdamen und keine Dienerschaft?“ fragte Minchen erstaunt.

„Frau Dote, was für eine Fürstin ist es denn?“ fragte der nachdenkliche Fritz, der eben im Kalender die Genealogie des fürstlichen Hauses studierte, „es ist doch nicht die Frau des regierenden Fürsten? — und bei dem verstorbenen Erbprinzen ist hier keine Frau genannt.“

„Nun, Kinder,“ sagte nach einigem Besinnen Frau Walter, „ihr seid schon gescheit genug, daß ich euch sage, wie es mit der Frau Prinzessin ist. Sie ist wirklich die Gemahlin des Erbprinzen, keine geborne Prinzessin, wenn auch eine Dame von vornehmem Hause; dem alten Herrn Fürsten ist sie nicht vornehm genug gewesen und er wollte die Heirat nicht zugeben: aber der junge gnädige Herr wollte seinen Willen durchsetzen und glaubte, der Papa werde doch noch nachgeben, weil die Dame so schön war, und sie soll so gut sein, wie ein Engel. Aber es tut nun und nimmer gut, was wider den Willen der Eltern geschieht, und wenn man auch glaubt, man sei im besten Recht; das merkt euch für euer Lebtage. Die Ehe wurde geschlossen, solang der alte Herr auf der großen, langen Reise im Auslande war. Als er wiederkam, ward er schrecklich böse und wollte die Heirat gar nicht gelten lassen. Der gnädigste Erbprinz wollte nicht von seiner

Frau lassen und ging mit seiner Familie ins Ausland. Dort ist er vor zwei Jahren an einem Nervenfieber gestorben, ohne Frieden mit seinem Vater zu schließen, wovor Gott jedermann bewahren wolle. Die Prinzessin kam ins Land zurück, lebt aber sehr in der Stille, und ich höre, der alte Herr wolle immer noch nichts von den Kindern wissen. Daß man ihnen nun doch das alte Schloß hier eingeräumt, scheint mir aber ein gutes Zeichen."

Was ihnen die Frau Kastellanin erzählt, machte den Kindern die Frau Prinzessin erst recht interessant. „Du, Minchen," sagte Fritz nachher, „ich will auf keinen Menschen in der Welt mehr neidisch sein." — „Bist du's denn gewesen?" fragte Minchen. — „Nun, wie da die schönen Kinder in ihren feinen Kleidern so hineinsprangen in das Schloß, da dacht' ich: die sind nun ganz daheim, wo wir nur so ein bißchen hineinsehen dürfen; die haben's doch gut und sind um nichts besser wie wir." — „So etwas denkst du?" fragte Minchen verwundert. — „Jetzt aber denk' ich," fuhr Fritz fort, „wie gut wir's haben: Vater und Mutter sind im Frieden beisammen; die Großeltern und alle miteinander haben sich lieb. Die armen Tropfen aber haben den Vater verloren und dürfen ihren Großvater nicht sehen!"

„Vielleicht kommt's auch wieder anders," beruhigte sich Minchen, „ich möchte doch die schöne Prinzessin wieder sehen."

„Man darf sie aber nur gnädigste Frau nennen," sagte die Frau Dote.

6. Die fürstlichen Kinder.

Trotz seiner Ansichten von Freiheit und Gleichheit ging Fritz am andern Tage doch etwas schüchterner als zuvor mit Minchen in den Garten. „Ihr dürft kecklich gehen," ermutigte sie die Frau Dote, „nur müßt ihr euch ein bißchen in den Nebengängen halten. Ihr könnt mir einen schönen Strauß und frisches Grün mitbringen für den kleinen Saal, wo die Herrschaften speisen. Wenn euch die jungen Herrschaften begegnen und anreden, so antwortet hübsch und höflich; zuerst aber müßt ihr sie nicht anreden."

„Es ist eben auch ein Junge wie ich, nur noch kleiner," war

Fritz eben wieder im Begriff zu antworten; aber er besann sich doch noch und schwieg lieber hübsch still.

Sie waren nicht lang im Garten, als sie die zwei schönen Kinder Hand in Hand die Allee herunterkommen sahen. „O, wie ist das schön!“ rief die Kleine vergnügt, „so schön ist's noch nie gewesen!“ — „Und es ist auch schön,“ sagte der Knabe, „daß deine Gouvernante noch krank ist, und mein Lehrer verreist, so haben wir Ferien.“ Nun erblickten sie Fritz und Minchen, die etwas verlegen auf der Seite standen. „Wohnt ihr da im Garten?“ fragte das kleine Mädchen. — „Nein, junge Herrschaft,“ sagte Minchen, der kein andrer Titel für die kleine Prinzessin einfiel, mit einem Knix. — „Ich heiße Meta,“ sagte das kleine Mädchen unschuldig, „und der da heißt Hugo,“ indem sie auf ihren Bruder deutete; „aber wo wohnt ihr denn?“ — „In Steinheim, fünf Stunden von hier,“ berichtete jetzt Fritz, der sich ein Herz gefaßt hatte; „wir haben unsre Frau Dote, die Frau Schloßkastellanin, in den Ferien besucht.“

„So, wir haben auch Ferien,“ sagte Hugo, „und sage, weißt du kein Vogelnest? Ich habe noch gar nie ein Vogelnest gesehen.“

„Ich weiß eins,“ sagte Fritz etwas zögernd, „aber ...“ — „Nun, wo ist's?“ fragte der junge Herr ziemlich ungestüm. — „Ich will's Ihnen zeigen, aber . . . Sie müssen mir versprechen . . .“ — „Was versprechen?“ und der kleine Prinz sah ganz rot vor Ärger und Ungeduld. — „Daß Sie's nur sehen und nicht anrühren, mit keinem Finger,“ sagte Fritz jetzt herzhafter, „sonst kommen die alten Vögel nicht mehr und die Jungen verschmachten.“

„Ja, das weiß ich,“ sagte die blondlockige Meta; „Mama hat mir's einmal gesagt, daß die jungen Vöglein sterben, wenn die Alten nicht mehr nach ihnen sehen, und das wäre doch so traurig. Nicht wahr, Hugo, du rührst es nicht an?“ — „Auf meine Ehre nicht,“ versicherte der kleine Kavalier so ernsthaft, daß Fritz es wagte und ihn zu dem niedrigen Tannenbaum im dichten Gebüsch führte, wo zwischen den Ästen ein Nestchen mit fünf allerliebsten grünlichen gesprenkelten Eilein lag. Meta hob er in die Höhe, daß sie hineinsehen konnte, und beide Kinder

waren entzückt von dem Anblick. „Das nächste Mal dürfen wir nicht mehr so nah' hin," sagte Fritz, „da wird das Weibchen brüten; aber wir können alle Tage von weitem hineinsehen, bis Vögelein ausschlüpfen."

In dieser glücklichen Hoffnung wurden die vier Kinder bald gute Freunde, obgleich Hugo etwas Prinzliches in seinem Wesen hatte, das sich nicht ganz mit Fritzens freisinniger Natur vertrug. Die Knaben streiften zusammen aus dem Garten in den Wildpark, machten Besuche bei dem alten Jäger, der dort wohnte, und lernten schießen bei ihm; ja, sie brachten einmal einen Hasen nach Haus, von dem man nicht gewiß erfuhr, wer ihn geschossen hatte. Noch viel schöner aber unterhielten sich die Mädchen. Meta hatte eine ganz wunderschöne Puppe, so schön, wie Minchen noch von keiner geträumt hatte. Sie hatte ein gar zu liebliches Gesichtchen von Wachs und konnte die Augen schließen; sie schlief in einem Kissen mit Spitzen garniert und hatte eine kleine Korbwiege mit blauer Seide ausgeschlagen, und die schönsten, feinsten Häubchen und gestickten und gestrickten Jäckchen. Minchen war nun freilich den Puppen fast entwachsen und holte die ihrige daheim, die einen glänzenden Kopf von Pappe und ein rosenfarbenes Kattunkleid hatte, nur noch, wenn die kleine Mathilde vom Amthaus zu ihr kam; aber sie hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie von diesem Wunderkind nicht entzückt gewesen wäre. Es hatte noch keinen Namen, Minchen durfte ihn wählen helfen, und nach langer Überlegung wurde Rosalinde als der schönste befunden. Meta blieb nach wie vor die Mutter der kleinen Rosalinde; Minchen meldete sich als Kindsmagd, wurde aber Bonne genannt, und sie hätschelten und pflegten und wiegten und fütterten das Kindchen nach Herzenslust. Ein schnelles Wachstum hatte die kleine Rosalinde; am zweiten Tag trug sie schon kurze Röckchen, am vierten verfertigte ihr Minchen bereits ein Kleidchen und Höschen; die Frau Kastellanin hatte dazu prachtvolle Flicke aus alten Truhen gespendet, von längst verschollenen Staatsgewändern; hier und da aber ließ sich die Kleine wieder geduldig ins Kissen packen und als Wiegenkind herumtragen. Im Garten waren so gar allerliebste Plätzchen auf grünem Rasen im Gebüsch zur Kinderstube;

dann machte Meta mit dem Töchterlein große Reisen im Garten, Minchen schmückte inzwischen die grüne Kinderstube mit Blumen und richtete eine hübsche kleine Bewirtung von Beeren in Binsenkörben; Meta aber brachte wohl von der Mutter ein seidnes Band oder ein niedliches Schächtelchen zum Geschenk für ihre treue Bonne mit.

Leicht und leise, wie ein Sonnenstrahl, in ihren grauseidnen Gewändern glitt hier und da Prinzessin Klothilde durch den Garten, und sie erschien den Kindern vom Lande fast wie ein höheres Wesen. Sie hatte die fremden Kinder mehr, als sie ahnen konnten, im stillen beobachtet und gefunden, daß sie wohl den Umgang der ihrigen mit ihnen zugeben konnte. Sie hatten seither in so großer, tiefer Stille und Zurückgezogenheit gelebt, daß sie sich freute, daß nun ihre Kinder auch mit andern Lebensverhältnissen bekannt wurden, und sie mochte ihnen die goldne Freiheit wohl gönnen, eh' Gouvernante und Hofmeister eintrafen. Die Frau Kastellanin war auf dem Gipfel des Glückes über die Ehre, die ihren jungen Gästen widerfuhr.

7. Der Abschied.

Zweimal schon hatte die Frau Dote um Verlängerung des Ferienaufenthalts gebeten, nun aber war der letzte Termin abgelaufen; der Vater schrieb: es sei äußerste Zeit für Fritz, seine Studien wieder zu beginnen, Minchen müsse wieder zur Schule, sie sei auch der Mutter unentbehrlich, und er setzte den Tag der Abreise fest.

Die Kinder begriffen auch vollkommen, daß ein solches Festtagsleben nicht fortdauern konnte und schnürten vernünftig ihr Bündelchen. Und wieviel hatten sie nicht daheim zu erzählen! wie werden Vater und Mutter sich wundern, und Pfarrers Karl und Amtmanns Mathilde! Es nahm sich so hübsch aus in Fritzens Tagebuch: „Ich und der Prinz“.

Meta und Hugo waren fast betrübter über die Trennung und schienen Hofmeister und Gouvernante als keinen besondern Ersatz für die jungen Gespielen anzusehen.

Am Tag vor ihrer Abreise wollte Hugo noch ein besonderes

Heldenstück ausführen. Der alte Jäger hatte ihnen verraten, daß in der Spalte eines ziemlich steilen Felsens im Wildpark das Nest einer Schleiereule verborgen sei. „O, eine lebendige Eule!“ rief Hugo, „die müssen wir haben!“ — „Das lassen Sie schön bleiben, junger Herr,“ sagte der Jäger, „es ist gefährlicher, als es aussieht; der Felsen ist steil und schlüpfrig und darunter ist das steinige Loch, das vor Zeiten hat ein Bergwerk vorstellen sollen; warten Sie, bis mein Rheumatismus aus den Füßen ist, dann will ich selbst versuchen, so eine Bestie zu fangen. Sie dürfen's nicht wagen.“ — „Hör', Fritz,“ sagte nachher Hugo zu diesem, „wir tun's doch.“ — „Nein,“ sagte der besonnene Fritz, „wir tun's lieber nicht; denk', wie deine Mutter weinen würde, wenn dir etwas geschähe! und meine Frau Dote würde schrecklich böse, wenn ich dich gehen ließe.“ — „Ich fürchte mich nicht vor deiner Frau Dote,“ sagte trotzig Hugo, der nicht gut Widerspruch ertragen konnte, und ging allein nach Hause.

In der Frühe des Tages vor dem Abreisetag schlich sich Hugo in aller Stille zu der Felswand; er fand es nicht allzuschwer, hinaufzuklimmen, nahe zu der Spalte mit dem verheißenen Nest; da — bröckelte auf einmal ein Stein unter seinen Füßen los — er hielt sich noch an einem kleinen Gestrüpp: hier nun hing er, wie vor Zeiten der Kaiser Maximilian an der Martinswand, unter sich die steinige Tiefe, nicht imstande, einen Schritt vorwärts zu tun. Nun war's aus mit seinem trotzigen Mut und prinzlichen Stolz. Er ließ einen lauten, dringenden Hilferuf erschallen; aber ach, mit Schrecken fiel ihm ein, daß der alte Jäger, der allein in der Gegend wohnte, fast taub sei.

„Hugo!“ rief's aus dem Wald. — „Fritz, Fritz!“ rief er erfreut, „schnell, Fritz, hilf mir!“

Und Fritz, der den Prinzen seither vergeblich gesucht hatte, sprang aus dem Wald herbei. Während er sonst bedächtig und gar nicht waghalsig war, kletterte er nun, mit dem Mute und der Geschicklichkeit, die oft eine plötzliche Gefahr gibt, wie eine Katze den Fels hinauf, faßte Hugo, und halb rutschend, halb kletternd kamen sie mit etwas zerrissenen Händen und Beinkleidern, doch zusammen wohlbehalten auf dem Boden an.

Hugos trotziger Mut war ziemlich gebrochen durch die Angst und Gefahr; ganz matt lehnte er am Boden und sah Fritz gerührt an, der vergnügt über seine Tat, doch nichts so Besonderes darin sah. „Fritz,“ sagte er endlich, „ich sage es der Mutter nicht gern; sie ist oft so traurig, und sie kann über ein Unglück, das hätte geschehen können, so lange weinen, als ob es geschehen wäre; aber ich vergesse es dir nicht,“ und mit echt prinzlicher Gebärde zog er einen hübschen Ring mit einem roten Stein vom Finger. „Da nimm den Ring von mir! er hat meinem Vater gehört, und wenn du mir diesen Ring wieder zeigst, früher oder später, so will ich auch daran denken, wie du mir heute geholfen hast.“ Fritz sah die Sache nicht so wichtig an; doch freute er sich des Geschenkes, bis ihm plötzlich ein Bedenken kam. „Aber wenn deine Mutter nach dem Ring fragt?“ — „Dann will ich ihr auch sagen, was du mir getan hast,“ sagte Hugo, der sein Selbstgefühl wieder gefunden hatte, „und sie wird es gut heißen.“ Die Knaben reichten sich die Hand; eine Ahnung mochte durch ihre Seele gehen, daß sie zum letztenmal in ihrem Leben so als Freunde beisammen ständen, eh' ihre Bahnen weit, weit auseinander führten.

Die sanfte, weichherzige Meta nahm einen sehr tränenreichen Abschied von Minchen; sie wollte ihr durchaus die geliebte Rosalinde schenken; dies große Opfer wollte Minchen aber nicht annehmen, und Prinzessin Klothilde gab ihr statt dessen eine hübsche seidne Schürze und ein schönes Buch. Auch Fritz mußte noch allerlei Geschenke an Büchern und hübschem Schreibgeräte von Hugo mitnehmen. Die Frau Kastellanin, welche die Kinder herzlich lieb gewonnen, wußte gar nicht, was sie ihnen alles noch für sich und für die Eltern daheim mitgeben sollte. Auf dem Gipfel des Glückes war sie aber, als die Prinzessin noch den Wagen anspannen ließ, damit ihre Kinder den jungen Freunden selbst das Geleite geben könnten bis über die Hälfte des Weges. Fritz und Minchen hatten nichts dagegen einzuwenden, daß sie so stattlich und angenehm im bequemen Wagen hinausfahren durften, wo sie gar schüchtern und demütig mit ihrem Bündelein eingezogen waren.

Freilich nahm auch diese Herrlichkeit ein Ende, obgleich der

freundliche Kutscher sie weit über die Hälfte fuhr, so daß sie den gastfreien Bauernhof nur von weitem grüßen konnten. Es kam zum Abschied, bei dem Kinder in der Regel nicht viel Worte zu machen wissen. Hugo drückte Fritz noch bedeutsam die Hand, an der er den Ring trug, Meta küßte weinend ihr Minchen; die Fürstenkinder fuhren dem Schlosse zu, die Schulmeisterskinder gingen zu Fuße nach der bescheidenen Heimat; aber treue Herzen und freundliche Grüße warteten ihrer und sie wanderten fröhlichen Schrittes dahin, ohne Klage um die verschwundene Herrlichkeit.

8. Spätere Sorgen.

„Wenn es nur bald wieder so käme!“ hatten die Schulmeisterskinder beim Abschied von dem Schlosse geseufzt. „Wenn ihr wiederkommt, muß es noch schöner werden,“ hatten Hugo und Meta versichert. „Ihr müßt in der nächsten Vakanz wiederkommen,“ hatte die Frau Dote zu ihnen gesagt, und so waren sie getrost geschieden in lauter Hoffnung auf baldige Wiederkehr.

Sie waren aber nicht wiedergekommen, und der eine Besuch auf Schloß Bärenburg blieb als ein lichtes Bild in ihrer Erinnerung. Vielleicht war es gut so, denn auf Erden wird, was einmal recht schön war, selten zum zweiten Male wieder so; im Himmel allein wird unverwelkliche Freude sein, die keine Wiederholung abstumpft.

Fritz war nach seiner Konfirmation mit des Pfarrers Sohn ins Seminar gekommen und Minchen mußte gar früh daran, die leidende Mutter zu unterstützen, die sich nicht mehr recht erholte von einer schweren Krankheit, die sie im Winter nach jener Reise befallen. Die Frau Dote Kastellanin hatte ihr behagliches Plätzchen in Schloß Bärenburg verlassen, um zu ihrem einzigen Bruder im Auslande zu ziehen, der seine Frau verloren hatte. Auch die fürstlichen Kinder kamen später nur in den Sommermonaten noch ins Schloß; ihre Mutter war ihrer Erziehung wegen in eine größere Stadt gezogen. Einmal noch bekam Minchen ein Briefchen von Meta, — das sie beantwortete und als ein Heiligtum

aufhob: — sonst aber hörten sie nichts mehr von ihren Spielgefährten, und die ganze Erinnerung an jenes Beisammenleben war ihnen nur noch wie ein Traum.

Viele Jahre waren seit jenem Sommer vergangen; die Schulmeisterin war gestorben, Minchen sorgte treulich für den alternden Vater und die herangewachsenen Brüder.

Fritz hatte seine Studien vollendet; er war Pfarrgehilfe geworden bei dem Pfarrer, der ihn früher in Steinheim mit seinem Sohn unterrichtet und auf der Universität noch unterstützt hatte, und der nun an einem entlegenen Orte angestellt war.

Er hatte durch kindliche Treue redlich die Schuld der Dankbarkeit bei dem alten Herrn abgetragen, der nicht die Freude erlebt hatte, daß sein einziger Sohn dem geistlichen Stande getreu geblieben wäre. Nun war der Pfarrer gestorben, die Witwe lebte das Gnadenjahr im Pfarrhause und Fritz als Verweser des Amtes nahm sich ihrer an wie ein treuer Sohn.

Die gute alte Frau hatte sich auch immer mütterlich seiner angenommen, da er so bald die Mutter verloren. Minchen hatte nie für Weißzeug und Kleider des Bruders sorgen dürfen; das hatte alles die Frau Pfarrerin übernommen; „unser lieber Herr Vikarius hat ja allezeit wie ein Sohn an uns gehandelt,“ versicherte sie, „da ist's meine Pflicht, daß ich ihm die Mutter ersetze.“

Fritz hatte einst, wie alle jungen Leute, große Pläne gemacht, wie er reisen wolle in alle Welt, fremde Länder und Sitten kennen lernen: — aus all diesen Plänen war nichts geworden — die goldenen Flügel fehlten ihm, die zum Ausflug in fremde Lande nötig sind; seine Ersparnisse reichten nicht weit, und der Vater war eher noch der Unterstützung von ihm bedürftig.

So hatte er denn fleißig fortstudiert und war bei seinem alten Herrn Pfarrer geblieben, und lebte jetzt mit der guten alten Frau ein friedliches, behagliches Leben. Wie sie ihren alten Herrn gepflegt hatte, so sorgte sie nun für ihren jungen, bereitete ihm sein gutes Täßchen Kaffee und mittags seine Leibgerichte, und sorgte, daß er nicht gestört werde in seinen Studien und Amtsgeschäften.

Abends saßen sie dann zusammen in der Laube und be-

sprachen die kleinen Tagesbegebenheiten und ihre Sorgen, denn Sorgen hatten sie, die alte Frau und der junge Mann — ernste Sorgen. Der einzige Sohn der Pfarrfrau, ein Kind vieler Tränen und Gebete, war nach manchem mißlungenen Versuch Kaufmann geworden; später aber, um den Folgen eines leichtsinnigen Schrittes zu entgehen, unter das Militär getreten. Das war und blieb ein schwerer Sorgenstein für die alte Frau; sie konnte sich einmal nicht darein finden, ihren Sohn in einem Stande zu wissen, gegen den sie großes Vorurteil hatte, weil er in früheren Zeiten zu häufig als Ausweg für verdorbene und verlorene Söhne angesehen worden war.

„Nun denken Sie sich, Herr Amtsverweser!“ sagte sie eines Abends zu Fritz, „mein Bruder aus Antwerpen, der sich solange nicht um uns kümmerte, hat geschrieben, er wäre bereit, meinen Sohn in seine Handlung zu nehmen und zu versorgen; nun aber bekommt Ferdinand nicht seine Entlassung aus dem Militärdienst, keine Erlaubnis ins Ausland zu gehen, solange er militärpflichtig ist. — Da ist nun meine letzte Hoffnung dahin, mein einziges Kind einmal sicher und wohl versorgt zu wissen!“

„Auch ich habe einen Brief,“ sagte Fritz trübe, „der mich ratlos macht. Meine Schwester schreibt, daß mein Vater, von einem leichten Schlaganfall betroffen, sein Amt fast nicht mehr versehen kann; nun sollte er seine Entlassung nehmen, aber wohin mit dem kleinen Ruhegehalt? Ach, wenn ich ihm eine Heimat bei mir anbieten könnte!“ — „O ja, wenn Sie meines Mannes Nachfolger würden! In dem großen Pfarrhause hätten wir alle Raum!“ — „Sie wissen wohl, ich bin dazu viel zu jung,“ sagte Fritz traurig; „das Gnadenjahr ist bald um, ein neuer Pfarrer wird ernannt werden und wir müssen uns trennen.“

„Aber der liebe Gott könnte es ja doch auch noch zum Besten schicken,“ sagte die alte Frau. — „Es geschehen keine Wunder mehr,“ sagte Fritz, „wir müssen lernen, uns mit Ergebung in das Bestehende fügen.“ — „Aber des Herrn Arm ist noch jetzt nicht zu kurz,“ sagte die Witwe, zuversichtlicher geworden durch den Kleinmut des jungen Mannes; „es ist ihm ein Kleines, mit wenig oder viel helfen, und wenn er auch den natürlichen Gang der Dinge

nicht mehr unterbricht, so kann er ihn doch lenken zu unserer Hilfe . . ."

Ehe die alte Frau noch ausgesprochen, kam der Schulmeister des Orts keuchend den Gang herauf, mit einem Gesicht, auf dem eine Trauerbotschaft stand und daneben das geheime Vergnügen, daß er sie zuerst mitteilen durfte. „Wissen Sie's denn schon?"

„Nun was denn, Herr Schulmeister?" fragte Fritz ungeduldig.

„Der hochselige Fürst sind höchstselig verschieden," brachte endlich der atemlose Schulmeister heraus. — „Und sein Bruder kommt zur Regierung?" fragte Fritz gespannt. — „Keineswegs! die Kinder seines hochseligen Herrn Sohnes sind anerkannt, der Erbprinz Hugo ist vom Ausland zurückberufen, es kam ein Kurier hier durch; der neue Fürst wird morgen bereits unterhalb unseres Dorfes am Posthofe mit doppelter Extrapost vorbeifahren. Da gerade hierher Relaispferde bestimmt sind, so wird sich's schicken, daß sämtliche geistliche und weltliche Behörden ihm die erste Huldigung darbringen, ich werde mit den Schulkindern einen Gesang einüben —" Der Schulmeister konnte vor Eifer gar nicht mehr weiter reden, Fritz aber fühlte sich seltsam bewegt von der Neuigkeit. Niemand im Lande hatte mehr geglaubt, daß die fast vergessenen, entfernt lebenden Kinder des Erbprinzen je noch anerkannt würden. Sein alter Spielgefährte Hugo und jene schöne, längst entschwundene Zeit tauchten mit einem Male wieder vor seiner Seele auf. Sollte hier das Wunder sein, auf das die gute Pfarrfrau gehofft?

9. Wiedersehen.

Alles geschah, wie der Herr Schulmeister angekündigt. Früh am Morgen des nächsten Tages hatte man Trauer geläutet wegen Ablebens des alten Fürsten; vormittags um zehn Uhr läuteten dieselben Glocken als Festgruß für den jungen Herrscher, dem wie im Traume geschah, daß er nun in sein eigen Land einziehen sollte. Sämtliche geistliche und weltliche Behörden des Dorfes Sielmbach, bestehend aus dem Schultheiß und dem Pfarrverweser,

standen in feierlicher Amtstracht vor dem freigelegenen Posthause, wo umgespannt werden mußte, daneben der Herr Schulmeister mit der Schuljugend. Der fürstliche Wagen fuhr an. Da der Schulmeister für unrecht hielt, daß des alten Fürsten, der ja noch nicht begraben war, gar nicht gedacht werden sollte, so ließ er zuerst das Lied singen: „Ruhet wohl, ihr Totenbeine", was für einen jungen, hoffnungsreichen Prinzen ein etwas seltsamer Empfang war.

Der Prinz war aber so ernst gestimmt, daß ihm diese traurige Empfangsmelodie, der alsbald der Choral „Lobe den Herrn" folgte, nicht einmal ein Lächeln ablockte. Er dachte bei dem Totenlied wohl kaum an seinen eben verstorbenen Großvater, wohl aber an die lange begrabene Mutter, die nicht mehr hatte erleben sollen, daß ihrer Kinder gutes Recht anerkannt wurde. Er selbst hatte freilich nie ganz die Hoffnung aufgegeben, einst noch in seines Vaters Erbe zu treten; er hatte wachend und schlafend davon geträumt. Nun es aber so gekommen war, fühlte er sich auf einmal unendlich allein: seine Mutter war tot, seine Schwester in fernem Lande vermählt, keine Seele, der er sein Glück mitteilen konnte, die sich so recht von Herzen mit ihm freute. Da fiel sein Auge auf Fritz, dessen junges blühendes Gesicht recht ernst und ehrbar aus der schwarzen Amtstracht blickte; des Prinzen Sinn, der eben bei vergangenen Tagen geweilt, schien eine eigentümliche Erinnerung zu durchzucken; er blickte vom Gesicht des jungen Geistlichen auf seine Hand, da war am kleinen Finger etwas eingezwängt: der Ring mit dem roten Stein! Fritz hatte ihn nach einigem Kampf mit sich selbst angesteckt. „Wenn der Prinz den Ring wieder erkennt, so soll mir's ein Zeichen sein, daß ich mit ihm rede," hatte er zu sich gesagt; „selbst zeigen werde ich ihm denselben nicht." Und der Prinz hatte den Ring erkannt, den er vor vierzehn Jahren als Knabe an die Hand des Knaben gesteckt! Das war fast ein Wunder, wie es die gute Frau Pfarrerin gehofft.

„Wie heißen Sie?" fragte er Fritz. — „Friedrich Erdmann," antwortete dieser. — „Friedrich? — heißen Sie nicht Fritz?" — „Die Meinigen nennen mich Fritz," sagte dieser lächelnd. — „Und ich habe Sie auch Fritz genannt," sagte herzlich der Prinz, der ge-

rade im Augenblick besonders bewegt und weich gestimmt war, und er bot ihm die Hand und sprang aus dem Wagen. Der Herr Schultheiß, der Herr Schulmeister, die sämtliche Schuljugend und die Schar zuschauender Bauern, die sich eingefunden hatten, waren hocherstaunt, zu sehen, wie der neue Fürst mit ihrem Pfarrverweser so vertraulich sprechend auf und ab wandelte, als schon der frisch bespannte Wagen bereit stand. Sie dachten sich, der müsse sogleich Minister oder doch wenigstens Hofprediger werden; niemand hätte geglaubt, daß er dem Fürsten keine andere Bitte vorgetragen hatte, als die Bitte der alten Frau Pfarrerin um ihren Sohn.

„Gibt's keine Wunder mehr?" fragte die alte Frau, als der Sohn mit gnädiger Entlassung zu ihr zurückkehrte, gebessert und belehrt durch herbe Erfahrungen, voll des besten Willens, nun ein tüchtiger Mensch und der Mutter zum Trost und zur Freude zu werden. „Gibt's keine Wunder mehr?" fragte sie wieder, als später die Bestallung des jungen Pfarrverwesers zum Pfarrer in Sielmbach zu großer Freude der Gemeinde ankam; und Fritz gab ihr so gerne zu, daß Gott auch ohne sichtbares Wunder tun kann über unser Bitten und Verstehen. Der alte Schulmeister konnte sich zur Ruhe setzen und fand treue Pflege und Raum für sich und sein Minchen in dem schönen behaglichen Pfarrhaus. Sogar für eine anmutige junge Pfarrfrau wurde noch Platz, die den alten Vater treulich pflegte, als Minchen auch Frau Schulmeisterin geworden war.

Fürst Hugo regiert noch in Ehren und Segen. — Einmal hat er auf einer Reise mit seiner Schwester Meta in dem Pfarrhaus eingesprochen, sonst aber liefen die Wege der jungen Freunde wieder weit auseinander. Den Geschwistern, die ohne besonders fürstliche Großmut in Ehren ihr genügend Brot fanden, blieb von dem frühern Zusammensein mit den vornehmen Gespielen noch etwas mehr übrig, als eine heitere Erinnerung: es blieb ihnen das lebendige Vertrauen auf Gottes Hilfe zur rechten Zeit.

Bärbeles Weihnachten.

Es ist der heilige Weihnachtsabend. Da herrscht in der Stadt eine emsige stille Geschäftigkeit in den Häusern und auf den Straßen: die Vorbotin der fröhlichen Bescherung. Man sieht Dienstboten eifrig dahertrippeln, die noch etwas Vergessenes oder spät Gefertigtes auf den Weihnachtstisch holen müssen: bunte Wachslichter oder Zuckerwaren an den Christbaum. Schusterjungen tragen ein Paar glänzende nagelneue Stiefel; der Sattler bringt das neubeschlagene Wiegenpferd, die Putzjungfer ein rosenrotes Hütchen — alles noch zur Verherrlichung des Festes.

Oben, in der großen Stube, wo das Licht so verheißungsvoll durch die Gardinen schimmert, da waltet die Mutter als die Stellvertreterin des lieben Christkindes; sie ordnet und rüstet und bereitet, und die Kinder sitzen mit mühsam bezähmter Ungeduld in der Kinderstube, um auf den glückseligen Augenblick zu warten, wo der Ruf ertönt und ihnen der Lichterglanz entgegenströmt.

Auf dem Dorfe wird, in Schwaben wenigstens, der Christabend nicht so umständlich gefeiert; er gleicht dort mehr jener wunderbaren Nacht, wo in tiefer Stille im armen Stalle der Glanz der heiligen Weihnacht aufging; wo nur schlichte Hirten sich sammelten um die Krippe und hoch oben vom Himmel herab der selige Festchor erklang.

Sobald es dunkel wird, werden Kunkeln und Spinnräder, alles Arbeitsgeräte beiseite gestellt. „Seid still, Kinder, 's ist ein so heiliger Abend!" ermahnt man die Kleinen in jedem ordentlichen Haus, und der Vater liest wohl in der Bibel oder man plaudert zusammen von alten Zeiten und geht früh zur Ruhe.

Die einfache Bescherung macht den Müttern auf dem Dorfe wenig Sorge und Mühe. Ein Weihnachtsbaum wird meist nur den kleineren Kindern angezündet; man beschert da in der Stille der Nacht, so daß die Kinder frühmorgens ihre kleinen Gaben am Bett finden: ein paar Äpfel und Nüsse, wenn's hoch kommt, ein Lebkuchenherz. Nur wer so glücklich ist, wohlhabende Paten zu haben, darf am Morgen des Weihnachtsfestes einen Besuch bei ihnen machen mit der Frage: „Guten Morgen, Dote und Döte! was hat's Christkind gebracht?" Gibt es dann ein Tellerchen mit Backwerk, ein Halstüchlein oder eine neue Weste, so ist das schon ein unerhörter Reichtum.

Es war ein klarer, kalter Winterabend, und die Sterne spiegelten sich im Neckarfluß, an dessen Ufer der Fährmann, im Dorf der Fergenhannes genannt, auf und ab ging, um sich die Kälte zu vertreiben, bis die Stunde schlug, wo er seine Fähre verlassen durfte. Neben ihm trippelte Bärbele, sein sechsjähriges Töchterlein, ihre erstarrten Händchen in die Schürze gewickelt; sie wollte durchaus nicht gelten lassen, daß sie fror, weil sie so gern beim Vater an der Fähre blieb, um mit überzufahren, wenn Leute kamen.

Vom Dorfe her hörte man noch die Pumpe der Brunnen, das Brüllen des Viehs, und von dem nahen Hügel fuhren mit lautem Geschrei die Knaben blitzschnell auf ihren Bergschlitten herab.

Jetzt aber erscholl die Betglocke vom Turm. „Bet, Bärbele!" sagte der Vater, indem er seine wollene Mütze abnahm und die Hände faltete; auch Bärbele legte die Händchen zusammen und sprach andächtig den Vers, den sie die Mutter zur Betglocke gelehrt hatte:

„Lieber Mensch, was mag bedeuten
Dieses späte Glockenläuten?
Das bedeutet abermal
Deines Lebens Ziel und Zahl;
Wie der Tag hat abgenommen.
So wird auch der Tod bald kommen.
Lieber Mensch, so schicke dich,
Daß du sterbest seliglich!"

Die Knaben drüben waren beim ersten Schall der Betglocke rasch mit ihren Schlitten abgezogen; der Ferge trug seine Ruderstangen in das kleine steinerne Häuschen, das von einem riesigen Wacholder beschattet am Ufer stand, und warf noch einen langen aufmerksamen Blick über den mondbeschienenen Fluß bis auf den Fußpfad, der vom jenseitigen Ufer ans Wasser führte. Drüben war alles ruhig; nur durch die Fenster des Schlößchens, das nicht fern vom Ufer jenseits stand, sah man, seit langer Zeit zum erstenmal, wieder Licht schimmern. Der Ferge kettete die Schiffe fest an den Pflock und schickte sich mit Bärbele zum Heimgehen an.

„Aber was ich weiß, Vater!“ sagte die Kleine. „So? was weißt?“ — „Ich darf heute nacht aufbleiben, bis man 's Kindle wiegt!“ ‚Das Kindlein wiegen‘ nennt man die Sitte, die sich in vielen schwäbischen Dörfern erhalten hat, wo die Schulknaben um Mitternacht vor dem Christfest einen Weihnachtschoral vom Kirchturme herab singen. „Du?“ sagte der Vater, „ o du wirst schläfrig.“ — „Gewiß nicht!“ versicherte die Kleine, indem sie fröhlich an seiner Hand hüpfte, „die Mutter hat's mir versprochen; aber der Base ihr Christoph der hat's gut, der darf selber mitsingen! Ich möcht' auch ein Bube sein, dann könnt' ich einmal Ferge werden!“ — „Da wärst was Rechts,“ sagte der Vater, der wie die meisten Väter seinem Kinde einen glücklicheren Beruf wünschte, als ihm der seinige erschien.

„Ei, das ist nett, so im Schiff liegen, wenn die warme Sonne scheint, und immer wieder andere Leute herüber und hinüber führen, oder gar das große Schiff mit ganzen Wagen oder Chaisen!“

Unter dem Geplauder der Kleinen waren sie an dem Wohnhäuschen des Fergen angekommen, das ganz vorn, noch etwas abseits vom Dorfe lag. Durch die enge, geschwärzte Flur, die zugleich Küche war, trat man in die niedere Stube. Annemarie, des Fergen Weib, und Christine, die Witwe, die in dem Dachkämmerlein des Häuschens zur Miete wohnte und der Kürze halber Base genannt wurde, saßen am Ofen beim Scheine des Öllämpchens beisammen; die Spinnräder waren beiseite gestellt. Sie plauderten angelegentlich von all den überstandenen Sorgen und

Trübsalen ihres Lebens, während Christoph, der Sohn der Base, ein etwas unmüßiger Junge, sich in der Ecke der Stube damit unterhielt, der Katze den Pelz zu streicheln, bis es Funken gab.

„Guten Abend beisammen!“ sagte der Ferge, indem er eintrat und seinen dicken, groben Rock mit einem alten gestrickten Wams vertauschte; denn Schlafrock und Pantoffeln sind auf dem Dorfe noch nicht Mode, zumal in der Hütte eines armen Fergen.

„Du kommst wieder zuletzt,“ sagte Annemarie, „der andere Ferg ist schon lange daheim.“ — „Warum sollen wir selbander erfrieren?“ sagte gutmütig Hannes, „es kommen heut ja wenig Leute; hab' ihn heimgehen lassen, ein andermal ist's an mir.“ — „Ja, an dich kommt's nie,“ murmelte das Weib, „du bist nur zu gut.“

„Nichts Neues passiert, Hausherr?“ fragte die gesprächige Base. — „Passiert alleweil nichts,“ sagte gleichmütig der Ferge; „doch ja, Verwalters von drüben sind ein paarmal hin und her gefahren mit allerlei Sachen; morgen kommt richtig die neue Herrschaft.“ — „Ein absonderliches Gelüsten, daß sie herziehen so mitten im Winter,“ meinte Annemarie, „und auch nicht recht schicklich, an einem hohen Fest so ein Getu anzustellen.“

„Drum hat der junge Herr alles neu herrichten lassen,“ berichtete Bärbele, „Verwalters Liese hat mir's erzählt.“ — „Ja, du weißt alles, du kleiner Fürwitz,“ lachte wohlgefällig der Ferge, „du pappelst wie ein Altes.“ — „So schöne Tapeten seien da,“ erzählte Bärbele weiter, „und goldige Kronleuchter und Teppiche, o, ich möcht's nur sehen! und das alles kriegt die junge Frau zum Christtag. Mich läßt Verwalters Liese vielleicht einmal hineinsehen, wenn sie wieder verreist sind!“ und die Kleine hüpfte hoch auf bei dem bloßen Gedanken an die Herrlichkeit, die sie möglicherweise noch sehen dürfe.

Annemarie brachte die Kartoffeln und Suppe; von einem Festmahl am heiligen Abend wußte man nichts, erst am Christfest wurden süße Birnschnitze gespeist; die Base wurde zu Tisch geladen, was sie erst nach vielen Umständen annahm und sich zu jeder Kartoffel noch besonders nötigen ließ. Christoph war nicht so umständlich, der langte tapfer zu und ließ sich's gehörig

schmecken. Bärbele war viel früher fertig und zupfte ihn ungeduldig am Wams: „Singt ihr noch nicht?“ fragte sie leise. — „Ist noch z' bald,“ sagte Christoph kurz. — „Komm, wir wollen 'nausgehen und ein bißle horchen, ob die andern Buben noch nicht kommen!“ bat Bärbele, und Christoph ließ sich endlich dazu bewegen, obgleich er lieber am warmen Ofen sitzen geblieben wäre; es freute ihn, daß ihn das kleine Mädchen so mit Respekt betrachtete, seit sie wußte, daß er vom Turm herab singen dürfe.

Als die Kinder fort waren, holte Annemarie aus der Schublade ihrer einzigen Kommode die schönen roten Äpfel, das große buntverzierte Lebkuchenherz und die Nüsse, die zu Bärbeles Bescherung bestimmt waren, und ordnete sie auf dem weißen, blaubemalten Porzellanteller, dem schönsten Stück ihres einfachen Gerätes. „Ist fast zu hoffärtig für uns,“ meinte Hannes; „so ein Staatslebkuchen wäre ja für den Special (Dekan) recht.“ — „Ach was!“ entschuldigte Annemarie; „das arme Kind hat ja nicht einmal eine Dote, wie die Kinder anderer Leute, da müssen die Eltern ein Übriges tun.“ — „Ja, so ein Tröpflein, das die Nottaufe erhalten, dauert mich nachher immer,“ sagte die Base, „wenn es sein Lebtag ohne Döte und Dote herumlaufen muß.“ Döte und Dote, die Taufpaten, sind nämlich auf dem Dorf in Schwaben gar wichtige Personen für ihre Patchen; arme Leute wählen gewöhnlich wohlhabende Paten, und auch dem Ärmsten wird fast nie diese Bitte abgeschlagen. Außer der reichlicheren Weihnachtsgabe erhält das Patchen an der Korfirmation einen Teil des Anzugs, manchmal ein gar silberbeschlagenes Gesangbuch vom Herrn Döte oder der Frau Dote und wird da zu Gast geladen; auch in späteren Jahren nimmt sich manchmal eine gute Dote noch mütterlich eines verwaisten Kindes an.

„Nun, was das betrifft,“ entgegnete Annemarie mit einigem Stolz, „so hätte unser Bärbele eigentlich eine fürnehme Dote, nur daß sie nicht da ist.“ — „Ja, das ist eben gerade die Hauptsache, Hausfrau,“ meinte die Base; „aber wie ist's denn selbigsmal zugegangen mit Bärbeles Taufe? ich hab' nur so die Leute davon sagen hören, ich war ja in selbigem Jahr noch nicht hier.“

„Der Hannes weißt's besser als ich,“ sagte Annemarie; „ich

war dazumal so schwach, daß ich kaum aufsehen konnte." Hannes war nicht sehr aufgelegt zum Plaudern; am Ende aber ließ er sich doch von der neugierigen Base bewegen, mit seiner Geschichte herauszurücken.

„Heute sind's gerade sechs Jahre," hub er an; „es war fast eine Nacht wie diese im Vollmond, schier so hell wie am Tag; ich mußte draußen am Neckar sein, da der andere Ferg krank lag, und ich tat's bitter ungern, denn unser Töchterlein war eben geboren worden, und mein Weib lag gar schwach und krank daheim. Ich wollt' aber doch aushalten bis zum Betglockenläuten und schaute als so hinüber auf die andere Seite, wo das Schlößlein steht, in dem selbigsmal die alte gnädige Frau noch gelebt hat, und hab' weiter an nichts gedacht als an mein Weib daheim. Da hör' ich auf einmal einen hellen Schrei vom anderen Ufer drüben und seh' ein Weibsbild dem Wasser zuspringen und ein paar Mannspersonen mit Schreien und Johlen ihr nach. Da schrei ich aus aller Macht hinüber: ‚Ich komm'!' und stoß ab, so schnell ich kann; die Kerle drüben springen davon, und ich komm' noch eben recht, daß ich das arme erschrockene Jungferlein, das ganz bis zum Wasser hergesprungen war, ins Schiff tragen und herüberführen kann. Es war ein junges Fräulein, und so erschrocken, daß sie lang schier gar nicht schnaufen, geschweige denn reden konnte." — „Eine schöne Jungfer?" fragte Christine. — „Darauf hab' ich nicht geguckt," sagte Hannes trocken; Annemarie aber versicherte: „Bildschön, Base, bildschön! sie hatte so schöne rote Bäcklein und ein feines himmelblaues Kleid und so schönes helles Haar mit lauter Locken und einen Pelz! die Königin kann es nicht fürnehmer haben." — „So, ich hab' geglaubt, du habest vor Schwäche nichts gesehen?" sagte Hannes mit komischer Verwunderung. — „Ach was! erzähl's nur weiter!" rief Annemarie.

„Also wie wir herüberkamen," fuhr Hannes fort, „erzählte sie mir nach und nach, daß sie auf Besuch sei im Schloß drüben, und weil der Mond so schön gescheint habe, so habe sie und ein anderes Fräulein ein bißchen lustwandeln wollen. Die vornehmen Leute haben oft so gespäßige Gelüste, statt daß sie froh sein sollten in ihrer warmen Stube. Also, wie die zwei da 'rumspazieren,

kommen ein paar rauschige (betrunkene) Bursche daher, die sie erschrecken und ängstigen mit ihrem wüsten Geschrei. Die verzagten Jungferlein springen auseinander und wissen nicht wohin, die eine dem Schloß zu, die andere gegen den Neckar, wo ich sie dann geholt habe; sie war recht froh, daß ich gekommen war; vielleicht wäre sie vor lauter Angst ins Wasser gefallen.

„Wie wir hüben am Ufer waren und die Bursche drüben fort, wollte sie, ich solle sie gleich wieder hinüberführen und bis ans Schloß begleiten, sie wolle mir ein gutes Trinkgeld geben. Aber es läutete Betglocke und eine Nachbarin kam heraus und rief mir, ich solle gleich heimkommen, mein Kindlein daheim sei so schwach und werde sterben. Da wußt' ich nicht, was mit dem Jungferle anfangen; es war niemand um den Weg, der sie hätte hinüberführen können, und jeden lass' ich auch nicht an mein Schiff. So sagt' ich ihr, sie soll derweil mit mir in mein Haus kommen; sobald ich daheim wegkönne, woll' ich sie wieder heimbringen, und sie ging gutwillig mit, weil sie doch nicht hätte zurückkönnen.

„Wie ich heimkomm', ist das Tröpfle, das Bärbele, so schwach, wie ein Lichtlein am Auslöschen, und mein Weib weinte, daß es ohne die heilige Taufe sterben sollte. Ich lass' das Jungferle am Ofen sitzen und spring' zum Herrn Pfarrer, der auch gleich mit mir kam, wie er ging und stand. Er konnte nicht mehr die heiligen Gefäße mitnehmen, ich brachte eben Wasser in einem Krug. Das Fräulein hatte das Kindlein auf dem Arm und weinte mit uns. ‚Wollen Sie Taufzeugin sein?‘ fragte der Herr Pfarrer, der sich wohl auch verwunderte, wie eine so fürnehme Jungfer in unser armseliges Häuslein komme. ‚In Gottes Namen ja,‘ sagt sie und stellt sich mit dem Kindlein vor ihn. ‚Wie soll das Kindlein heißen?‘ fragt er wieder. ‚Barbara,‘ rief mein Weib, ‚ihre Mutter selig hat so geheißen. ‚Amalie,‘ sagt das Fräulein leise, und der Herr Pfarrer tauft es Barbara Amalie; dann hat er so schön und andächtig dazu gebetet und das Kindlein, ob es zum Leben oder zum Tode bestimmt sei, dem Herrn so getreulich empfohlen, daß unsere Herzen ganz getröstet wurden.

„Kaum war der Herr Pfarrer fort, so rufen mir die Nachbarsleute: am Ufer drüben laufe man mit Fackeln und Laternen

herum und schreie herüber; es scheine, daß sie jemand suchen. ‚Ach, da sucht man mich!‘ rief das Fräulein, legte das Kindlein in die Wiege, das sie seither auf den Armen gewiegt hatte, und sprang dem Neckar zu so geschwind, daß ich kaum nachkam. Als ich sie im Schiff hinübergeführt, waren drüben Bediente vom Schloß und Mägde und Frauenzimmer, und es war ein Gefrage und Geküß, daß man meinte, das Fräulein sei schon ganz dahin und verloren gewesen; ich aber fuhr in der Stille wieder heimzu; mich trieb's zu meinem Kindlein, ich fürchtete, ich treffe es tot. Aber es war noch am Leben, und der liebe Gott hat es uns erhalten bis auf den heutigen Tag.“

„Und die vornehme Dote hat ihm gar nichts gegeben?“ fragte Christine.

„Ein goldenes Kreuzlein mit blauen Steinen an einem schwarzen Sammetbändelein hat sie von ihrem Hals genommen und dem Kind aufs Kissen gelegt,“ sagte Annemarie, „und die alte gnädige Frau von drüben hat meinem Mann einen Taler Trinkgeld geschickt und mir eine Flasche alten Wein; die Fräulein Dote aber hat nichts mehr von sich hören lassen.“

„Das war aber doch nicht schön,“ meinte Christine; „wenn's auch nur eine Nottaufe war, die Dote ist sie doch immerhin.“

„Es ist ihr nicht so übelzunehmen,“ sagte entschuldigend Annemarie; „wahrscheinlich ist sie bald heimgereist und vielleicht weit fort; die alte Frau ist gleich nachher gestorben, der junge Herr in die Fremde gereist: da ist das Fräulein wohl nicht wieder in die Gegend gekommen. Für uns war es doch ein guter Abend, das große Trinkgeld ist uns wohl bekommen, und auch das Kind hat ja ein schönes Andenken. Wie später das schwächliche Kind so gediehen ist, habe ich oft denken müssen, das Fräulein habe ihm doch Glück gebracht, weil sie so gar schön und holdselig war und so andächtig gebetet hat während der Taufe.“

Annemarie hatte unter dem Reden ihre kleine Bescherung versteckt, denn Bärbele und Christoph waren ziemlich erfroren wieder hereingekommen und horchten aufmerksam zu. Bärbele hörte gar zu gern von der unbekannten Dote erzählen, und es war ein Fest für sie, wenn sie das goldene Kreuzchen sehen oder gar ein=

mal anziehen durfte. Sie hatte kein Feenmärchen gehört und gelesen; aber wunderbar wie eine Fee erschien das holdselige Fräulein im himmelblauen Kleid in ihren Träumen, und sie meinte oft, die Dote müsse doch einmal wiederkommen.

Hannes war sehr müde und schläfrig und legte sich bald zu Bette; die Frauen aber hatten den Kindern versprochen aufzubleiben, bis man das Kindlein wiege. So suchten sie sich und die Kinder wach zu erhalten mit allerlei Geschichten und Gesprächen. Bärbele hatte viel schöne Weihnachtsreimlein von der Mutter gelernt und war stolz, daß sie fast noch mehr wußte als der große Christoph; am Ende aber schlummerte sie doch ein auf dem Schemel zu Füßen der Mutter, die, wie die Christine, auf dem Stuhl eingeschlafen war; Christoph hatte sich hinausgeschlichen, um sich mit den anderen Knaben in der Schule zu versammeln, bis es Zeit sein würde, auf den Kirchturm zu steigen.

Bärbele wachte auf, als es still, ganz still in der Stube war; die Mutter und Christine schliefen noch, das Ämpelein war erloschen, nur das klare Mondlicht erhellte das Stübchen. Sie schlich leise hinaus und blickte hinauf zum Turm, wo man einige Lichtlein funkeln sah. In dem Augenblick schlug die Glocke zwölf und von oben erklang von all den hellen Kinderstimmen das Wiegenlied des göttlichen Kindes: „Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren!"

Das klang dem Kinde so wunderbar, wahrhaftig wie eine Stimme vom Himmel; sie dachte nicht mehr an die vornehme Pate, nicht an alle Herrlichkeit der Welt, die nicht für sie bestimmt war; es war ihr, als habe sie einen Strahl von dem Glanz des Himmels gesehen, und tief, tief drückte sich das heilige Gefühl der Weihnacht in ihre junge Seele.

Der Morgen des heiligen Christfestes war angebrochen, ein klarer frischer Wintermorgen; wie Tausende von Brillanten schimmerte der Schnee im Sonnenschein. Im Dorf herrschte die feierliche Stille, die auf dem Lande so schön den Sonntag vor den

Arbeitstagen auszeichnet. In den Häusern rüstete man sich zum Kirchgang; nur Kinder sah man auf den Straßen, die blaugefrorenen Gesichtchen glänzend von der Freude des Morgens; da und dort biß eins in den köstlichen Lebkuchen. Aus Häusern, wo man reichlicher bescherte, kamen kleine Mädchen mit rosenroten Schürzchen und einer neuen Puppe auf dem Arm; dicke Buben, die in eine hölzerne Trompete bliesen, und die anderen sammelten sich um die Glücklichen und staunten die neuen Schätze an.

Bärbele hatte keine Puppe und kein neues Schürzchen; mit dem verzierten Herzlebkuchen hatte die Mutter all ihre Mittel erschöpft; aber ihr Winterkleidchen, aus einem alten Rock der Mutter verfertigt, war sauber und warm, ihr blondes Haar, schön glänzend und glatt gekämmt, in Zöpfchen geflochten, die zu ihrem großen Stolz hinten gerade wie Wegzeiger hinausstanden; sie war so vergnügt wie die anderen und stellte sich mit dem schönen Lebkuchen, den sie gar nicht wagte anzubeißen, stolz unter die kleine Schar.

Aber als die Kinder zusammenstanden und sich erzählten, bis wann sie zu dem Döte oder der Dote bestellt seien; als nach der Kirche da und dort eines mit strahlendem Gesicht reich beladen mit den Geschenken einherzog, die kleinen Geschwister neugierig und jubelnd hintendrein: da ward dem Bärbele doch das kleine Herzchen schwer, und sie schlich sich betrübt zur Mutter, um zum hundertstenmal zu fragen, warum denn sie keine Dote habe. Um sie zu trösten, band ihr die Muter das schöne goldene Kreuzchen um und versicherte sie, das sei eigentlich mehr wert als alles, was die anderen Kinder von ihren Paten bekommen; nun war die Kleine wieder vollkommen glücklich und hob ihr Köpflein so hoch sie vermochte, nur damit jedermann den neuen Schmuck an ihrem Hälschen sehen und bewundern konnte.

Nachmittags war im Dorf große Bewegung, und die Straße stand voll Leute. Der gnädige Herr vom Schlößlein drüben sollte mit seiner jungen Frau und vielen Gästen auf Schlitten durchs Dorf kommen; sie hatten geglaubt, der Neckar werde fest genug gefroren sein, um die Fahrt auf Schlitten hinüberwagen zu

können; dem war aber nicht so, und die Fergen hielten das große Wagenschiff bereit, um die Schlitten hinüber zu befördern.

Ein großer Schlitten war im Dorf eine seltene Erscheinung, da gewöhnlich hier der Neckar den Schlittenfahrten ein Ziel setzte; drum war alt und jung in Bewegung, da man auch neugierig war, den jungen Herrn Baron wiederzusehen.

Die Voreltern des Barons hatten freilich eine größere Bedeutung für die Dorfbewohner gehabt, ihnen hatte das Dorf mit mehreren anderen der Gegend zu eigen gehört. Jetzt hatte der junge Baron nur noch einige Rechte, den Besitz des Schlößchens und der schönen Güter, die dazugehörten; aber er war doch immer noch eine wichtige Person für die Bauern, die ihn hatten unter sich aufwachsen sehen. Die alte gnädige Frau war sehr gut gegen die Armen gewesen, und man freute sich, das lang verschlossene Herrenhaus endlich wieder geöffnet zu sehen.

„Sie kommen, sie kommen!" schrien atemlos ein paar Knaben, die vors Dorf hinaus der Schlittenfahrt entgegengegangen waren und nun mit den Pferden in die Wette hereinsprangen.

Unter lustigem Schellengeklingel, mit mutigen Rossen bespannt, fuhren drei elegante Schlitten mit Tiger- und Bärenfellen bedeckt durchs Dorf. Man erkannte den jungen Herrn an der freundlichen Höflichkeit, mit der er ringsum grüßte; auch die Dame neben ihm in dem weißen Pelz, dem blauen Sammethut mit wehenden Federn verneigte sich freundlich; ihr Gesicht aber konnte man nicht recht sehen, da sie es mit einem feinen blauen Schleier vor dem Wind geschützt hatte.

Am Neckarufer gab es zum großen Vergnügen der Zuschauer einen langen Aufenthalt; ein Teil der Herren und Damen wollte aussteigen und sich im Kahn übersetzen lassen, während man die Schlitten langsam auf dem Wagenschiff überfuhr.

Solange die anderen mühselig und unbeholfen aus ihren Umhüllungen krochen, schlüpfte die junge Baronin gewandt aus dem warmen Fußsack und verließ den Schlitten; die Bewunderung der Kinder, die mit aufgesperrten Mäulern zusahen, wurde durch die zierlichen Atlasstiefelchen, mit weißem Pelz besetzt, auf höchste gesteigert.

Der Fergenhannes hatte seinen besten Sonntagsstaat angelegt, den dreispitzigen Hut statt der Pudelmütze aufgesetzt und stand bereit, seine vornehmen Kunden überzufahren. Der Wind wehte den Schleier zurück von dem schönen blühenden Gesicht der Dame, und dem sonst so schweigsamen Fergen entschlüpfte ein Ausruf der Überraschung.

Die Dame beachete es nicht; sie blieb einen Augenblick stehen, ehe sie das Schiff betrat und blickte nachdenklich über den Fluß hinüber. „Da drüben bin ich einmal in großer Angst gestanden," sagte sie lächelnd zu ihrem Gemahl; „ich habe dir's schon einmal erzählt, es war am Weihnachtsabend. Ich war immer ängstlich und leicht zu erschrecken."

„Darum brauchst du guten Schutz," sagte zärtlich der Baron und half ihr sorgsam in das Schiff.

Dem Christoph hatte der Ferge erlaubt, daß er rudern helfen durfte; Bärbele hatte sich ihr Vorrecht als des Fährmanns Töchterlein nicht nehmen lassen: sie saß in ihrem Feststaat am Schnabel des Schiffs und schaute halb in Angst, halb in Freude mit ihren großen runden Augen nach der schönen Dame, die ihr wie ein leibhafter Engel vom Himmel vorkam.

Jetzt blickte auch die Dame auf das Kind und rief verwundert: „Das ist ja mein blaues Kreuzchen, das ich so gern als Kind und als Mädchen getragen! Kind, woher hast du das?"

„Von meiner Dote," sagte Bärbele sehr bestimmt, in geheimer Angst, man wolle ihr das Kleinod nehmen.

„Was ist eine Dote?" fragte die Dame, der diese Benennung fremd war, die aber eine plötzliche Erinnerung überflog. — „Eine Dote ist eine, wo einem ein schönes Christkindle (Weihnachsgeschenk) gibt!" rief Christoph herzhaft herüber, erschrak aber über seine eigene Keckheit.

Bärbele hatte die Mutter von frühesten Jahren an so oft und viel gefragt: „Was ist eine Dote?" daß sie die Antwort auswendig wußte und jetzt wie ein Sprüchlein andächtig hersagte: „Meine Dote hat in der heiligen Taufe für mich gesprochen, daß ich dem lieben Gott wolle treu sein; sie hat auch versprochen daß sie sich an Seel' und Leib um mich annehmen wolle."

„Hat sie das?“ fragte die Dame, der nun wieder die volle Erinnerung an jenen Weihnachtsabend erwachte, während der Ferge, der sie gleich erkannt, vom Ufer stieß, halb verlegen, halb verwundert über sein keckes kleines Mädchen.

„Und wie heißt denn deine Dote, mein Kind?“ fragte nun die Baronin, indem sie sich liebevoll zu der Kleinen niederbeugte.

„Amalie,“ erwiderte Bärbele bestimmt, „sie ist ein vornehmes Fräulein, und ich heiße Barbara Amalie.“

„Und Ihr habt mich damals von meiner Angst befreit und herübergeführt!“ rief die Dame, sich rasch zu dem Fergen wendend, „und das ist das schwache Kindlein, das ich in der niederen Stube über die Taufe hielt in jener Nacht, die mir nachher immer wie ein Traum vorkam?“

„Wann war denn das?“ fragte der junge Baron, der nicht recht begriff, wovon die Rede sei. — „O, du warst damals auf der Reise, und ich war hier bei deiner Mutter,“ sagte die junge Frau, und während der Ferge unter dem Rudern dem gnädigen Herrn die einfache Geschichte jener Nacht erzählte, hatte sie das Kind zu sich auf die Bank gesetzt und streichelte seine frischen kalten Wangen, und sagte ihm, daß sie die Dote Amalie sei, was dem Bärbele nun das Wunderbarste von allem erschien.

Sie waren am Ufer angekommen und Hannes wollte eilig abstoßen, um die anderen herüberzuholen; Bärbele wäre gern wie ein Fischlein geschwind hinübergeschwommen, um der Mutter die merkwürdige Geschichte zu verkünden; die Baronin sagte nur noch im Aussteigen: „Bärbele, liebes Kind, willst du diesen Nachmittag mit deiner Mutter zu uns herüberkommen? Bitte, kommt gewiß, ganz gewiß!“ und sie ging mit ihrem Gemahl zu Fuß voraus, da die Schliten noch nicht übergeschifft waren.

Bärbele aber, sobald der Vater am anderen Ufer angefahren war, wollte nichts mehr sehen von Damen und Herren. Sie sprang, so schnell ihre Füßchen gehen wollten, zur Mutter und schrie ganz atemlos: „Mutter, Mutter! die Dote, die Dote Amalie — und sie ist so arg schön — und sie ist die neue gnädige Frau, und wir sollen zu ihr kommen!“ Annemarie hatte nur zu tun, bis sie das Kind beruhigte und nach und nach die Sache erfuhr;

da war's ihr denn freilich auch fast so merkwürdig wie ihrem Bärbele.

Ja, es war so. Die neue gnädige Frau war die unbekannte Dote, die damals als ganz junges Fräulein in die arme Fergenhütte gekommen war. Die Zeit und ein rascher Wechsel von Erlebnissen hatten sie ganz das kleine Patchen vergessen lassen, das sie auch schon für sterbend gehalten, als sie es damals auf den Armen hielt; nun aber wollte sie die Versäumnis gutmachen.

Es war beinahe Abend, als endlich Frau Annemarie sich ein Herz gefaßt hatte und im allerschönsten Putz mit ihrem Bärbele am Schloß drüben ankam; der Vater hatte sie nur bis ans Ufer begleitet. Mit Herzklopfen stiegen sie die breiten Treppen hinauf und betraten das schöne Vorzimmer, in dem sie die Kammerjungfer warten hieß. Sie durften nicht lange harren; bald kam die junge Frau Baronin selbst, die nun, ohne die vielen warmen Hüllen, dem Bärbele erst recht wie ein Engel vorkam. Sie bot der schüchternen Annemarie herzlich die Hand, freute sich, daß sie wieder so gesund und rüstig sei, und erzählte ihr die Ursache, warum sie solange nicht mehr in die Gegend gekommen sei, so daß die gute Frau ganz zutraulich wurde.

„Aber ich muß anzünden!“ rief plötzlich die Dame und eilte rasch davon. — Nach einer Weile klang ein silbernes Glöckchen und Bärbele und ihre Mutter wurden von der Kammerfrau in den großen Saal geführt.

Ach was für eine Herrlichkeit ging da dem armen Kinde auf! Zur anderen Tür waren all die Herren und Damen eingetreten; aber Bärbele scheute sich nicht vor ihnen, sie meinte fast, sie sei geradewegs in den Himmel hineingekommen; da kam es auf ein paar Engel mehr oder weniger nicht mehr an.

Der große Saal war ganz neu und prächtig gemalt und von der Mitte der Decke hing ein kristallener Kronleuchter mit hellen Kerzen; auf den Tischen unten brannten wieder viele Lichter in silbernen Leuchtern, und grüne Tannenbäume, die in der Eile noch vom Walde gebracht worden waren. Dazwischen standen allerlei

reiche und zierliche Geschenke und pächtiges Zuckerwerk, und die Lichter und die Gaben und all das schöne neue Gerät im Saal flimmerten und funkelten zusammen, daß es Bärbele war wie im Traum und auch Frau Annemarie nichts konnte, als ihre Hände zusammenschlagen.

„Sieh, Kind, das ist deine Bescherung!“ sagte die Dame vom Schloß und führte Bärbele an einen eigenen Tisch, der mit gar herrlichen Dingen besetzt war; „komm, nimm, das ist alles dein!“ sagte sie ermutigend, „deine Pate ist dir ja von lange her das Weihnachtsgeschenk schuldig geblieben.“ Bärbele nahte zagend mit gefalteten Händchen. Von der Mutter war sie gelehrt worden, ehe sie daheim ihre kleine Bescherung in Empfang nahm, vorher ein Weihnachtsverslein zu beten; darum legte sie auch jetzt die Hände zusammen und betete, was ihr eben im Anblick dieser Pracht einfiel:

„Der Sohn des Vaters, Gott von Art,
Ein Gast in der Welt hie ward;
Er führt uns aus dem Jammerthal
Und macht uns Erben in sein'm Saal.“

Die Herren und Damen, die auf das Bauernmägdlein wie auf ein ergötzliches Schauspiel gesehen hatten, fühlten ihr Herz seltsam bewegt von des Kindes frommen Worten, und die Dote fürchtete fast, ob sie mit ihren reichen Geschenken nicht des Kindes einfachen Sinn verderben könnte.

Sie hatte freilich nicht darauf gerechnet, daß sie heute noch einem Patchen bescheren werde; aber sie hatte ein gutes, freundliches Gemüt und wußte, daß sie überall Kinder treffe, denen sie Freude machen könne. Darum hatte sie allerlei niedliche Kleinigkeiten mitgenommen, die jetzt lauter Wunder waren für Bärbele; dazu guten warmen Kleiderstoff, und als Königin über allem saß eine prächtige Puppe, der Dame eigene Puppe noch, die sie von den Kinderjahren her aufbewahrt hatte und die nun dem neuentdeckten Patchen geopfert wurde.

Bärbele brauchte eine gute Weile, bis ihre Schüchternheit und Überraschung sie zu Worte kommen ließ; bis sie wagte, so prächtige

Dinge als ihr Eigentum anzusehen. Allmählich aber wachte ihre ganze Lebhaftigkeit auf, sie vergaß alles um sich her und brach zum großen Ergötzen ihrer Dote in lauten Jubel aus über jedes kleine Stückchen. „Lueg, Mutter, lueg!“ rief sie immer wieder, „aber wie schön! aber das ist noch schöner! das ist am allerschönsten!“ Freilich verstand sie den Gebrauch all der schönen Dinge nicht so recht, hielt das zierliche Häubchen für einen Halskragen, die gehäkelten Schuhe für Handschuhe und das feine weiße Taschentüchlein für ein Halstuch; aber die Puppe, die prächtige Puppe! die konnte sie gar nicht genug mit ihren verklärten Augen anstaunen.

„Und das hat dir alles die gnädige Frau Dote gegeben,“ ermahnte sie die Mutter. „Ja,“ sagte ihr Bärbele halblaut ins Ohr; „aber ich weiß noch was, der liebe Gott ist eigentlich schuld dran. Ich habe schon oft hehlingen (heimlich) gebetet, er soll machen, daß auch meine schöne Dote wiederkomme.“ Gerührt hörte es die Dote und gelobte sich im stillen, auch durch zu viele Güte nicht den frommen, einfältigen Sinn des Kindes zu verwirren.

Als ein Wunder des Dorfs war Bärbele mit ihren Schätzen vom Schloß zurückgekommen, hatte aber all ihren kleinen Kamerädlein reichlich ausgeteilt und besonders ihren großen Kameraden Christoph nicht vergessen.

So wunderbar und herrlich ist es nun freilich nicht immer zugegangen; die vornehme Pate lernte Maß halten in ihre Güte. Aber sie hat sich getreulich des Kindes angenommen, und ohne ihr die bescheidene Heimat und den Stand zu entleiden, in den sie Gott gesetzt, hat sie ihr vieles noch mitgeteilt, was ihren Geist aufhellte und ihr das Leben bereicherte, und was sie geschickt machte, vielen mit ihren Kräften zu dienen.

Bärbele wurde die freundliche, geduldige Gespielin der kleinen Barone und Baronessen, die treue befreundete Dienerin ihrer gütigen Patin, die sich auf sie verlassen konnte in allen Dingen.

Viele Jahre sind nun seit jenem Weihnachtsabend vergangen; der Fergenhannes und seine gute Annemarie ruhen im Grabe, die Baronin Amalie auch, und ihre Kinder sind in fernen Landen. Das Schloß aber wird schön und sorgfältig imstande gehalten von der stattlichen Frau Verwalterin, die einmal das kleine Bärbele war. Bärbele ist Witwe und haust mit ihrem Töchterlein Amalie in einem unteren Zimmer des Schlosses; die schönen oberen Zimmer hütet sie und hält sie in Ehren auf die Zeit, wo die Herrschaft wieder einmal einziehen wird.

Die Frau Verwalterin ist weit umher geehrt und gesucht wegen ihrer Herzensgüte und wegen des klugen und verständigen Rats, den arm und reich bei ihr finden. Am Abend spaziert sie oft hinunter zur Fähre und plaudert da ein halb Stündchen mit dem Fergen; er heißt nicht mehr Fergenhannes, aber Fergenstoffel, und ist Bärbeles alter Kamerad Christoph.

Wenn Weihnachten kommt, so erzählt sie ihrer Tochter manchmal von jenem wunderbaren Christfest, wo die fremde Dote kam und ihr so viel Herrliches beschert; sie schüttelt dann wohl mit wehmütigem Lächeln den Kopf dazu und sagt: „Das ist nun alles lange vorüber!“ Wenn aber in der heiligen Weihnacht um die Mitternachtstunde der Gesang vom Turme tönt: „Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren!“ so schaut sie mit freudig leuchtendem Blick gen Himmel und sagt: „Das geht nicht vorüber und die schönste Weihnacht ist uns noch aufgehoben!“

Kann sein, 's ist auch so recht.

In der Vorstadt von K. stand ein kleines Haus mit einer freundlichen Werkstatt, worin der Schreinermeister Müller vom Morgen bis zum Abend geschäftig war. Es war ein nettes Häuschen, und Frau Grete, sein Weib, sorgte, daß die Fenster schön hell blieben und das kleine Gärtchen neben dem Hause durch den ganzen Sommer in reichem Blumenschmucke stand.

Müllers waren noch junge Leute, doch war auch schon manches Leid durch das Häuschen gegangen; schon dreimal hatte der Schreiner einen kleinen Sarg fertigen müssen, worin man ihm ein Kindlein forttrug. Wilhelm, ein aufgeweckter Knabe, und zwei kleine Mädchen, Katharine und Margarete waren ihnen noch geblieben. Müllers Haus war ein stilles und friedfertiges, die Nachbarn wußten zulieb und zuleid wenig von ihnen zu sagen. Mit Müller Streit zu bekommen, wäre wahrhaftig schwer gewesen; er war die zufriedenste Seele auf der Welt. „Wer weiß, ob's nicht auch so recht ist?" war seine gewöhnliche Redensart bei allem, was dem Anschein nach schief oder unglücklich ging, und sein Weib, das mehr ängstlicher, sorgenvoller Natur war, wurde bei aller Liebe oft ungeduldig, wenn er so gar gelassen blieb, auch da, wo sie dachte, etwas Mißliches hätte sich noch abändern lassen. Solche Gelassenheit ist eine Tugend; sie kann aber auch zum Fehler werden, wenn man darüber versäumt, sich so, wie es nun einmal in der Welt nötig ist, um sein Fortkommen zu bemühen.

„Wilhelm, gehst du nicht heut in den Wald?" fragte Grete, „es wird am Eingang ein schöner Nußbaum verkauft; vielleicht könntest du billig dazu kommen."

„Warum nicht?“ sagte der Schreiner gelassen und aß gemächlich seine Morgensuppe weiter.

„Du mußt dich ein bißchen tummeln,“ trieb Frau Grete, „sonst kommst du zu spät; soll ich dir deinen Rock holen?“

„Wird nichts schaden,“ meinte der Schreiner mit unerschütterlicher Ruhe, stopfte sein Pfeiflein, zog den Rock an, guckte in den Kalender, nahm seinen Zollstab, schaute noch in die Werkstatt, ehe er sie schloß: alles so gemächlich und stet, daß Grete fast verging vor Ungeduld und wie ein Hündlein unruhig hin und hersprang. Endlich und endlich war er auf dem Wege, und Grete sah ihm erleichtert nach — da erschien er auf einmal wieder auf der Schwelle.

„Mein Nastuch!“ sagte der Schreiner ruhig.

„Ei, ei, Mann, aber was tust du wieder da?“

„Ei, daß dich! Hättest nicht auch deine Nase einmal ohne Schnupftuch putzen können?“

„Muß alles säuberlich sein,“ sagte der Mann und zog endlich ab.

Nach einer Stunde kam er wieder, klopfte die Pfeife aus, bürstete den Hut ab, hängte den Rock an den Nagel; Grete sprang immer ungeduldiger um ihn herum. „Nun, was ist's?“ fragte sie endlich, „hast den Baum?“

„Der Torschreiner hat ihn,“ sagte Wilhelm geruhig und schickte sich an, in die Werkstatt zu gehen.

„Aber nein! Du bist gewiß wieder zu spät gekommen! Gelt, so ist's?“

„Kann sein, 's ist auch so recht,“ sagte der Schreiner und ging an sein Geschäft.

War er einmal *dran*, so konnte er so viel leisten als irgendein anderer; wenn er vielleicht weniger flink war, so machte er um so steter fort.

„Hör', gestern ist der Oberamtmann vorbeigegangen,“ sagte ihm Grete ein andermal; „er hat mich gefragt, ob du so neumodische Möbel mit krummen Füßen machen könnest.“

„Warum nicht?“ sagte der Meister.

„Ich hab's gleich gedacht, daß du's wohl könnest,“ sagte Grete;

„jetzt solltest du aber hinaufgehen zum Herrn Oberamtmann und es sagen; er wird die Aussteuer für seine Tochter bestellen."

„Mit dem Herumlaufen ist nichts getan," meinte der Schreiner; „wenn sie das Zutrauen zu mir haben, so werden sie schon selber kommen."

„Du weißt nicht," sagte die besorgte Grete, „wie man sich wirklich um seine Nahrung wehren muß! Der Torschreiner hat schon gestern ein Spuckkästchen zum Präsent hinaufgeschickt, um sich zu empfehlen; gib acht, der schnappt dir die Kundschaft wieder weg!"

„Kann nichts machen," sagte Müller ergeben, „kann sein, 's ist auch so recht."

Da kam denn Grete oft in rechten Jammer und konnte sich nicht enthalten, einer Nachbarin zu klagen, wie sie eben doch nicht recht vorwärts kommen können, trotz ihres Mannes Fleiß, weil er nicht verstehe, sich zu rühren.

„Schreinerin, versündig' Sie sich nicht!" sagte die Nachbarsfrau, „kein rechtschaffenerer Mann als der Ihre; so fleißig beim Geschäft, so still und friedfertig, so ein guter Vater zu seinen Kindern und ein christlicher frommer Mann! Das stete Wesen muß Sie ihm lassen, ‚jedes trage des andern Last' steht in der Bibel; das ist noch lang kein Kreuz; man muß sich hüten vor unnötigen Klagen, sonst schickt uns unser Herrgott erst ein rechtes Kreuz zu. Der kleine Wilhelm wird wifer (lebhafter) als sein Vater."

Der kleine Wilhelm war wirklich ein ordentlicher Junge. Er lernte fleißig, obgleich sein Lehrer meinte, einen ausgezeichneten Lernkopf habe er gerade nicht, es sei mehr Fleiß als Talent; er hütete die Schwesterlein, wenn die Mutter zu arbeiten hatte, und konnte in freien Stunden dem Vater zur Hand gehen. Sein Sinn aber stand eigentlich nicht nach dem Schreinerhandwerke; — nicht, daß er begehrt hätte, ein vornehmer Herr zu werden — nein, Wilhelm hatte ein genügsames Gemüt, aber er hatte sich in den Kopf gesetzt, er möchte Steinhauer werden. Der Vater hatte einmal die Schreinerarbeit an einem großen neuen Hause übernommen; Wilhelm half hie und da und war überhaupt gern

auf dem Bauplatze, wie denn ein so neues Haus, wo alle Türen und Tore offen sind, immer ein lustiger Tummelplatz für Kinder ist. Alles war schön und gut an dem neuen Gebäude; aber am schönsten erschien ihm doch ein fein und kunstreich ausgehauenes Portal, das ein fremder Steinhauermeister gefertigt hatte. Seitdem ging Wilhelm fortwährend mit dem Gedanken um, einmal Steinhauer zu werden. Der Vater wollte es ihm ausreden: Maurerrei ist ein unsicheres Handwerk, hat eben im Sommer zu schaffen, das gibt im Winter leichtsinnige Leute; ungesund ist's auch, und du könntest lang arbeiten, bis es einmal an dich käme, so künstliche Sachen auszuhauen, du einfältiger Bub'!" Wilhelm aber probierte es oft in der Stille; besonders gern zeichnete er die Grabsteine ab, die auf dem Kirchhof der kleinen Stadt standen; es kam ihm gar zu schön vor, nach dem Tode noch seinen Namen so in Stein festgebildet zu haben. Der Vater hatte auf die kleinen Gräber der Geschwister hölzerne Kreuze gemacht, aber die fielen jetzt schon zusammen.

Das wirkliche Kreuz, vor dem die Nachbarin der Frau Grete bang gemacht hatte, suchte bald und unversehens das friedliche Häuschen heim. Ein schweres Nervenfieber brach in der Stadt aus, der Schreiner und sein Weib wurden fast zugleich davon befallen. Das war eine große und bittere Not. Arme Leute können keine Krankenwärterin halten, auch war in der schwer heimgesuchten Stadt eine solche kaum mehr um teures Geld zu finden; die gute Nachbarin war selbst krank; andere Weiber, die ab und zu gingen, trugen mehr aus dem Hause fort, als sie brachten. Wilhelm tat sein möglichstes, die Eltern zu pflegen und die Schwestern zu hüten; aber er war solcher Sorgen ungewohnt, und oft schlich er sich hinters Haus in das kleine Gärtchen, um sich recht auszuweinen, weil er ganz ratlos war. Grete jammerte und seufzte viel, der Vater aber sagte nur manchmal mit einem müden Lächeln zum Wilhelm: „Kann sein, 's ist auch so recht." Seine Ruhe lag nicht allein in seiner Gemütsart; er hatte wirklich gerlernt, von Herzen sein Anliegen auf den Herrn zu werfen, und er betete viel in der Stille, da er wohl ahnte, daß noch Leid genug über sein Haus kommen würde.

Und so war's auch; — ein Unglück kommt selten allein. Grete wurde allmählich, wenn auch langsam, wieder gesund. Der Schreiner aber konnte sich nicht mehr recht erholen; er stand auf, schlich müde und matt von einem Stuhl zum andern — von Arbeiten war keine Rede. Nun dachte er wohl manchmal in der Stille, es wäre doch besser gewesen, wenn er früher etwas mehr Rührigkeit gehabt und für einen Sparpfennig gesorgt hätte; bis jetzt hatte es noch nicht einmal gereicht, das kleine Häuschen schuldenfrei zu machen.

Grete machte ihm keine Vorwürfe; sie hatte unbeschreibliches Mitleid mit ihm und pflegt ihn, so gut sie konnte. Der Erwerb stand still; sie konnte wenig verdienen, da sie den kranken Mann zu pflegen hatte — die wenigen Güterstückchen mußten nach und nach verkauft werden, die Not und Sorge war groß.

Wilhelm war dreizehn Jahre, alt genug, um die Sorge seiner Eltern begreifen zu können; wie gern hätte er Geld verdient! aber er wußte ja nicht wie, das Betteln war ihm noch nicht einmal eingefallen.

Einmal war die Not besonders groß, die Mutter hatte den letzten Kreuzer um einen Wecken für den Vater ausgegeben und kein Brot war mehr da für die kleinen Mädchen; ihr klägliches Rufen: „Mutter, Brot!“ drang ihr durchs Herz. Wilhelm konnte es vor Jammer nicht mehr aushalten, er ging hinaus und wollte Brot schaffen, aber woher? Borgen wollte der Bäcker nimmer; sollte er's wagen, sollte er mitleidige Leute ansprechen? Während der schwersten Krankheit hatten die Eltern oft Speisen aus der Stadt bekommen; jetzt dachten die Leute nicht mehr daran — o, fast beneidete er ein paar freche Buben, die neben ihren Brotsäcken an der Straßenecke spielten, daß ihnen das Betteln so leicht wurde.

Er ging weiter und betete im stillen, Gott möchte ihm helfen; so kam er bis vors Tor, wo ein neuer Bierwirt einen schönen Garten hatte. Da saßen viele lustige junge Herren beim Bier und Kegelspiel — die würden ihm schon vielleicht ein paar Kreuzer geben, dachte er. Noch immer aber blickte er verzagt durch die Türe. „Komm herein, Bub'!“ rief einer der Herren, „kannst uns

Kegel setzen." Glückselig sprang Wilhelm hinein. Bis jetzt freilich war ihm Kegelsetzen nur wie ein Geschäft für faule, zerlumpte Bettelbuben vorgekommen; aber in diesem Augenblick war's ihm eine Hilfe vom Himmel, das war doch nicht gebettelt! So flink und geschickt bediente er die Herren, daß sie ihm nach beendigtem Spiel einen Sechser und noch ein großes Stück Brot und Käse schenkten, auch hießen sie ihn am nächsten Abend wiederkommen.

Nun aber eilte er im Galopp nach Hause mit einem kleinen Laibe. Die Schwesterlein, die im Gärtchen nach Rüben suchten, empfingen ihn mit Jubel, die Mutter zuerst mit Angst: sie dachte, er habe gebettelt, und sie hätte doch nicht mehr gewagt, es ihm zu verbieten.

„Verdient, Mutter, verdient!" rief er triumphierend. Als nun die Mutter hörte, womit er es verdient hatte, gefiel ihr das nicht besonders; „Kegelstellen ist kein Geschäft" meinte sie.

„Aber weißt, Mutter, Holz spalten könnt' ich doch noch nicht", stellte ihr Wihelm vor; man muß alles lernen, ist doch nicht gebettelt und nicht gestohlen! kann sein, 's ist auch so recht." Dabei beruhigte sich die Mutter, besonders als sie sah, wie die Mädchen mit Lust in das Brot bissen und einander anlachten.

Das Kegelsetzen blieb nun freilich ein kleiner Verdienst; doch reichte es alle Tage zu einem Laib Brot, solange gute Jahreszeit war — das war schon etwas; hier und da durfte er auch eine kleine Handreichung in der Wirtschaft tun und bekam von der Wirtin Fleisch oder übrige Speisen für seine Mutter mit nach Hause oder ein abgelegtes Kleidungsstück von ihrem Mädchen für die Schwestern.

Im Herbste starb der Schreiner; er löschte aus wie ein Licht, immer freundlich, geduldig, mit allem zufrieden, aber zu schwach und zu müde, um nur viel Sorgen um die Seinigen zu haben. „Wird alles gut werden; kann sein, 's ist auch so recht," sagte er zu seinem weinenden Weibe, ehe er die Augen schloß. Seine Handwerksgenossen schenkten der Witwe den Sarg und begleiteten ihn ehrenvoll zu Grabe; Wilhelm legte des Vaters Maßstab, Winkelmaß und Hobel auf den Sarg, was die andern nicht zugeben wollten. „Laßt es liegen!" bat er; „man legt ja dem

Soldaten Schwert und Waffe auf seinen Sarg, und mit dem Werkzeug hat sich mein Vater auch redlich durchs Leben gefochten." Sie lächelten und ließen den Knaben gewähren.

Das Häuschen samt der Werkstatt mußte verkauft werden. Ehe die Familie es verließ, zimmerte Wilhelm, so gut er's konnte, ein Kreuz zurecht, das er auf des Vaters Grab steckte. „Es ist nur, daß man's kennt," sagte er zu den Schwestern; „ich kann vielleicht noch einmal einen Grabstein darauf machen." Die Mädchen hielten alles für möglich, was ihr Wilhelm tun wollte, zu dem sie mit großer Bewunderung aufblickten.

Grete zog mit den Kindern in eine Dachstube und suchte sich mit Stricken und Waschen zu ernähren.

Ein saurer Winter für die Schreinerin war vorübergegangen. Sie war viel krank gewesen und die anhaltende Kälte hatte den letzten Notpfennig aufgezehrt, den sie zu Wilhelms Konfirmation und zu einem Lehrgelde für ihn aufgespart hatte. Einen guten anständigen Anzug für ihn hatte sie noch aus alten Kleidern von ihrem Manne machen lassen — das war alles, was sie für ihn tun konnte.

In seinem neuen Rocke, der ihn bis auf die Knöchel ging und reichlich zu weit war, stellte sich Wilhelm dem Herrn Stadtpfarrer dar, der gern mit jedem Konfirmanden vor der heiligen Handlung noch allein reden wollte. Er mochte Wilhelm wohl leiden, der sich immer als gesitteter und aufmerksamer Schüler gezeigt hatte.

„Und was hast du im Sinne zu werden, Müller?" fragte der Geistliche.

„Weiß nicht," sagte Wilhelm langsam und traurig, „ich wär' gern ein Steinhauer geworden, aber 's langt nicht bei uns zu einem Lehrgelde, weil eben mein Vater so lange krank gewesen ist und so bald gestorben . . ." Er schluckte das Weinen gewaltsam hinunter, weil er dachte, das schicke sich doch nicht vor dem Herrn Stadtpfarrer.

„‚Kann sein, 's ist auch so recht,‘ hat allemal mein Vater g'sagt,“ setzte er mit betrübtem Lächeln hinzu.

„Dein Vater hat recht gehabt, wenn er's im rechten Sinne gemeint hat,“ sagte ernst und wohlwollend der Pfarrer; „ich will dir deines Vaters Wahlspruch in einen Bibelspruch übersetzen: ‚Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.‘ Das erwäge in deinem Herzen; möge es auch an dir zur Wahrheit werden!“

Dem guten Pfarrer tat das Herz weh, daß er dem Knaben kein Versprechen für die Zukunft geben konnte; aber er hatte selbst für ein Haus voll großer und kleiner Kinder zu sorgen, und die Stadtgemeinde war arm und konnte nicht viel tun; zudem waren der Schreiner und seine Frau nicht aus dem Orte gebürtig. An seinem Konfirmationstage hatte Wilhelm, wie das so Sitte ist, bei seiner Dote, der verwitweten Frau Kastenknecht, gespeist, bei der seine Mutter vorzeiten in Dienst gestanden war. Sie war eine gute Frau und hätte ihm, obwohl nicht reich, doch gewiß gern geholfen; denn Wilhelm war ihr Vorleser, der ihr am Sonntag nach der Kirche die Zeitung von der ganzen Woche her gegen eine Belohnung von einem Kreuzer und einem Wecken lesen mußte; aber sie hatte längst ihr kleines Vermögen an einen Schwiegersohn abgegeben, der keineswegs zu den Freigebigen gehörte. So war auch von dieser Seite her für den armen Wilhelm nichts zu hoffen.

Den Tag der ersten Abendmahlsfeier hatte er in der Stille daheim bei seiner Mutter zugebracht; sie waren miteinander auf des Vaters Grab gegeangen, das außer dem hölzernen Kreuze mit einem Rosenstock bezeichnet war. „O Mutter,“ sagte Wilhelm mit glänzenden Augen, „siehst du, was der alte pensionierte Herr Oberst für einen schönen Grabstein hat? ein Schwert und eine Fahne darauf; nein, aber was das schön ist! O Mutter, wenn ich hätte können ein Steinhauer werden und dem Vater so einen Grabstein aushauen! Das müßte ihn noch im Himmel freuen.“

„O Büble, wie schwätz'st!“ sagte die Mutter, „was hätte dein Vater mit einem Säbel und einer Fahne zu schaffen?“

„Ei, das braucht er auch nicht! ich wollt' sein Schreinerwerkzeug ganz nett und fein aushauen, und dir, Mutter, ach was wollt'

ich dir erst einen schönen machen!" Die Mutter mußte in aller Betrübnis hell auflachen, daß ihr der Wilhelm in seinem Eifer noch bei Lebzeiten einen Leichenstein setzen wollte.

Sie gingen endlich wieder heim und mit leisem Herzweh an ihrem ehemaligen Häuschen vorüber. Die Mutter sah sich noch einmal danach um und sagte seufzend: „Das wär' mir lieber als der schönste Grabstein!"

Still und friedlich saßen sie beisammen in dem kleinen Dachstübchen; es war schon Dämmerung, als es an der Türe klopfte. „Herein!" rief die Mutter verwundert und sah mit Erstaunen Herrn Kohlmeier, den Bierwirt, eintreten, in dessen Garten Wilhelm hier und da Dienste tat.

„Wollte fragen, was Sie mit dem Buben im Sinne hat," sagte der Wirt nach herablassendem Gruß.

„Weiß nicht, Herr Kohlmeier," sagte die Witwe, „sein Herz stünde nach einem Maurer; ich meinesteils hätte gern einen Schreiner aus ihm gemacht, aber Lehrgeld haben wir zu keinem."

„Weiß Sie was?" sagte noch gnädiger der Wirt, „laß Sie den Buben mir! wir haben ihn nicht ungern; er ist alert und ehrlich, man braucht in einer Wirtschaft das ganze Jahr so einen Buben zu allerlei, und lernen kann er in alleweg da und dort etwas; Lehrgeld kostet's bei mir nicht, ich will sogar noch für seine Kleider sorgen. Bis morgen verlange ich Antwort," sagte der Wirt, indem er aufstand; „besinn' Sie sich nicht zu lang! es wird Ihr nicht zweimal so geboten werden."

Die Mutter schlief diese Nacht wenig; der neue Gedanke wollte ihr nicht in den Kopf, und am anderen Morgen in aller Frühe war sie beim Herrn Stadtpfarrer, um ihm ihre Bedenken vorzutragen. Posselbub' in einem Wirtshaus! Das kam ihr doch gar zu gering für ihren Wilhelm vor, der so brav in der Schule gelernt hatte. Und was sollte dann später aus ihm werden, und wieviel Schlechtes konnte er in einem Wirtshaus mitanhören? Auch dem Pfarrer tat es leid, und doch redete er der Witwe zu, es anzunehmen, nachdem er sich näher erkundigt hatte. Die Wirtsleute standen in Achtung, besonders war die Frau gutmütig

und rechtschaffen; der Wirt versprach auch, ihn später das Brauhandwerk zu lehren und — andere Auskunft wußte niemand.

So zog denn Wilhelm, von tausend Tränen und Ermahnungen seiner Mutter begleitet, bei dem Wirte ein. Ihm selbst war es nicht so leid, wenn er doch einmal kein Steinhauer werden sollte; sie waren im Hause meist freundlich gegen ihn gewesen, und eben das Vielerlei, was es da zu tun gab, war für einen munteren Burschen unterhaltend. „Kann sein, 's ist auch so recht!" sagte er beruhigend zu der Mutter, als er ihr zum Abschiede die Hand bot.

Wenn Frau Müller befürchtet hatte, ihr Wilhelm werde beim Brauer zum Müßiggange angehalten, so war wenigstens diese Furcht eine grundlose gewesen. Der Wirt hatte geglaubt, der Bursche sei eigentlich ganz überzählig. Aber man hätte denken sollen, Wilhelm sei die wichtigste Person des Hauses, der eigentliche Schluß- und Eckstein des ganzen Anwesens; denn „Wilhelm!" schrie es den ganzen Tag, von dem Boden, aus der Stube, aus der Küche, aus dem Stalle, vom Keller; jedes im Hause hielt es, wie es schien, für seine besondere Aufgabe, den Wilhelm zu beschäftigen. „Wilhelm, geh' und hol' den Küfer!" rief der Herr; „Wilhelm, du könntest auch Luischen im Wägele fahren!" sagte die Frau; „Wilhelm, hol' mir geschwind Schnittlauch und Petersilie!" befahl die Köchin; „Wilhelm, warm Wasser in die obere Stube!" wünschte das Stubenmädchen; „Wilhelm, bring' den Herren drunten im Garten Zündhölzchen!" verlangte der Kellner; „Wilhelm, trag' mir ein paar Flaschen!" bat die Kellnerin; „Wilhelm, hol' Wagenschmiere!" schrie der Hausknecht. Dazu kamen noch die kleinen Buben des Hauses, denen er Pfeile schnitzeln und Schifflein machen sollte, und Luischen, dem er Goldkäfer fing; er wußte in Wahrheit oft gar nicht, wo sein Kopf stand und war am Abend abgehetzt wie ein Windhund, wenn er dem Hausknechte noch helfen sollte Stiefel wichsen und der Hausmagd die Spüllumpen vors Fenster hängen.

Er war aber gesund, munter und gutwillig, so hatten sie ihn alle gern; Hunger leiden durfte er nicht, obgleich er selten zu ordentlicher Zeit essen konnte, und bekam noch manchmal für

seine Mutter etwas geschenkt oder ein kleines Trinkgeld. Seine glücklichsten Zeiten waren, wenn er das kleine Luischen im Wägelchen fahren durfte; da fuhr er auf eine freie grüne Wiese oder auf den Friedhof, der sein liebster Gang war. Die Schwestern kamen mit ihrem Strickzeuge dazu; sie spielten zusammen mit dem Kinde und plauderten davon, was sie tun würden, wenn sie reich wären. „Ich würde euch so schöne Kleider bringen," versprach Wilhelm, „und der Mutter ein warmes, wollenes Kleid und einen gepolsterten Lehnsessel, und auf des Vaters Grab da ließe ich so einen schönen Stein setzen!" Er probierte auch immer noch Zeichnungen zu Grabsteinen, die oft wunderlich genug ausfielen, da er stets das Handwerkszeug eines Schreiners darauf anbringen wollte.

Nur mit dem Lernen sah es fatal aus, und die Mutter seufzte oft im stillen, wenn sie an die Zukunft dachte. Er lernte freilich gar viel und mancherlei, vor allem sich in die Leute schicken, freundlich, gefällig und nachgiebig sein, was eine nützliche und oft schwere Kunst ist; er lernte von der Mutter seinen Dienst mit willigem Herzen tun und das Kleinste nicht veruntreuen, wozu er so oft Gelegenheit gehabt hätte. Aber ein rechtes nützliches Gewerbe, einen ordentlichn Beruf für seine Zukunft erlernte er doch nicht. Nimand hatte Zeit, ihm etwas in Ruhe zu zeigen; von jeder Arbeit wurde er wieder an eine andere geschickt, und die Mutter selbst, eine ehrbare Handwerkerstochter, hielt eben viel mehr auf ein *ordentliches* Gewerbe als auf das Kellner- und Bedientenwesen.

Wenn sie sich lang genug darüber abgegrämt hatte, so fiel ihr ihres Mannes Sprichwort wieder ein und des Pfarrers Auslegung, und sie dachte: „Der liebe Gott wird schon einen Ausweg für mein Büblein finden, wo ich keinen weiß."

Eines Abends war Wilhelm auf einen Sprung bei der Mutter. Katharine, die älteste Schwester, die nun auch bald konfirmiert wurde, nähte emsig. „Nicht wahr, Mutter," fragte sie, „wenn ich mit dem Hemde fertig bin, und noch mit einem, so langt's zu einer neuen Schürze?"

„Nicht ganz," sagte die Mutter; „für eins bekommst du zwölf Kreuzer, da mußt du wenigstens drei fertigmachen."

„Weißt' was, Mutter?“ flüsterte dieser Wilhelm ins Ohr, „morgen, am Feiertag, ist Scheibenschießen; da muß ich zeigen, das gibt ein Extratrinkgeld, der Herr hat's schon gesagt — dann kauf' ich dem Kathrinle einen Schurz!“

Die Mutter seufzte wieder; sie konnte nun und nimmer an solchem Verdienst eine Freude haben, es kam ihr nicht recht wie ein ehrlicher Erwerb vor; doch wollte sie ihm die Freude nicht verderben. „Nimm dich nur in acht, daß dir nichts geschieht bei der Schießerei!“ rief sie ihm noch nach, als er ging.

Es war ein prächtiges Wetter am Feiertag, und eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich in dem großen Garten des Bierbrauers zu dem festlichen Scheibenschießen versammelt. Allerlei wertvolle Gewinnste: silberne Löffel, schöne Deckelgläser usw. waren als Preise für die besten Schützen bereitgelegt, und da die Frauen nicht immer gut sehen zu solchen Belustigungen, dachten sich die Männer doch ein freundliches Gesicht zu erwerben, wenn sie einen hübschen Gewinn mit nach Hause brächten.

Wilhelm stand hinter der Scheibe und zeigte durch eine aufgesteckte Nummer an, was getroffen worden war; die Schützen lachten und jubelten, je nachdem einer eine besonders hohe oder sehr niedrige Nummer getroffen hatte; ins Schwarze hatte noch keiner geschossen. Unter den Schützen war auch Gustav Brand, ein junger Kaufmannssohn, der zum erstenmal sein Heil versuchen wollte. Er war kein glücklicher Schütze, und die andern begleiteten seine Fehlschüsse mit lautem Gelächter; dadurch wurde er immer ärgerlicher, immer hitziger. Ohne das Zeichen zum Schuß abzuwarten, drückte er wieder los; ein Jammergeschrei erscholl hinter der Scheibe — Wilhelm hatte nicht Zeit gehabt, beiseite zu springen, und lag getroffen in seinem Blute.

Das war ein plötzlicher Schlag unter Lust und Lachen. Der junge Brand wurde fast ohnmächtig und lehnte bleich wie eine Leiche an einem Baume, andere sprangen dem winselnden Knaben zu Hilfe. „Tot ist er nicht,“ schrien einige; „der Fuß ist's!“ rief ein junger Apotheker, der unter der Gesellschaft war; „legt ihn

nur auf eine Bank, daß er zu Bett getragen werden kann!" Inzwischen hatte sich nicht nur die Schützengesellschaft um den Verwundeten gesammelt — die ganze Wirtschaft: Hausfrau, Brauknechte, Köchin, Stubenmädchen, Hausmagd, was Füße hatte, rannte herbei; alle Kinder und sonstiges Volk, das sich auf der Straße in der Nähe des Schießplatzes umgetrieben hatte, brachen in den Garten ein. Es war ein fürchterlicher Tumult, und der arme Wilhelm wäre vielleicht vor lauter mitleidigen und hilfbereiten Händen zugrunde gegangen, wenn nicht der Chirurg des Orts, ein ehemaliger Feldscherer, ein Mann von gewaltiger Stimme und Gestalt, Ruhe geboten und kommandiert hätte, den Kranken wegzutragen.

„Nur hinauf in eine Gaststube," rief die mitleidige Wirtin, „wo ein Bett überzogen ist!"

„Zu meiner Mutter!" rief kläglich flehend der Kranke mit seiner letzten Kraft.

„Dummheit!" sagte der Chirurg, „was kann ein armes Weib noch einen Kranken pflegen?"

„O, zu meiner Mutter!" bat er noch einmal, „ich will bei meiner Mutter sterben."

So trugen sie ihn denn mit ungeheurem Geleite zu der armen Mutter; natürlich war schon ein Trupp Gassenbuben vorausgejagt, atemlos wetteifernd, wer zuerst der Witwe die Kunde bringen könne: „Ihr'n Wilhelm hat man geschossen! den Fuß ab oder tot! Jetzt bringt man ihn!"

Den Leuten, die den Knaben trugen, war's bang gewesen auf das Geschrei, Schimpfen und Klagen der Witwe; das aber war ihre Sache nicht, auch war ihr der Schreck bis ins Herz gedrungen und hatte sie fast gelähmt. Ganz still führte sie die Leute mit dem ächzenden Knaben herauf, ganz still deckte sie mit zitternden Händen ihr Bett auf; aber sie war todbleich, sah so jammervoll aus, daß Wilhelm selbst in all seinen Schmerzen ihr gern etwas zum Troste gesagt hätte; es fiel ihm aber nichts ein als des Vaters Sprichwort: „Kann sein, 's ist auch so recht!" sagte er mit schwacher Stimme und schloß ohnmächtig die Augen.

Der Kranke war verbunden und lag in guter Hut und Pflege in der Mutter reinlichem Bett, die Tag und Nacht nicht von ihm wich. Wohl hatte er noch in Schmerz und Todesschwäche richtig gefühlt, daß sein Platz bei der Mutter war; so gut der Wille war im Wirtshause, er hätte nie die Pflege haben können, wie bei ihr, und wenn sie auch zu ihm gekommen wäre, sie hätte ja doch seine Schwestern nicht mitnehmen können.

Wilhelm litt freilich viel Schmerzen, aber eigentlich war's ihm doch in seinem Leben nie besser gegangen als in dieser Krankheit. Der herumgeschobene Posselbube war auf einmal eine wichtige Person geworden; die Herzensgüte und Dienstfertigkeit, die er gegen alle gezeigt, trug jetzt Zinsen. Nicht nur die Wirtin schickte gute Betten und kräftige Suppen für ihn, die Köchin selbst, obgleich sie nicht leicht zu Fuß war, keuchte die Treppen der Witwe herauf, um ihn zu trösten und ihm gute Bissen zuzustecken; auch der Hausknecht sah nach ihm und brachte ihm von seinen Ersparnissen süßes Biskuit und alten Wein, den er zwar nicht trinken durfte, der aber der Mutter um so besser bekam.

Nach dem Unglück waren viele gute Bekannte und Freunde zu der Witwe gekommen und hatten ihr geraten, klagend gegen den Urheber des Unglücks, den jungen Brand, aufzutreten und eine recht hohe Entschädigungssumme zu verlangen. „Nein, Schreinerin, das müßt Ihr nicht tun!" riet ein alter Pfiffikus von Nachbar; „Ihr geht nicht vor Gericht, Ihr geht zu Brandes und droht mit der Klage! da könnt Ihr Geld genug aus ihnen herausschlagen, so reiche Leute fürchten sich vor Gericht zu kommen."

„Mutter, das alles tust du nicht!" bat Wilhelm, als der Nachbar fort war; „der junge Herr Brand ist immer freundlich gegen mich gewesen, er hat's nicht mit Absicht getan, und war ihm selber leid genug; — wir wollen tun, was wir können, um ihm keinen Verdruß zu machen."

So unterblieb, auf die herzliche Bitte des Sohnes und der Witwe, die gerichtliche Untersuchung. Die reiche, angesehene Familie, die alles Aufsehen fürchtete, war sehr dankbar dafür, und der junge Brand, dem es von ganzem Herzen leid tat, wußte gar nicht, was alles er dem Kranken zuliebe und zur Erquickung tun

sollte. Die ganze kleine Stadt wurde aufmerksam auf die Schreinerswitwe, jedermann wußte Gutes von ihr, schickte etwas für den Kranken und versprach Arbeit und Beistand für die Zukunft.

Noch lange, ehe Wilhelm sich selbst an den guten Bissen erquicken konnte, die man ihm schickte, sah er mit leuchtenden Augen, wie in der Mutter ärmlicher Stube nun fast Überfluß einkehrte; wie die Schwestern sich labten an den guten Dingen, wie die viele Liebe und Teilnahme der Mutter so wohl tat. „Gelt, Mutter," sagte er lächelnd, „kann sein, 's ist auch so recht? wie sind doch die Leute so brav!"

„O Büble," seufzte die Mutter, „das geht bald vorbei! nachher denken sie alle nicht mehr an uns, und was soll's mit dir werden, wenn dein Fuß nicht mehr recht wird?"

„Kommt gewiß recht, Mutter!" tröstete Wilhelm, „weißt ja, was der Herr Stadtpfarrer sagt; freu dich doch derweil, daß die Leute so brav sind!"

Wilhelm lag lange krank; alle Kosten seiner Verpflegung wurden aber reichlich aus dem Brandschen Hause bestritten. Endlich war er hergestellt; aber sein Fuß war nicht wieder ganz und gerade geworden, er konnte nur langsam mit Hilfe eines Stockes gehen.

Was nun tun? Die vielen Leute, die während seiner Krankheit für ihn gesorgt, hatten wieder anderes zu tun und zu sorgen; der Stadtpfarrer dachte daran, ihn zu einem Lithographen in eine größere Stadt zu bringen, da er viel Talent zum Zeichnen zeigte — aber unentgeltlich würde ihn keiner nehmen.

Da ließ eines Tages der alte Herr Brand Wilhelm rufen. Mit großem Respekte trat dieser in das schöne Zimmer und vor den im grünsaffianen Lehnstuhle sitzenden alten Herrn, den er immer wegen seines goldenen Stockknopfes und seiner silbernen Tabaksdose von weitem bewundert hatte.

„Höre, mein Sohn," begann recht wohlwollend der alte Herr, „setz' dich da auf den Stuhl! das Stehen geschieht dir doch sauer; — du und deine Mutter, ihr habt euch bei dem Unfall, der meinem Sohne zugestoßen ist, recht brav benommen, recht ordentlich, ich

muß gestehen. Du weißt, daß deine Pflege- und Kurkosten von uns bestritten worden sind; aber wir wollen noch mehr tun. Was willst du jetzt anfangen? Herr Kohlmeier würde dich schon wieder aufnehmen, aber du siehst wohl ein — ein Laufbube, der am Stocke geht, der taugt nicht; auch in meiner Handlung könnte ich dich so nicht beschäftigen. Wie wär's, wenn du nach Amerika gingest?"

Das kam dem Wilhelm so verwunderlich vor, als wenn man ihn hätte in den Mond schicken wollen; er selbst hatte sein Lebtage nie daran gedacht, und er blieb ganz stumm.

„Mein Sohn ist so gar weichherzig," fuhr der alte Herr fort; „er sagt, das Herz tue ihm weh, so oft er dich sehe. Da möchte ich ihm nun die Last abnehmen, wenn dir zugleich ein Gefallen damit geschähe, siehst du . . ." Und der Kaufmann nahm aus einer Kommode zwei Rollen und zählte auf den roten Tischteppich zweihundert bare Guldenstücke. „Sieh, soviel sollst du haben!" sagte er; „das reicht zur Überfahrt und bleibt ein schöner Überschuß; dazu wollte ich dich noch an einen Freund in New York empfehlen! Nun geh nach Hause und rede mit deiner Mutter!"

Der alte Herr hatte es gut berechnet, daß er den Vorschlag zuerst dem Knaben machte. Der Mutter kam der Gedanke schrecklich vor, ihren einzigen Sohn, ihren Liebling, übers Meer zu lassen; dem Wilhelm aber war bereits die Heimat überm Meer als goldenes Hoffnungslicht aufgegangen, da mußte alles noch gut werden!

Auch andere nüchterne Leute redeten der Witwe zu; sie sah es selbst für Pflicht an, ihr Mutterherz zum Opfer zu bringen und nahm des Kaufmanns Anerbieten dankend an.

Wilhelm wurde von verschiedenen freundlichen Händen ganz gut ausgestattet, „wie ein Prinz", meinte die kleine Margarete, die sich eigentlich viel einbildete, daß sie einen Bruder habe, der nach Amerika ging, während Kathrinchen immerfort weinte.

Im Frühling reiste Wilhelm ab; am Abend vor seiner Abreise besuchte er noch des Vaters Grab mit den Schwestern und nahm ein grünes Zweiglein mit. „Ihr werdet sehen," sagte er leise, als sie gingen, „ich halt' doch noch Wort." Seine Mutter be-

gleitete ihn bis Heilbronn; sie konnte ihn einer braven Familie empfehlen, die auch die Überfahrt machte. Wilhelm blieb ziemlich getrosten Mutes; aber die Mutter meinte, wenn sie nur sterben dürfte auf der Stelle, wo sie ihren Knaben ziehen lassen mußte. „Sei ruhig, Mutter!“ tröstete sie Wilhelm unter Tränen, „kann sein, 's ist auch so recht!“

Zehn Jahre waren vergangen, seit die Schreinerin ihren Sohn hatte ziehen sehen, und nur zweimal hatte sie in dieser Zeit kurze Nachricht von ihm erhalten. Es betrübte sie oft; aber die Leute sagten ihr, daß es die Amerikaner nicht anders machen; „aus Amerika schreiben sie nur, wenn sie Geld wollen, und euer Wilhelm weiß wohl, daß bei euch nicht viel zu holen ist.“ Grete konnte nicht glauben, daß ihr Wilhelm auch so einer geworden sei; eher fürchtete sie, er sei tot, oder es gehe ihm schlecht und er wolle sie nicht betrüben.

Ihr selbst und ihren Töchtern ging es nicht eben schlimm. Katharine hatte einen guten Dienst, Margarete hielt mit ihrer Mutter eine Strickschule für kleine Bürgermädchen und verdiente daneben noch manches mit Nähen. Es war fast, als ob seit Wilhelms Unglück bessere Tage bei ihnen eingekehrt wären, und die Mutter sagte oft, es sei ihr eigentlich betrübend, daß das Büble mit seinem Fuß habe das Opfer für sie werden müssen.

Da kam eines Tages der Herr Kaufmann Brand selbst keuchend und pustend in großer Wichtigkeit zu der Witwe. „Frau Müller, man schreibt mir aus Heilbronn, daß allda eine Kiste an Sie aus Amerika angelangt sei, so schwer, daß man sie kaum ans Land schaffen könne; es soll selbst jemand auf den Platz, um den weiteren Transport zu bestimmen. Natürlich,“ wandte er sich zu der bestürzten Frau, die in stummem Erstaunen die Hände zusammenschlug, „darf Sie sich keinen törichten Einbildungen hingeben, als ob Geld in einer solchen Kiste käme, das schickt man aus Amerika nicht in Kisten! Ich habe ohnehin ein Reischen nach Heilbronn vor, da kann Sie meinetwegen mitfahren.“ Den alten

Herrn stach selber der Vorwitz, was denn der Schreiner-Wilhelm in einer so schweren Kiste schicke.

Obgleich er der Witwe empfohlen hatte, zu schweigen, so breitete sich doch alsbald im Städtchen die Kunde aus, daß in Heilbronn eine Kiste voll Gold an die Schreinerin angekommen sei, so schwer, daß sie zehn Rosse nicht fortschaffen können. Man bot ihr bereits Häuser und Grundstücke zum Kauf an; jedermann war von jeher „der best' Freund" zu ihr gewesen und erinnerte sie vielfältig daran, wie viel er seinerzeit an ihrem Wilhelm getan habe, „wo er seinen Fuß gehabt hatte". Wenn es nicht doch etwas weit gewesen wäre, die Leute wären haufenweise nach Heilbronn gelaufen, um die Goldkiste zu sehen; Margarete und Katharine aber gingen die Nacht durch, um am andern Vormittage zugleich mit dem Gefährt des Herrn Brand in Heilbronn einzutreffen. So halb und halb glaubte Kathrinchen doch auch an die Goldkiste; die Mutter nicht, sie dachte nur, daß ihr Sohn noch lebe und an sie denke.

Die Kiste war ausgeladen und lag auf dem Zollamte, es war auch ein Paket samt Briefen dazu da. Die Witwe mußte sich setzen vor Bewegung und Rührung — alles stand in atemloser Spannung umher, als die Kiste geöffnet wurde. „Ein Stein! ein Leichenstein!" rief Katharine. „Ein Grabstein für den Vater!" rief Margarete. „Wilhelm hat Wort gehalten!"

Ja, es war ein Leichenstein für den verstorbenen Schreiner. Über dem schön gearbeiteten Fuße waren aufs feinste gemeißelt und malerisch geordnet die Werkzeuge des Schreiners; darüber stand der Name des Vaters in schönen Goldbuchstaben, auf der andern Seite aber der Spruch: „Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand und keine Qual rühret sie an." Ein goldenes Kreuz erhob sich auf dem Steine.

Alle bewunderten die schöne, feine, kunstvolle Arbeit; nur die Kaufleute fanden es unsinnig, die hohen Frachtkosten an etwas zu wenden, das man ja im Lande auch hätte hübsch anfertigen können, wenn Wilhelm das Geld dazu geschickt haben würde. Die Witwe zerfloß in Tränen der Rührung — Katharine mußte ihr den Brief vorlesen.

„Endlich ist's gelungen, liebe Mutter!“ schrieb Wilhelm, „und ich kann auf des Vaters Grab das Denkmal setzen, wie es mein Wunsch gewesen ist von Kind auf. Ich habe mir's oft sauer werden lassen müssen und habe mir vorgenommen, ich wolle nicht mehr schreiben, bis mir's auch recht gute gehe. Das ist jetzt so, Gott sei Lob und Dank! Ich bin nun Bildhauer allhier in New York, mache aber nichts als lauter Grabsteine und kann nicht damit fertig werden, so viel habe ich zu tun. Ich darf nur noch die feine Arbeit daran machen, und das kann ich wohl, trotz meinem Fuß, der auch besser geworden ist. Ich verdiene soviel Geld, daß ich gar keine Sorge mehr habe. Ich schicke euch hier ein weniges, zweihundert Dollars in einem Wechsel, will aber mehr schicken, wenn ihr zu mir kommen wollt nach Amerika; ihr sollt es gut bei mir haben. Auch schicke ich kleine Geschenke für die Schwestern und an alle meine guten Freunde; das feine Petschaft mit seinem Namen an den jungen Herrn Brand, zum Zeichen, daß ich ihm nichts nachtrage; er hat gut und rechtschaffen gegen uns gehandelt, und Gott hat alles zum Besten gewendet!

„Machet mir die Freude und kommet zu mir! Ich kann dir, liebe Mutter, noch gute Tage machen, und lasset meinem Vater den Stein von einem rechten Meister auf sein Grab setzen.“

Die Einwohnerschaft von K. war freilich enttäuscht, als statt der Goldkiste ein Leichenstein ankam; doch wurde auch dieser gehörig bewundert, und es gab eine wahre Wallfahrt zu dem Grabe des langvergessenen Schreinermeisters, um das Denkmal der Kindesliebe zu beaugenscheinigen.

Zum Zuge nach Amerika wollte sich Frau Grete nicht entschließen. „Ich bleib' zweimal so gern hier, lieber Wilhelm,“ schrieb sie ihm, „seit des Vaters Grab so zu Ehren gekommen; es ist mir fast eine Verlegenheit, weil nicht einmal die Frau Speziälin so ein schönes Grabmal hat. Daß du aber ja keinen so kostbaren Stein mehr schickst, wenn ich einmal sterbe! Das täte dich ja soviel Porto kosten. Der Stadtrat hat mir versprochen, daß ich einmal neben deinem Vater selig begraben werde, da gilt dann des Vaters Grabstein auch für mich. Gott segne dein treues Herz und lasse dir's wohl gehen in Zeit und Ewigkeit!“

Sie erlebte noch die Freude, daß ihr Wilhelm sie besuchte, nachdem er ihr vorher schon das eigene Häuschen wiedergekauft und ihre alten Tage leicht gemacht hatte. Er war ein stattlicher, hübscher Mann, obgleich er an einem Stocke gehen mußte. Er wurde bei dem jungen Herrn Brand, der sich verheiratet hatte, zu Gaste geladen, und Kohlmeiers Lischen, nun eine schöne Jungfrau, hat sich entschlossen, als seine Frau mit ihm nach Amerika zu gehen.

Die Schwestern wollten die Mutter nicht verlassen, solange sie lebe. „Kann sein, 's ist auch so recht," sagte der Schreiner-Wilhelm.

Verlag Jugend Hort